

OBERSCHLESISCHER

137910

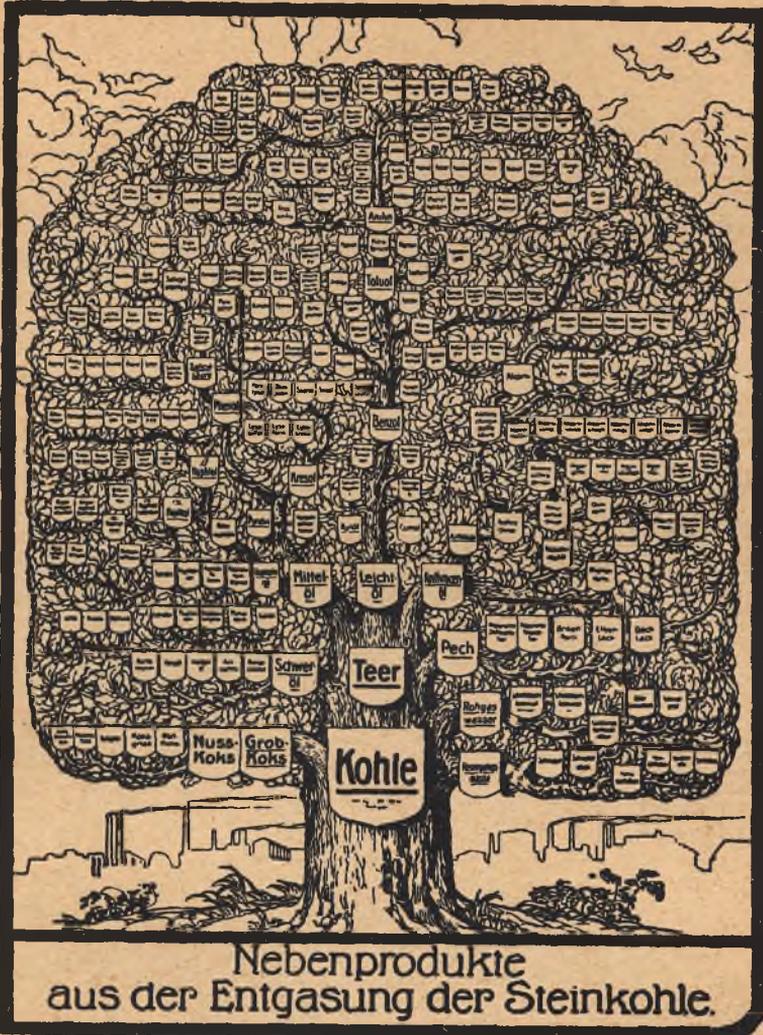
II

VOLKS- KALENDER

GLÜCK AUF
1934



VERLAG: RIEDINGERS BUCH-UND STEINDRUCKEREI/RATIBOR O/S.
BEILAGE ZUM „OBERSCHLESISCHEN ANZEIGER“
„GENERAL-ANZEIGER FÜR SCHLESISIEN UND POSEN“



Roche
Brate
Backe
Heize



Städtische Betriebswerke Ratibor OS.



Das Waagehaus in Neisse.
(Zu „Neisse als Renaissance-Stadt“ v. Prof. Dr. Knöfel. S. 102.)

Die Unterlagen zum Bildschmuck des vorliegenden Jahrganges entstammen der Kunstwerkstätte des Herrn Photographen A. Jüttner in Riemertsheide, Bezirk Meisse-Land (früher in Ratibor).

Glück auf!

Oberschlesischer Kalender
für das Jahr

1934

Herausgegeben unter Mitarbeit schlesischer
Schriftsteller, Zeichner und Photographen
Schriftleitung: Robert Karger

8. Jahrgang



Katibor OG.

Druck und Verlag: Riedinger's Buch- und Steindruckerei

Riedinger's Buch- und Steindruckerei

Gegründet 1797 **Ratibor, Oberwallstr. 22/24** Fernspr. 2541

Graphische Kunstanstalt u. Zeitungsverlag :: Kreisblattdruckerei

Modern eingerichtete Buchbinderei mit den neuesten Hilfsmaschinen

Faltschachtelfabrikation in allen Größen
und Ausführungen mit und ohne Druck

Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art in Buch- und Steindruck — Katalogen und Preislisten in Schwarz- und Mehrfarbendruck — Werken — Zeitschriften — Tabellen für Handel, Industrie und Landwirtschaft

133.
Jahrgang

Oberschlesischer Anzeiger

133.
Jahrgang

General-Anzeiger für Schlesien und Posen

Oberschlesische Neueste Nachrichten

mit der täglichen Unterhaltungsbeilage „Hausfreund“ und den wöchentlichen illustrierten Beilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24

Eigene Geschäftsstellen: Beuthen OS., Dyngosstraße, Ecke Kaiser-Franz-Josef-Platz (Tel. 2316) — Hindenburg, Dorotheenstraße 8 (Tel. 3988) — Gleiwitz, Ecke Wilhelm- und Brenneckestr. (Tel. 2600) — Oppeln — Neisse — Leobschütz, Roßmarkt 6 (Tel. 26) Rybnik (Polnisch-Oberschlesien), ul. Mlynska 3

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Der „Anzeiger“ ist das gelesenste Blatt in **Stadt- und Landkreis Ratibor**, in den **Kreisen Cosel, Leobschütz und Neustadt**, außerdem ist er gleichmäßig in großer Auflage über unsere **Heimatsprovinz Oberschlesien** verbreitet.

Erschöpfende politische Tagesschau

Umfangreicher Nachrichten- und Handelsdienst durch Telefon und Radio

Sonder - Abteilungen:

Landwirtschaft
Kunst und Wissenschaft
Technik und Verkehr
Radiotechnik
Sport
Gesundheitspflege
Autosport

Die Frau
Recht und Gesetz
Wirtschafts- und Kommunale
Tagesfragen
Photo-Ecke
Ziehungslisten der Preußischen
Klassen-Lotterie

Wortwort



„Glück auf“ 1934

Sylbesternacht! Wie ein Geheimnis weh't's
aus deines lichten Sternenmantels Falten,
und wie sich neu das Schicksal wird gestalten,
im ew'gen Horoskop am Himmel steht's.

Wer löst der Zeichen rätselhaften Fluß?
Wer will der Zeiten Lauf prophetisch künden?
Wer mag im stummen Sternenreigen finden,
was fürder kommen soll, was kommen muß?

Ich grüble nicht — es geht der Gottesstrom
des Geins durch alle erdgeborenen Wesen,
der sie, von dieser Zeitlichkeit genesen,
empor einst trägt im grenzenlosen Dom.

Empor zu ihm, der Welten mühlos lenkt,
der uns in ewigtreuer Vatergüte
ein neues Jahr mit Knospe, Blatt und Blüte
und reichem Erntesegeu wieder schenkt.

R. R.



Januar-Eismond



Die in diesem Kalendarium angegebenen Zeiten für Sonnen- bezw. Mondauf- und Untergang gelten für den 50.° nördl. Breite (Kathbor = 50.1'). Der Unterschied zwischen mitteleuropäischer und Ortszeit beträgt für Kathbor 12 Min. 57 Secd., die also bei jeder Feststellung in Bezug zu bringen sind.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
W	1 Neuj. Besch. Chr.	Neujahr	16,28	8,44
D	2 Nam.-Jes.-Fest	Abel, Seth	17,38	9,12
M	3 Genovefa	Enoch	18,49	9,34
D	4 Titus	Methusalem	20,00	9,51
F	5 Telesphorus	Simeon	21,11	10,06
S	6 Ersh. d. Herrn	Epiphania	22,22	10,20
1. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Lut. 2, 42—52.			Sonnen- U. 7,58 U. 16,15	
S	7 1. n. Ersh. Lucian	1. n. Ep. Julian	23,35	10,33
M	8 Severinus ☉	Erhard	—	10,45
D	9 Julian	Beatus	0,51	11,01
M	10 Agathon	Paulus Einsf.	2,10	11,22
D	11 Hyginus	Hyginus	3,34	11,50
F	12 Arkadius	Reinhold	5,01	12,29
S	13 Gottfried	Hilarius	6,18	13,26
2. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.			Sonnen- U. 7,54 U. 16,24	
S	14 2. n. Ersh. Felix	2. n. Ep. Felix	7,22	14,42
M	15 Maurus ☉	Maurus	8,07	16,11
D	16 Marcellus	Marcellus	8,39	17,44
M	17 Antonius	Antonius	9,02	19,14
D	18 Petri Stuhl.	Priska	9,20	20,38
F	19 Kanut	Sara	9,35	22,00
S	20 Sabian, Sebast.	Sabian, Seb.	9,49	23,18
3. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13			Sonnen- U. 7,48 U. 16,35	
S	21 3. n. Ersh. Agnes	3. n. Ep. Agnes	10,04	—
M	22 Vincentius ☉	Vincentius	10,21	0,34
D	23 Emerentiana	Emerentiana	10,41	1,49
M	24 Thimotheus	Thimotheus	11,07	3,01
D	25 Pauli Bekehr.	Pauli Bek.	11,39	4,11
F	26 Polykarp	Polykarp	12,22	5,13
S	27 Joh. Chrylost.	Joh. Chrylostom.	13,16	6,04
4. Woche. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16.			Sonnen- U. 7,40 U. 16,46	
S	28 Septuag. & d. Gr.	Septuag. Karl	14,18	6,46
M	29 Franz v. Sales	Valerius	15,27	7,16
D	30 Martina ☉	Adelgund	16,38	7,40
M	31 Petr. Nolascus	Vigilius	17,50	7,58

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Ausgew. und zusammengestellt für sämtliche Monate von Franz Liebich.

Untrügliche:

Ist das Wetter hell und klar,
Wird ein schöner Januar,
Wenn's dagegen stürmt und schneit,
Fehlt es mit der Schönheit weit.

Wenn's regnet im Jänner, mußt dich nicht
[drum scher'n,
's ist ja erst der Anfang, 's kann noch viel
schlimmer wer'n.

Je kürzer im Januar die Nacht sein mag,
Um soviel länger ist der Tag.

Trügliche:

Schöner Neujahrstag, fruchtbares Jahr.

Träum' in der Neujahrnacht vom Wasser nicht,
Es bringt dir Tränen für das ganze Jahr.

Trägt deine Braut am Neujahr enge Schuh',
Kommt Unglück in der Eh' dazu.

Morgenröte am Neujahrstag
Unwetter bringt und große Plag'.

Ist der Jänner hell und weiß,
Wird der Sommer sicher heiß.

Reichlich Schnee im Januar
Machet Dung fürs ganze Jahr.

Jabian und Sebastian (20.)
Treiben den Saft im Baum hinan.

Winteröde

Wolkig quillt der Himmel auf den Grund,
Schneegries rieselt aus des Weltalls Schlund,
Kreidig ist die Erde eingedeckt,
Schwarzer Baumgerippe Drohung schreckt.

Flockennebel hüllt die Ferne dicht,
Hat so bleichen Schein wie Totenlicht,
Gläsern hüllt Dich eine Glocke ein, —
So verlassen muß einst Sterben sein!

Schwarze Krähe hockt im tiefen Schnee,
Herz, Dir ist, wie ihr, nach Leben weh,
Bis ein Rauch, der matt aus Hütten quillt,
Bis ein Schlittenglöcklein neu Dich stillt.

Christine von Winkler.



Februar-Hornung

Am 13./14. Februar totale Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Ignatius	Brigitte	19,01	8,13
S	2 M. Lichtm.	Mar. Reinig.	20,12	8,28
S	3 Blasius	Blasius	21,24	8,41
5. Woche. Vom Säemann. Luf. 8, 4—15.			Sonnen- U. 7,30 U. 16,58	
S	4 Sexag. Andr. Corj.	Sexag. Veronika	22,39	8,53
M	5 Agatha	Agatha	23,56	9,08
D	6 Dorothea	Dorothea	—	9,26
M	7 Romuald ●	Richard	1,17	9,50
D	8 Joh. v. Matha	Salomon	2,39	10,22
S	9 Apollonia	Apollonia	3,58	11,10
S	10 Scholastika	Scholastika	5,06	12,15
6. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luf. 18, 31—43.			Sonnen- U. 7,19 U. 17,10	
S	11 Quinqu. Desider.	Stomibt Euph.	5,58	13,36
M	12 Eulalia	Eulalia	6,35	15,06
D	13 Benignus	Benignus	7,02	16,38
M	14 Aschermitt. † ●	Aschermittw.	7,22	18,05
D	15 Faustinus	Faustinus	7,39	19,30
S	16 Juliana †	Juliana	7,54	20,52
S	17 Donatus	Konstantia	8,09	22,11
7. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.			Sonnen- U. 7,07 U. 17,22	
S	18 1. Fastig. Simeon	1. Invok. Konfard.	8,25	23,29
M	19 Gabinus	Susanna	8,44	—
D	20 Eleutherius	Eucherius	9,08	0,45
M	21 Eleon. (Qu.) ●	Eleonora (Qu.)	9,38	1,57
D	22 Pet. Stuhl.	Petri Stuhl.	10,17	3,03
S	23 Petr. Dam. †	Serenus	11,07	3,59
S	24 Matthias	Matthias	12,07	4,44
8. Woche. Von der Verkürung Christi. Matth. 17, 1—9.			Sonnen- U. 6,53 U. 17,34	
S	25 2. Fastig. Walb.	2. Remln. Victor.	13,14	5,17
M	26 Alexander	Nestor	14,24	5,44
D	27 Leander	Leander	15,36	6,04
M	28 Romanus	Justus	16,48	6,21

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Wer seinen Pelz im Leihhaus hat,
Bekommt sehr leicht den Winter satt.

Laut es vor und auf Mattheis (24.),
Dann sieht es schlecht aus mit dem Eis.

Trügliche:

Friert es nicht im Hornung ein,
Wird's ein schlechtes Kornjahr sein.

Dichtmeh (2.) im Schnee,
Palmtag (25. 3.) im Klee.

Heftige Nordwinde im Februar
Vermelden ein fruchtbares Jahr;
Wenn Nordwind aber im Feber nicht will,
So kommt er sicher im April.

Eiszapfen um Fastnacht (13.)
Dem Flachs lange Böpf macht.

Die heilige Dorothe (6.)
Watet gern im Schnee.

Karneval

Glutroter Rausch von Klang und Licht.
Raschelnde Wirrnis buntpapierner Streifen.
Pierrett tupft Puder auf ihr brennendes Gesicht
und läßt sich von der Wildheit eines Kumba greifen.
Das Schlagzeug tobt in fiebernder Beseffenheit,
und lenkt mit lautem Eigensinn den heißen Reigen.
Schwermütig klagt der Saxophone krankes Leid,
und zärtlich blüht die weiche Sehnsucht brauner Geigen.
Ein Tango wiegt sich hin in leichtem Pantherschritt.
Goldfunken rieseln knisternd über seidene Gewänder.
Tiefdunkel schwingen die Akkorde der Gitarren mit.
Traumschauer wehen auf wie Duft geheimnisvoller Länder.
Jetzt reißt das Banjo eifersüchtig Traum und Duft entzwei
und schrillt und schwirrt in kichernden Kadenzen.
Die Jazztrompete gießt mit grellem Wollustschrei
metallne Flammen in die jäh erwachte Raserei
und treibt und heßt zu immer ungestümern Tänzern . . .

Da wogt heran ein dunkler, schwerer Stundenschlag
und überströmt den Sternentraum der stillen Dächer —
Aus Wunderfernen glüht empor der neue Tag
und füllt mit Silberglanz die leergetrunkenen Becher.
Der Tag geht leuchtend durch den buntgetünchten Saal,
hebt ernst und feierlich den edelsteingeschmückten Strahlendegen
und zwingt den bleichgewordenen Gauklerfürsten Karneval,
das Narrenzeppter und die Flitterkrone abzulegen.

Nun hallt und knirscht und dröhnt es dumpf und schwer
und findet hunderfachen Widerhall von allen Seiten:
Aus dunklen Hausgewölben stampft das graue Heer
schweigsamer Menschen, die zur harten Arbeit schreiten.

Leonhard Hora.



* Die Juden feiern ihr Passahfest am 31. März.

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Albinus ☽	Albinus	18,00	6,36
F	2 Simplicius †	Simplicius	19,13	6,49
S	3 Kunigunde	Kunigunde	20,27	7,01
9. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Lut. 11, 14—28.			Sonnen- U. 6,39 U. 17,46	
S	4 3. Fasttg. Kasim.	Okuli Abrianus	21,45	7,16
M	5 Friedrich	Friedrich	23,05	7,33
D	6 Perpetua	Fridolin	—	7,55
M	7 Thom. v. Aqu.	Felicitas	0,26	8,25
D	8 Joh. de Deo ☉	Philemon	1,45	9,06
F	9 Franziska †	Franziska	2,55	10,02
S	10 40 Märtyrer	Henriette	3,52	11,16
10. Woche. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15.			Sonnen- U. 6,24 U. 17,57	
S	11 4. Fasttg. Eulog.	Cätare Rosina	4,33	12,40
M	12 Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	5,01	14,08
D	13 Euphrasia	Ernst	5,25	15,35
M	14 Mathilde	Zacharias	5,42	17,00
D	15 Longinus ☽	Christoph	5,58	18,23
F	16 Heribert †	Cyriakus	6,13	19,43
S	17 Gertrud	Gertrud	6,29	21,03
11. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—59.			Sonnen- U. 6,10 U. 18,09	
S	18 Fasttg. Cyrillus	Judika Anselmus	6,47	22,22
M	19 Joseph	Joseph	7,09	23,37
D	20 Joachim	Hubert	7,37	—
M	21 Benediktus	Benediktus	8,13	0,47
D	22 Octavian	Kasimir	8,59	1,49
F	23 Otto † ☉	Eberhard	9,55	2,38
S	24 Gabriel	Gabriel	10,59	3,17
12. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.			Sonnen- U. 5,54 U. 18,20	
S	25 Palmf. Mar. Bert.	Palm. Mar. Bert.	12,09	3,46
M	26 Ludger	Emanuel	13,20	4,08
D	27 Rupert	Rupert	14,31	4,26
M	28 Guntram	Malchus	15,43	4,41
D	29 Gründonnerst.	Eustasius	16,56	4,56
F	30 Karfreitag †	Karfreitag	18,11	5,09
*S	31 Karst. † ☽	Amos	19,28	5,23

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Unrügliche:

Märzenschnee und Jungfernpracht
Halten kaum noch über Nacht.

Im März, das ist wohl überall bekannt,
Dann kommt gewöhnlich der Lenz ins Land.

Ist's Märzgebirg stark, so wird sich zeigen,
Daß viele Nebel im Monat aufsteigen.

Trügliche:

Kasser März ist für keines Bauern Herz;
Der der Sonne wehrt, wird wenig begehrt.

Märzengrün ist nicht schön.

Märzenschnee tut den Saaten weh.

Ein Malter Märzstaub ist eine Krone wert;
Doch allzu frühes Laub wird gern vom Frost
[berzehrt.

Wenn der März als Wolf kommt,
Geht er als Schaf fort,
Wenn er als Schaf kommt,
Geht er als Wolf fort.

Märzenschein

Weich wie ein laues Bad
Fließt rings der Märzenschein,
Hüllt mit wohliger Flut
Kahles Geäste ein.

Bläuliche Meislein gehn
Trippelnd hinan am Baum,
Leises Gezirpe füllt
Klingend den blauen Raum.

Wohliger Märzenschein
Gleitet wie linde Hand
Ueber der Seele still
Wartendes Gartenland.

Sieh, am schwarzen Gesträuch
Blinzelt schon scheues Grün,
— Balde, balde, mein Herz,
Wird's auch in Dir wieder blühn!

Balde klingt auch in Dir
Leuchtend ein Frühlingston,
Lausche, lausche nur still,
Heimlich hörst Du ihn schon!

Christine von Winkler.



* Die Juden feiern das zweite Passahfest am 1. April, das siebente Passahfest am 6. April und Passahende am 7. April.

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
13. Woche. Die Auferstehung des Herrn. <small>Mark. 16, 1-8.</small>			Sonnen- U. 5,39 U. 18,30	
*S	1 Oster Sonntag	Oster Sonntag	20,48	5,39
M	2 Oster Montag	Oster Montag	22,11	6,00
D	3 Richard	Christian	23,33	6,28
M	4 Isidorius	Ambrosius	—	7,05
D	5 Vinc. Ferrer	Maximus	0,47	7,57
*S	6 Cölestinus	Trenäus	1,48	9,06
*S	7 Hermann	Cölestin	2,33	10,26
14. Woche. Friede sei mit Euch. <small>Joh. 20, 19-31.</small>			Sonnen- U. 5,24 U. 18,41	
S	8 W. Sonnt. Albert	1. Quas. Viktorius	3,05	11,51
M	9 Mar. Kleophä	Bogislaus	3,29	13,16
D	10 Ezechiel	Daniel	3,48	14,39
M	11 Leo der Gr.	Hermann	4,04	16,01
D	12 Julius	Julius	4,19	17,20
S	13 Hermenegild	Justinus	4,34	18,39
S	14 Tiburtius	Tiburtius	4,51	19,58
15. Woche. Vom guten Hirten. <small>Joh. 10, 11-16.</small>			Sonnen- U. 5,09 U. 18,52	
S	15 2. n. Ost. Anastaf.	2. M. D. Olymp.	5,11	21,15
M	16 Drogo	Carissius	5,37	22,28
D	17 Anicetus	Rudolf	6,09	23,34
M	18 Eleutherius	Valerian	6,52	—
D	19 Werner	Hermogenes	7,45	0,30
S	20 Victor	Sulpitius	8,46	1,12
S	21 Anselm	Adolarius	9,53	1,46
16. Woche. Ueber ein Kleines. <small>Joh. 16, 16-22.</small>			Sonnen- U. 4,55 U. 19,04	
S	22 3. n. Ost. S. u. Caj.	3. Jubil. S. u. Caj.	11,03	2,10
M	23 Georg	Georg	12,14	2,30
D	24 Adalbert	Albert	13,24	2,46
M	25 Schkf. hl. Jos.	Markus Ev.	14,36	3,00
D	26 Kletus	Kletus	15,50	3,14
S	27 Anastasius	Anastasius	17,06	3,28
S	28 Vitalis	Vitalis	18,25	3,44
17. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. <small>Joh. 16, 5-14.</small>			Sonnen- U. 4,42 U. 19,14	
S	29 4. n. Ost. P. M.	4. Cantat. Sibyl.	19,48	4,03
M	30 Kath. v. Siena	Eutropius	21,13	4,29

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrüglche:

Und wenns im April vom Himmel her gießt,
Dann schlägt's Wetter um — oder bleibt, wie
[es ist.

Schneit's dem Bauer auf den Gut,
Ist es für den Filz nicht gut.

Ein richtiger April, der tut, was er will;
Ist er trocken oder naß, leicht erkennt man das.

Trüglche:

Wenn der April Spektakel macht,
Gibt's Heu und Korn in voller Pracht.

Trockener April ist nicht des Bauern Will.

Ist der April ganz schön und rein,
Wird der Mai dann milber sein.

Auf nassen April ein trockner Juni folgen will.

Wenn die Zugvögel anrücken und bauen,
Ist auf beständiges Wetter zu trauen.

April

O wunderbare Gnadenzeit,
Die Welt wird hell, die Welt wird weit,
Das Leid wird wieder still und klein . . .
Das macht, es zieht der Frühling ein.

Noch steht nicht jeder Baum in Grün,
Noch mag nicht jede Blume blühn,
Noch bleibt die Vogellehle' stumm,
Noch geh'n nicht alle Wunder um.

Nur in der Luft ein Ahnen zieht
Von Glockenklang und Vogellied . . .
Nur durch die Herzen geht ein Weh'n
Von Liebe und von Aufersteh'n.

Und alles, was die Seele schwer
Und finster machte, ist nicht mehr. —
Die Welt wird hell, die Welt wird weit.
O wunderbare Gnadenzeit!

Gertrud Aulich.



* Die Juden feiern das Wochenfest am 20. und 21. Mai.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
D	1 Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	22,33	5,03
M	2 Athanasius	Sigismund	23,40	5,52
D	3 Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	—	6,56
F	4 Monica	Florian	0,31	8,15
S	5 Pius V.	Gotthard	1,07	9,40
18. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23—30.			Sonnen- U. 4,29 U. 19,25	
S	6 5. n. Ofl.	5. Rog. Dietrich	1,33	11,04
M	7 Stanislaus	Gottfried	1,53	12,27
D	8 Michael Ersch.	Stanislaus	2,10	13,48
M	9 Gregor	Hiob	2,25	15,05
D	10 Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	2,40	16,23
F	11 Mamertius	Mamertus	2,56	17,40
S	12 Pankratius	Pankratius	3,15	18,57
19. Woche. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16.			Sonnen- U. 4,18 U. 19,35	
S	13 6. n. Ofl. Serv.	6. Graud. Servat.	3,39	20,11
M	14 Bonifazius	Christian	4,09	21,20
D	15 Sophia	Sophia	4,46	22,20
M	16 Joh. v. Nep.	Peregrinus	5,36	23,07
D	17 Ubalduß	Jodokus	6,34	23,44
F	18 Venantius	Erich	7,40	—
S	19 Petr. Cölestin	Potentiana	8,49	0,12
20. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31.			Sonnen- U. 4,08 U. 19,45	
*S	20 Pfingstsonntag	Pfingstsonnt.	9,59	0,33
*M	21 Pfingstmont.	Pfingstmontag	11,08	0,50
D	22 Julia	Helena	12,18	1,05
M	23 Desiderius (Qu.)	Desiderius (Qu.)	13,29	1,20
D	24 Johanna	Esther	14,42	1,32
F	25 Urban †	Urban	15,59	1,47
S	26 Philipp Neri	Eduard	17,20	2,04
21. Woche. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20.			Sonnen- U. 4,01 U. 19,53	
S	27 Dreif.-F. Beda	Trinitat. Ludolf	18,45	2,27
M	28 Wilhelm	Wilhelm	20,09	2,58
D	29 Maximus	Maximin	21,24	3,40
M	30 Felix	Wigand	22,23	4,39
D	31 Fronleichnam	Petronilla	23,06	5,56

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Wenn's zweimal im Mai friert oder schneit,
Kommt ein Eismann zuerst und einer zu zweit.

Wenn im Mai die Bäume schnein,
Braucht der Schnee nicht naß zu sein;
Ist er aber dennoch naß,
Schadet's keinem Menschen was.

Fällt die Sonne in das Wasser,
Wird es wärmer, doch kaum nasser.

Wer im Mai eine recht große Hochzeit hält,
Dem kostet's gewöhnlich ein schön Stück Geld.

Die Bocke macht uns Freud' im Mai,
Doch manchmal Kopfschweh nebenbei.

Trügliche:

Ein kühler Mai — gut Geschrei.

Mass' Pfingsten, fette Weihnachten.

Zu Pfingsten gibt's Korn am wingsten.

Georgus und Mark's (23. u. 25. 4.)

Bringen oftmals was Arg's,

Philipp und Jakobe (1. 5.)

Sind dann noch zwei Grobe,

Pankraz, Mamert's, Servazi (11., 12., 13.)

Das sind erst drei Lumpazi,

Oft Urban (25.) gar ist streng fürwahr,

Auch Peter und Paul (29. 6.) sind manchmal
[nicht faul.

Mai

Num schlingt um alle Weiten
Der Lenz sein grünes Band. —
O wunderfelig schreiten
Durch Licht- und Sonnenland!

Es braust von Busch und Bäumen
Des Lebens Jubelschrei.
Auf allen Wegesäumen
Grüßt jung und schön der Mai.

Soweit die Welt in Blüte,
In Duft und Farben steht,
Sind wir von Gottes Güte
Gesegnet und erhöht.

Von Erd- zu Himmelsbreiten
Ist unser Herz gespannt . . .
O wunderfelig Schreiten
Durch Lenz- und Maienland!

Gertrud Aulich.



Am 22. Juni Sommersanfang, längster Tag.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
S	1 Iuuentius	Nikomedes	23,36	7,22
S	2 Erasmus	Marcellinus	23,58	8,50
22. Woche. Das große Abendmahl. Lut. 14, 16–24.			Sonnen- U. 3,55 U. 20,01	
S	3 2. n. Wf. Klotilde	1. n. Tr. Erasmus	—	10,15
M	4 Quirinus	Carpasius	0,17	11,37
D	5 Bonifacius	Bonifacius	0,32	12,56
M	6 Norbert	Benignus	0,47	14,13
D	7 Robert	Eukretia	1,03	15,29
S	8 Herz-Jesu-Fest	Medardus	1,21	16,45
S	9 Primus	Primus	1,42	17,59
23. Woche. Jesus nimmt die Sünder an. Lut. 15, 1–10.			Sonnen- U. 3,51 U. 20,07	
S	10 3. n. Wf. Margar.	2. n. Trin. Onuph.	2,09	19,09
M	11 Barnabas	Barnabas	2,44	20,12
D	12 Basilides	Basilides	3,30	21,03
M	13 Ant. v. Padua	Tobias	4,25	21,44
D	14 Basilius	Eliäus	5,28	22,14
S	15 Vitus	Vitus	6,37	22,37
S	16 Benno	Iustina	7,46	22,55
24. Woche. Petri Fischzug. Lut. 5, 1–11.			Sonnen- U. 3,50 U. 20,11	
S	17 4. n. Wf. Adolf	3. n. Tr. Boltmar	8,55	23,11
M	18 Mark. u. Mar.	Arnulf	10,04	23,25
D	19 Gervas., Prot.	Gervas., Prot.	11,13	23,38
M	20 Silverius	Silverius	12,24	23,51
D	21 Aloysius	Albanus	13,37	—
S	22 Paulinus	Achatius	14,55	0,07
S	23 Edeltrud	Basilius	16,15	0,26
25. Woche. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20–24.			Sonnen- U. 3,51 U. 20,13	
S	24 5. n. Wf. Joh. d. T.	4. n. Tr. Joh. d. T.	17,39	0,52
M	25 Prosper	Elogius	19,00	1,28
D	26 Joh. u. Paul	Jeremias	20,08	2,18
M	27 Ladislaus	Sieben Schläfer	20,58	3,29
D	28 Leo II. P.	Leo	21,35	4,52
S	29 Peter u. Paul	Peter u. Paul	22,01	6,24
S	30 Pauli Ged.	Pauli Ged.	22,21	7,53

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrüglche:

Jeder Stengel hat 'ne Wurzel,
Brichst du ihn, so gibst 'nen Sturzel.

Quakt der Frosch, wenn Regen fällt,
Sieht man Wolken am Himmelszelt.

Blüht ein Apfelbaum am dritten,
Wird er später mal verschnitten,
Sollte dieses nicht gescheh'n,
Bleibt er unberschnitten steh'n.

Trüglche:

Juni feucht und warm,
Macht den Bauer nicht arm.

Wer auf Medard (8.) und Anton baut,
Kriegt Flachs und auch viel Kraut.

Der Kuckuck bringt uns teure Zeit,
Wenn er noch nach Johanni (24.) schreit.

Bring die Sichel mit, Barnabas (11.),
Hast längsten Tag und längstes Gras.

Juni

Die Felder stehen schwer in Garben
Der Kuckuck schweigt schon manchesmal.
Die Erde glüht in Sommerfarben
Und tief in Sonne liegt das Tal.

Es wächst und reift am kleinsten Halme,
Und jedes Gräschen schwillt zur Frucht,
Und jede Stimme schwillt zum Psalme,
Der seines Glück's Erlösung sucht.

Der Mittag schweigt. — Auf Silberflügeln
Verschwebt die hellste Mitternacht,
Und über blauen Wälderhügeln
Wacht Mond und Stern. Gott selber wacht.

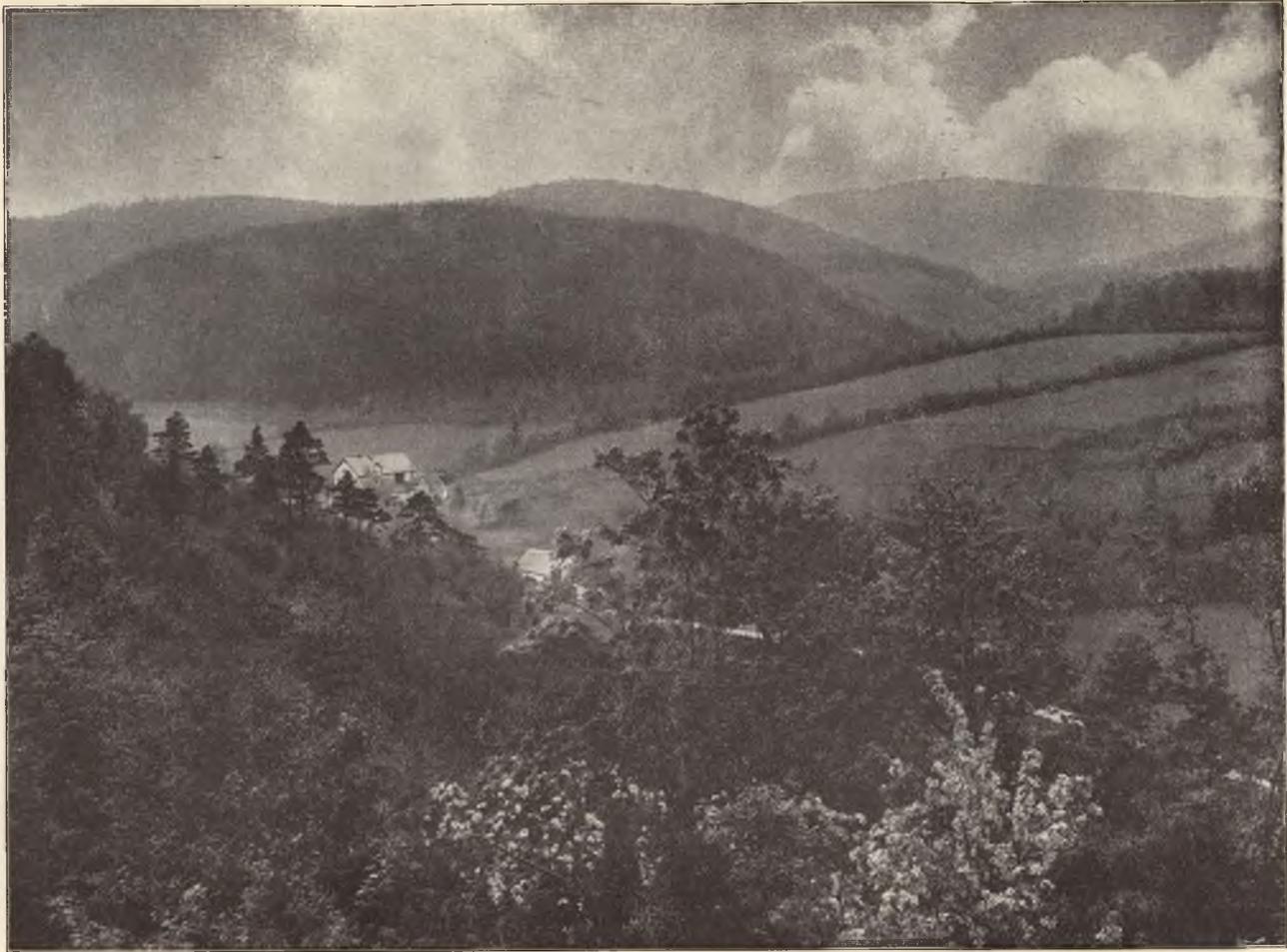
O Leben, von Erfüllung trunken!
O süße Daseinseligkeit!
Mein Herz ist ganz im Glück versunken,
Im großen Glück der Ewigkeit!

Gertrud Aulich.



Juli-Heumond

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
26. Woche. Speisung der Viertausend. Matth. 8, 1-9.			Sonnen- M. 3,55 U. 20,13	
S	1 6. n. Pf. Theobald	5. n. Tr. Theobald	22,38	9,19
M	2 Mar. Heimsf.	Mar. Heimsf.	22,54	10,42
D	3 Hyacinth	Kornelius	23,09	12,01
M	4 Ulrich	Ulrich	23,26	13,19
D	5 Numerianus	Anselmus	23,47	14,35
F	6 Jesajas	Jesaias	—	15,50
S	7 Willibald	Willibald	0,12	17,01
27. Woche. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.			Sonnen- M. 3,59 U. 20,10	
S	8 7. n. Pf. Kilian	6. n. Tr. Kilian	0,45	18,06
M	9 Cyrillus	Cyrillus	1,26	19,01
D	10 Sieben Brüder	Sieben Brüd.	2,19	19,43
M	11 Pius	Pius	3,19	20,17
D	12 Joh. Gualbert	Heinrich	4,26	20,42
F	13 Margareta	Margareta	5,36	21,02
S	14 Bonaventura	Bonaventura	6,45	21,18
28. Woche. Der ungerechte Haushalter. Luk. 16, 1-9.			Sonnen- M. 4,06 U. 20,05	
S	15 8. n. Pf. Ap. Feilg.	7. n. Tr. Ap. Feilg.	7,54	21,32
M	16 Skapulierfest	Ruth	9,03	21,46
D	17 Alexius	Alexius	10,11	21,59
M	18 Friedericus	Rosina	11,22	22,12
D	19 Vinc. v. Paul	Rufina	12,36	22,29
F	20 Margareta	Elias	13,53	22,51
S	21 Praxedes	Praxedes	15,14	23,21
29. Woche. Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.			Sonnen- M. 4,14 U. 19,58	
S	22 9. n. Pf. M. Magd.	8. n. Tr. M. Magd.	16,34	—
M	23 Apollinaris	Apollinaris	17,47	0,03
D	24 Christine	Christine	18,46	1,01
M	25 Jakobus	Jakobus	19,30	2,18
D	26 Anna	Anna	20,00	3,48
F	27 Pantaleon	Martha	20,24	5,20
S	28 Innocenz	Pantaleon	20,42	6,51
30. Woche. Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9-14.			Sonnen- M. 4,24 U. 19,48	
S	29 10. n. Pf. Martha	9. n. Tr. Beatrig	20,59	8,17
M	30 Abdon	Abdon	21,15	9,40
D	31 Ign. v. Conola	Germanus	21,32	11,02





Im Oppafal.

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Regnet's an Maria Heimsuchung heftig,
Sind Rinnen und Rannen sehr geschäftig;
Gibt's aber Gewitter mit Sturm dazu,
Saben auch die Wetterfahnen keine Ruh.

Rinnt dir im Juli vom Kopfe der Schweiß,
So frag' nicht lange, 's ist halt sehr heiß.

Sind um Jakobi (25.) die Tage warm,
Dann quält den Ochsen der Mückenschwarm.

Trügliche:

Wie der Juli, so der nächste Januar.

Im Juli muß vor Hitze braten,
Was im September soll geraten.

Wenn am Morgen kein Tau gelegen,
Warte bis Abend auf sicheren Regen;
Fällt aber Regen wie feiner Staub,
An gut Wetter glaub.

An Sankt Nilian (8.) säe Wicken und Rüben an.

Selle Jakobi (25.) kalte Weihnachten.

Blütentod

Ihr Blümlein blau, ihr Blümlein rot,
ihr Blümlein all' im Wiesenhang,
hört ihr der Sense scharfen Klang?
Sie singt vom frühen Tod.

Beim Dengerschlag zur Abendzeit
erzittert ihr im Windeswehn;
nun kommt das ew'ge Schlafengehn —
ihr Blümlein, seid bereit!

Ersterbend haucht im herben Muß
ihr eure lichte Schönheit aus.
Mir klingt aus eures Todes Graus
des frühen Herbstes Gruß.

R. R.



Am 10. August ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Petr. Kettenf.	Petri Kettenf.	21,51	12,21
D	2 Portiunkula	Gustav	22,15	13,38
F	3 Stephan Erf.	August	22,45	14,52
S	4 Dominikus	Dominikus	23,24	15,59
31. Woche. Sephata! Mark. 7, 31—37.			Gonnen. M. 4,33 U. 19,37	
S	5 11. n. Vf. M. Echn	10. n. Tr. Oswald	—	16,58
M	6 Verkl. Christi	Verkl. Christi	0,13	17,44
D	7 Cajetanus	Donatus	1,11	18,21
M	8 Cyriakus	Cyriakus	2,17	18,47
D	9 Romanus	Romanus	3,26	19,08
F	10 Laurentius	Laurentius	4,35	19,25
S	11 Tiburtius	Hermann	5,45	19,41
32. Woche. Der barmherzige Samariter. Luth. 10, 23—37.			Gonnen. M. 4,43 U. 19,26	
S	12 12. n. Vf. Klara	11. n. Tr. Klara	6,53	19,54
M	13 Hippolytus	Hippolytus	8,02	20,07
D	14 Eusebius	Eusebius	9,12	20,20
M	15 Maria Hlf.	Mar. Heimg.	10,24	20,36
D	16 Rochus	Jaak	11,39	20,55
F	17 Liberatus	Bilibald	12,57	21,21
S	18 Helena	Agapetus	14,15	21,56
33. Woche. Die zehn Ausfähigen. Luth. 17, 11—19.			Gonnen. M. 4,54 U. 19,12	
S	19 13. n. Vf. Sebald	12. n. Tr. Sebald	15,29	22,46
M	20 Bernhard	Bernhard	16,32	23,53
D	21 Anastasius	Hartwig	17,21	—
M	22 Timotheus	Philibert	17,57	1,14
D	23 Philipp Benit	Jachäus	18,24	2,44
F	24 Bartholom.	Bartholomäus	18,45	4,15
S	25 Ludwig	Ludwig	19,02	5,44
34. Woche. Sorget nicht! Matth. 6, 24—33.			Gonnen. M. 5,04 U. 18,58	
S	26 14. n. Vf. Zephyr.	13. n. Tr. Samuel	19,19	7,10
M	27 Rufus	Gebhard	19,36	8,35
D	28 Augustinus	Augustinus	19,55	9,58
M	29 Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	20,18	11,19
D	30 Rosa	Benjamin	20,46	12,36
F	31 Raimund	Paulinus	21,21	13,47

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Reiselust — im August,
Wenn du nicht daheim sein mußt.

Wenn's warm und trocken an St. Lorenz,
Zünd' ja kein Stroh an, denn sonst brennt's.

Ist's heiß im August, dann bleibe zu Haus
Und hamst're nicht, — die Butter läuft aus.

Trügliche:

Wenn's im August stark tauen tut,
Bleibt das Wetter meistens gut.

Viel Hitze an Dominikus (4.),
Ein strenger Winter kommen muß.

Laurentius (10.) heiter und gut,
Einen schönen Herbst verheißen tut.

Wer in der Heuern't' nicht gabelt,
In der Ernte nicht zabelt,
Im Herbst nicht früh aufsteht,
Kann sehen, wie 's im Winter geht.

Erntezeit

In breiten Schwaden liegt vor Dir
des Sommers Segen ausgebreitet;
es weht ein Duft nach frischem Brot
im Wind, der Deinen Odem weitet.

Die Wachtel floh mit ihrer Brut
zum nahen Klee; ihr zages Schlagen
klingt wie ein weher Abschiedsruf
von goldenen, vergang'nen Tagen.

Nicht mehr verhüllt für Deine Schau
durch Aehrenmeeres Wogenbette
hebt seinen Finger himmelwärts
des fernen Kirchturms Silhouette.

Zu einem stillen Dankgebet
magst Du Dein Haupt in Andacht neigen
und heim durch Deine Felder gehn
im feierabendlichen Schweigen!

R. R.



* Die Juden feiern den Anfang ihres 5695. Jahres am 10. September, das 2. Neujahrsfest am 11. September, das Veröhnungsfest am 19. September und das Laubhüttenfest am 24. und 25. September.

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Agidius	Agidius	22,08	14,50
35. Woche. Weine nicht! Luf. 7, 11-16.			Sonnen- U. 5,15 U. 18,44	
S	2 Gbenglf. Steph.	14. n. Tr. Abfalon	23,03	15,41
M	3 Manjuetus	Manjuetus	—	16,21
D	4 Rosalia	Moses	0,06	16,51
M	5 Laurentius	Herkules	1,15	17,14
D	6 Magnus	Magnus	2,24	17,32
S	7 Regina	Regina	3,34	17,48
S	8 Maria Geb.	Maria Geburt	4,43	18,02
36. Woche. Sabbatsfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1-11.			Sonnen- U. 5,25 U. 18,29	
S	9 16. n. Pf. Georg. ☉	15. n. Tr. Bruno	5,52	18,16
*M	10 Nikol. v. Tol.	Sothhenes	7,02	18,29
*D	11 Protus	Protus	8,14	18,44
M	12 Mar. Namensfest	Syrus	9,28	19,02
D	13 Maternus	Amatus	10,44	19,26
S	14 Kreuz. Erh.	Kreuzes Erh.	12,03	19,58
S	15 Nikomedes	Nikomedes	13,17	20,41
37. Woche. Das vornehmste Gebet und die vornehmste Frage. Matth. 22, 35-46.			Sonnen- U. 5,36 U. 18,13	
S	16 17. n. Pf. Korn. ☉	16. n. Tr. Euphem.	14,23	21,39
M	17 Lambertus	Lambertus	15,15	22,54
D	18 Thom. v. Vill.	Titus	15,55	—
*M	19 Januar. (Qu.)	Januar. (Qu.)	16,24	0,17
D	20 Eustachius	Fausta	16,47	1,45
S	21 Matth. Ev. †	Matth. Ev.	17,05	3,13
S	22 Morik	Morik	17,23	4,39
38. Woche. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1-8.			Sonnen- U. 5,46 U. 17,58	
S	23 18. n. Pf. Thetta ☉	17. n. Tr. Hofeas	17,40	6,04
*M	24 Joh. Empf.	Joh. Empf.	17,58	7,27
*D	25 Kleophas	Kleophas	18,19	8,51
M	26 Cyprianus	Cyprianus	18,46	10,12
D	27 Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	19,18	11,28
S	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus	20,01	12,36
S	29 Michaelis	Michaelis	20,54	13,33
39. Woche. Die königliche Hochzeit Matth. 22, 1-14.			Sonnen- U. 5,57 U. 17,43	
S	30 19. n. Pf. ☉	18. n. Tr. Erntef.	21,55	14,18

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Wenn der Wind über die Stoppeln geht,
Kein Korn mehr auf dem Felde steht.

Sind die Kartoffeln gut geraten,
Kann man sie kochen oder braten.

An St. Michaeli (29.) ist ein Ziel,
Wer wenig hat, bekommt nicht viel.

Trügliche:

Ist tiefblau der Himmel und sehr klar die Sicht,
Dann traue dem schönen Wetter nicht.

Durch September's heit'ren Blick
Schaut manchmal der Mai zurück.

Warme Nächte geben süßen Wein,
Aber auch kranke Leute.

Viel Eicheln im September,
Viel Schnee im Dezember.

Fällt im Wald das Laub sehr schnell,
Ist der Winter bald zur Stell'.

Halali und horrido!

Halali und horrido!

Waidmannszeit ist 'kommen!

Slink die Büch' zu froher Pirsch
von der Wand genommen!

Echtes deutsches Jägerblut
pult in raschern Schlägen,
wenn es gilt, in Flur und Forst
edle Lust zu pflegen.

Ackersturz und Stoppelfeld

sind uns Jagdgrund heute;

scharfes Aug' und sich're Hand
schaffen reiche Beute.

Meister Lampe schlägt Kobolz
unter Blitz und Knalle,
und des Hühnes rascher Zug
schließt in jähem Falle.

Hahn in Ruh', und eil'gen Schritt's
heim ins Jägerstübchen!
Waidmannsheil! Es harret dort
schon dein Jägerliebchen!



Oktober-Weinmond

* Die Juden feiern Laubbüttenende am 1. Oktober und das Fest der Gesehesfreunde am 2. Oktober.

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
*M	1 Remigius	Remigius	23,02	14,52
*D	2 Leodegar	Vollrad	—	15,17
M	3 Candidus	Jairus	0,11	15,37
D	4 Franz	Franz	1,21	15,54
F	5 Placidus	Placidus	2,30	16,09
S	6 Bruno	Fides	3,39	16,23
40. Woche. Des Königlichcn Sohn. Joh. 4, 46—53.			Sonnen- M. 6,08 U. 17,27	
S	7 Rosenkranzf.	19. n. Tr. Amalia	4,49	16,36
M	8 Brigitta	Pelagia	6,01	16,51
D	9 Dionysius	Dionysius	7,15	17,09
M	10 Franz Borgia	Gideon	8,32	17,31
D	11 Burchard	Burchard	9,50	18,01
F	12 Maximilian	Maximilian	11,07	18,41
S	13 Eduard	Kolomann	12,15	19,34
41. Woche. Der Schalktsnecht. Matth. 18, 23—35.			Sonnen- M. 6,19 U. 17,13	
S	14 21. n. Bf. Calixtus	20. n. Tr. Calixtus	13,11	20,44
M	15 Theresa	Hedwig	13,54	22,02
D	16 Gallus	Gallus	14,26	23,26
M	17 Hedwig	Florentin	14,15	—
D	18 Lukas	Lukas	15,09	0,52
F	19 Petr. v. Alcant.	Ferdinand	15,27	2,15
S	20 Wendelin	Wendelin	15,43	3,38
42. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21.			Sonnen- M. 6,30 U. 16,59	
S	21 22. n. Bf. Ursula	21. n. Tr. Ursula	16,01	5,00
M	22 Cordula	Cordula	16,21	6,22
D	23 Joh. v. Capist.	Severinus	16,45	7,45
M	24 Raphael	Salome	17,16	9,04
D	25 Crispin	Crispinus	17,54	10,17
F	26 Evaristus	Amandus	18,44	11,20
S	27 Sabina	Sabina	19,42	12,10
43. Woche. Saizl Töchterlein. Matth. 9, 18—26.			Sonnen- M. 6,42 U. 16,45	
S	28 Chr. Königsf.	22. n. Tr. Sim., S.	20,48	12,49
M	29 Narzissus	Engelhard	21,57	13,18
D	30 Serapion	Hartmann	23,06	13,40
M	31 Wolfgang	Wolfgang	—	13,58

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Gerät im Oktober besonders der Wein —
Du kriegst ihn ja nicht — dir kann's gleich-
gültig sein.

Behält die Eiche lang' ihr Laub,
So wird es später des Winters Raub.

An Ursula (21.) muß das Kraut herein,
Sonst wird's zu lange draußen sein.

Oktoberjaht macht Bruderschaft.

Oktobergewitter sind Zeichenbitter.

Wie Oktober wittert, so März ausfüttert.

Je früher das Laub von den Bäumen fällt,
Desto fruchtbarer nächstes Jahr sich's stellt.

Oktober Frost und Wind,
Fänner und Hornung gelind.

Trügliche:

Durch Oktober-Mücken
Laß dich nicht berücken.

Wandert die Fledermaus nach dem Haus,
Bleibt der Frost nicht lange aus.

Heimat

Du trägst die Heimat tief im Blut, in allen deinen Sinnen,
und bis ins Herz hinein verspürst du ihre zwingende Gebärde.
Wenn Ströme kühlen Sternenlichts auf deine Wege niederrinnen,
begreifst du das Gesetz des Blutes und der Heimateerde.
Denn Sternweiten magst du ahnen — nimmermehr erfassen,
nur tiefsten Stunden deiner Seele neigen sich die Ewigkeiten.
Die Erde aber kannst du durch die warmen Hände rieseln lassen,
mit deinen nackten Füßen über Moos und Farne schreiten . . .
Da funkeln Morgenstunden um die Einsamkeit der Türme,
und Dämmerungen fluten hin in blauem Märchenschein.
Auf Hochgebirgen grollen die empörten Stürme
ihr wildes Wanderlied und wühlen sich in Wälder ein.
Grellgrüne Blitze springen schlangengleich aus Wolkennestern
und gleiten lautlos über Tannenzwipfel, die im Schlaf erbeben.
Zwei schlanke, silberblanke Birkenschwwestern
sind ganz der Zärtlichkeit des Sommerwindes hingegeben.
Wegkreuze schauen dunkel in die Feierabendstunden.
Am Rand der Städte qualmen Schloten schwer und schwarz.
Kirchbäume bluten schweigend aus den breiten Wunden
und duften ihren Traum von Frucht und Harz.
In Sehnsucht schimmern endlos weite Schienenstränge
und blitzen durch die Wälder wie ein sprühender Meridian.
Die Unberührtheit windumwehelter Streckenhänge
ist überreich beblüht von Brombeerbusch und Löwenzahn.
Rubinenrote Halden flammen auf in Urzeitgluten.
Ein tiefes, heißes Dröhnen zittert durch die Nächte:
Bergleute graben sich mit starken, hochgemuten,
entschlossenen Herzen in die Ungewißheit harter Kohlschächte.
Schlank wandert eine blonde Frau durch blühendes Getreide,
leis' streifen ihre Hände durch das knisternde Gehalm;
weich atmen ihre Brüste unter blauer Seide,
und drüben betet eine Amsel ihren Liebespsalm.
Scheu sichern Quellen aus verborg'nen, feuchten Felsenpalten,
so zag, als wollten sie sich nicht vom Kinderlande trennen;
doch morgen schon wird sich der schmale Bach zum Fluß entfalten,
zum Strom, in dem die Silbersäulen aller Sternenseuer brennen . . .
Das ist die Heimat, die sich treu wie ernstes Frauentum bewährte,
schon, da dein Leben noch in ihrem mütterlichen Schoße lag.
Das ist die Heimateerde, die dich bildete und nährte,
und die dich nun mit ihrer off'nen Schönheit tief begnadet Tag um Tag.

Leonhard Hora.



November-Windmond

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Allerheiligen	Allerheiligen	0,15	14,14
F	2 Allerseelen	Allerseelen	1,23	14,29
S	3 Hubertus	Gottlieb	2,32	14,42
44. Woche. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23—27.			Sonnen- U. 6,53 U. 16,33	
S	4 24. n. Vf. Karl	23. n. Tr. Ref.-J.	3,43	14,56
M	5 Emmerich	Blandina	4,56	15,13
D	6 Leonhard	Leonhard	6,13	15,34
M	7 Engelbert	Engelbert	7,32	16,01
D	8 4 Gekr. Märt.	Gottfried	8,51	16,38
F	9 Theodorus	Theodorus	10,04	17,29
S	10 Andr. Avellin	Martin Luther	11,06	18,35
45. Woche. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30.			Sonnen- U. 7,04 U. 16,22	
S	11 25. n. Vf. M. Bischof	24. n. Tr. M. Bischof	11,53	19,53
M	12 Martin P.	Jonas	12,28	21,15
D	13 Stanislaus K.	Briccius	12,54	22,40
M	14 Jukundus	Levinus	13,15	—
D	15 Leopold	Leopold	13,32	0,02
F	16 Edmund	Ottomar	13,49	1,24
S	17 Greg. Thaum.	Hugo	14,05	2,43
46. Woche. Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig. Matth. 13, 31—35.			Sonnen- U. 7,16 U. 16,13	
S	18 26. n. Vf. Otto, C.	25. n. Tr. Gelasius	14,24	4,03
M	19 Elisabeth	Elisabeth	14,46	5,23
D	20 Felix v. Valois	Amos	15,14	6,42
M	21 Mar. Opfer	Buß- u. Betttag	15,48	7,57
D	22 Cäcilia	Alfons	16,34	9,04
F	23 Klemens	Klemens	17,29	10,01
S	24 Chryfogonus	Chryfogonus	18,33	10,44
47. Woche. Vom Getreide der Vermüftung. Matth. 24, 15—35.			Sonnen- U. 7,27 U. 16,06	
S	25 27. n. Vf. Kathar.	26. n. Tr. Totenst.	19,41	11,18
M	26 Konrad	Konrad	20,51	11,42
D	27 Virgilius	Otto	21,59	12,02
M	28 Sosthenes	Günther	23,07	12,18
D	29 Saturnin	Eberhard	—	12,32
F	30 Andreas	Andreas	0,15	12,46

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Wer tanzen will an St. Kathrein (25.),
Der darf nicht liegen am Zipperlein.

Wird's im November recht frostig und kalt,
Dann kannst du sagen: Der Winter kommt bald.

Martini-Gans, wenn gut gebraten,
Schmeckt Zivilisten, wie Soldaten.

Trügliche:

Wenn's zu Allerheiligen schneit,
Lege deinen Pelz bereit!

November, hell und klar,
Ist übel für das nächste Jahr.

Baumblüte spät im Jahr
Stets ein gutes Zeichen war.

Wenn die Bäume den Schnee halten,
Werden sich im Frühjahr wenig Knospen ent-
[falten.

Fällt der erste Schnee in den Dreck,
Bleibt der ganze Winter ein Ged.

Herbstmusik

Es klingt und schwingt ein Lied so wehmutschwer
wie dunkle Klage gottverfluchter Seelen.
Gespensterchöre schwanen nebelgrau einher,
und trostlos Weinen stöhnt aus dumpfen Geisterkehlen.
Als schwarzes Runenzeichen liegt ein toter Ast
auf dürrem Laub, schon viele träge Wochen;
und unter meines flücht'gen Fußes Last
ertönt das Holz, als wär ein morsches Herz zerbrochen.
Die Krähen kreisen quarrend über düst'rem Ried.
An wirr-zerzauster, wunderlich gewach'sner Weide
lehnt Spielmann Herbst und geigt ein wehes Totenlied —
und traurig lauscht die müde, glanzverlass'ne Heide.

Leonhard Hora.



Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Eligius	Arnold	1,23	13,00
48. Woche. Die Zukunft des Herrn. Lut. 21, 25-33.			Sonnen- U. 7,37 U. 16,01	
S	21. Advsfg. Bibiana	1. Advent Cand.	2,34	13,16
M	3 Franz Xaver	Cassian	3,48	13,35
D	4 Barbara	Barbara	5,06	13,59
M	5 Sabbas	Abigail	6,27	14,31
D	6 Nikolaus	Nikolaus	7,44	15,17
F	7 Ambrosius	Agathon	8,52	16,18
S	8 Maria Empf.	Maria Empf.	9,47	17,35
49. Woche. Bist du, oer da kommen soll? Matth. 11, 2-10.			Sonnen- U. 7,45 U. 15,59	
S	9. Advsfg. Beolab.	2. Adv. Joachim	10,28	18,58
M	10 Melchiades	Judith	10,57	20,25
D	11 Damasus	Damasus	11,20	21,50
M	12 Epimachus	Epimachus	11,38	23,13
D	13 Lucia	Lucia	11,55	—
F	14 Nikasius	Nikasius	12,12	0,33
S	15 Eusebius	Johanna	12,29	1,52
50. Woche. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19-28.			Sonnen- U. 7,52 U. 15,59	
S	16 3. Advsfg. Adelb.	3. Adv. Anantas	12,49	3,10
M	17 Lazarus	Lazarus	13,15	4,28
D	18 Maria Erw.	Christoph	13,47	5,43
M	19 Nemesius (Qu.)	Lot (Qu.)	14,27	6,52
D	20 Ammon	Abraham	15,19	7,53
F	21 Thomas	Thomas	16,20	8,40
S	22 Flavian	Beata	17,27	9,17
51. Woche. Bereitet den Weg des Herrn. Lut. 3, 1-6.			Sonnen- U. 7,56 U. 16,02	
S	23 4. Advsfg. Viktor.	4. Adv. Dagobert	18,36	9,44
M	24 Adam, Eva	Adam, Eva	19,45	10,06
D	25 Heil. Christf.	Heil. Christfest	20,53	10,23
M	26 Stephanus	2. Christtag	22,00	10,38
D	27 Johannes	Johannes	23,08	10,51
F	28 Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	—	11,05
S	29 Thomas B.	Jonathan	0,16	11,20
52. Woche. Von Simeon und Hanna. Lut. 2, 33-40.			Sonnen- U. 7,59 U. 16,06	
S	30 G. n. W. David	G. n. W. David	1,27	11,37
M	31 Snlvester	Snlvester	2,41	11,57

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Wie die ersten Tage des Monats sind,
So das Wetter im Dezember beginnt.

Schneit es an St. Luzia (13.)
Ist bald Mitte Dezember nah'.

Friert's an Silvester, ja „Boß Saperment“,
Da dauert's nicht lang und das Jahr ist zu End'.

Trügliche:

Wenn der Nord zu Vollmond tobt,
Folgt ein langer, harter Frost.

Goldammern in den Straßen
Bringen Kälte über die Maßen.

Fließt jetzt noch der Birken-saft,
Dann kriegt der Winter keine Kraft.

Wenn Regen bringt der Weihnachtsmann,
Ist Erntesegen leerer Wahn,
Dann bleiben Faß und Scheune leer,
Und Teu'ring herrscht im Land umher.

Auf kalten Dezember mit tüchtigem Schnee
Folgt fruchtbar Jahr mit reichlichem Alee.

Heiliger Abend

Nun geh' hinunter zum vereisten Bach,
und neige dich dem Glanz, der dir entgegenflutet.
Nur noch im Westen ist geheimnisvolles Leben wach,
und starre Tannenwipfel sind von rotem Licht durchglutet.

Und wie dies letzte, ferne Glühen still entweicht,
fühlst du im Herzen abschiedwehes Bangen:
Bevor die müdgeflog'ne Krähe ihren Horst erreicht,
sind Glanz und Widerschein im grauen Abendmeer vergangen.

Lautlos vom Norden blitzt vorbei ein Zug
und füllt mit weißem Dampf die Einsamkeit der Wiesen.
Vom Bahndamm sprüht der rote Funkenflug
und krönt die Häupter der gespensterhaften Nebelriesen.

Dann sind die schweren Nebel wie ein Traumbild fortgeweht,
kristall'ne Klarheit schimmert über allen Dingen.
Orion flammt . . . und waldwärts schwirrt das Sturmgebet
der Telegraphendrähte, die in dunkler Sehnsucht singen.

Da wächst Gewißheit ernst in dir empor:
Ein übergroßes, heilig Wunder muß geschehen —
Gott, der sich diese feierliche Nacht erkor,
wird leuchtend durch die schneeverwehten Wälder gehen.

Leonhard Hora.

Postgebühren ab 1. Januar 1932

Innerer deutscher Verkehr.

Postkarten im Ortsverkehr 5 Rpf.
im Fernverkehr 6 "

Briefe im Ortsverkehr bis 20 g 8 "
über 20 bis 250 g 15 "
„ 250 bis 500 g 20 "

Briefe im Fernverkehr bis 20 g 12 "
über 20 bis 250 g 25 "
„ 250 bis 500 g 40 "

Drucksachen in Form einfacher Karten ohne Um-
schlag, auch mit anhäng. Antwortkarte 3 Rpf.

Drucksachen bis 50 g 4 "
über 50 bis 100 g 8 "
„ 100 bis 250 g 15 "
„ 250 bis 500 g 30 "

Postwurfsendungen. (Saargebiet unmöglich.)
Drucksachen bis 20 g 1½ Rpf.

über 20 bis 50 g 2 "
Mischsendungen (Drucksachen und Waren-
proben) bis 20 g 4 Rpf.

Geschäftspapiere bis 100 g 8 Rpf.
über 100 bis 250 g 15 "
„ 250 bis 500 g 30 "

Warenproben bis 100 g 8 Rpf.
über 100 bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "

Mischsendungen bis 100 g 8 Rpf.
über 100 bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "
(zus.-gepackte Drucksachen, Geschäftspapiere
und Warenproben).

Wertbriefe

1. Gebühr für einen gewöhnl. Brief
2. Versicherungsgebühr für je 500 RM. der Wertangabe 10 Rpf.
3. Behandlungsgebühr bis 100 RM. Wertangabe 40 Rpf., über 100 RM. Wertangabe 50 Rpf.

Postauftragsbriefe wie für einen Einschreibebrief und eine Vorzeigengebühr von 20 Rpf. Meistbetrag 1000 RM.

Vorzeigengebühr für Nachnahmesendg. 20 Rpf.

Einschreibgebühr 30 Rpf.

Postanweisungen (Höchstbetrag 1000 RM.),
bis 10 RM. 20 Rpf.

über 10 bis 25 „ 30 "
„ 25 „ 100 „ 40 "
„ 100 „ 250 „ 60 "
„ 250 „ 500 „ 80 "
„ 500 „ 750 „ 100 "
„ 750 „ 1000 „ 120 "

Die Gebühr für telegraph. Postanweisungen
beträgt (Höchstbetrag unbeschränkt)

bis 25 RM. 2,50 RM.
„ 100 „ 3,— "
„ 250 „ 3,50 "
„ 500 „ 4,— "
„ 750 „ 4,50 "
„ 1000 „ 5,— "

und über 1000 RM. für je 250 RM. 1 RM.

Zahlkarten (ausschl. Saargebiet)

bis 10 RM. 10 Rpf.
über 10 „ 25 „ 15 "
„ 25 „ 100 „ 20 "
„ 100 „ 250 „ 25 "
„ 250 „ 500 „ 30 "
„ 500 „ 750 „ 40 "
„ 750 „ 1000 „ 50 "
„ 1000 „ 1250 „ 60 "
„ 1250 „ 1500 „ 70 "
„ 1500 „ 1750 „ 80 "
„ 1750 „ 2000 „ 90 "
„ 2000 „ (unbeschränkt) 100 "

Barauszahlung durch die Zahlstelle eines Postscheckamts oder einer Postanstalt für je 20 RM. des Scheckbetrages 1 Rpf., außerdem eine Grundgebühr von 15 Rpf.

Zuschlaggebühr für Luftpostsendungen:

Außer den gewöhnlichen Gebühren zu erheben:

für Postanweisungen 10 Rpf.
für Postkarten 10 "
für Briefsendungen einschließlich
Päckchen bis 20 g 10 Rpf.
über 20 „ 50 g 20 "
„ 50 „ 100 g 40 "
„ 100 „ 250 g 80 "
„ 250 „ 500 g 125 "
„ 500 g „ 1 kg 250 "

für jedes weitere angefangene ½ kg 125 "
(soweit schwerere Sendungen zugelassen).

Pakete

1. bis 3. Zone (bis 375 km) bis 1 kg 100 Rpf.
für jedes weitere angefangene ½ kg 20 "
4. bis 5. Zone (über 375 km) bis 1 kg 100 "
für jedes weitere angefangene ½ kg 40 "

Bei Eilzustellung außerdem die besonderen Eilzustellgebühren.

Bei Einschreibbriefen Luftpostzuschlag wie bei gewöhnlichen Luftpostsendungen.

Postaufträge wie Einschreibbriefe gleichen Gewichts.

Nachnahmesendungen (Briefe und Pakete)
Vorzeigengebühr: 20 Rpf.

Im **Paketverkehr** zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich wird die Gebühr der jeweilig nächstniedrigen Zone in Ansatz gebracht.

Postpakete (Freimachungszwang) für Saar- und Memelgebiet sowie Danzig
Gebühren bei Postanstalt erfragen.

Gewicht	1. Zone bis 75 km RM	2. Zone über 75—150 km RM.	3. Zone über 150—375 km RM.	4. Zone über 375—750 km RM.	5. Zone über 750 km RM.
bis 5 kg	0,30	0,40	0,60	0,60	0,60
über 5—6 "	0,35	0,50	0,80	0,90	1,—
" 6—7 "	0,40	0,60	1,—	1,20	1,40
" 7—8 "	0,45	0,70	1,20	1,50	1,80
" 8—9 "	0,50	0,80	1,40	1,80	2,20
" 9—10 "	0,55	0,90	1,60	2,10	2,60
" 10—11 "	0,65	1,05	1,80	2,35	2,90
" 11—12 "	0,75	1,20	2,—	2,60	3,20
" 12—13 "	0,85	1,35	2,20	2,85	3,50
" 13—14 "	0,95	1,50	2,40	3,10	3,80
" 14—15 "	1,05	1,65	2,60	3,35	4,10
" 15—16 "	1,15	1,80	2,80	3,60	4,40
" 16—17 "	1,25	1,95	3,—	3,85	4,70
" 17—18 "	1,35	2,10	3,20	4,10	5,—
" 18—19 "	1,45	2,25	3,40	4,35	5,30
" 19—20 "	1,55	2,40	3,60	4,60	5,60

Wertpakete:

1. Paketgebühr wie vorstehend
2. Versicherungsgebühr für je 500 Mk. der Wertangabe 10 Rpf.

3. Behandlungsgebühr
 - a) für versiegelte Wertpakete
 - bis 100 Mark einschl. . . . 40 Rpf.
 - über 100 Mark einschl. . . . 50 "
 - b) für unversiegelte Wertpakete (zulässig bis 300 RM.) . . . 10 "

Eilzustellung bei Vorausbezahlung

1. nach dem Ortszustellbezirk
 - a) eine Brieffsendung 40 Rpf., b) ein Paket 60 Rpf.
2. nach dem Landbestellbezirk
 - a) eine Brieffsendung 80 Rpf., b) ein Paket 1,20 RM. Gebühr f. dringend. Pakete (außer Eilgebühr) 1,— RM.

Fernsprechgebühren:

- Ortsgesprächgebühr bei Hauptanschlüssen und öffentlichen Sprechstellen 10 Rpf
- Vororts- und Bezirksgesprächgebühr 30 Rpf
- Ferngesprächgebühr für ein gewöhnliches Gespräch von 3 Minuten Dauer bis 5 km Ortsgesprächsgebühr:
- a) in der Zeit von 8 bis 19 Uhr 15 km 30 Rpf., bis 25 km 40 Rpf., bis 50 km 60 Rpf., bis 75 km 90 Rpf., bis 100 km 120 Rpf.
 - b) in der Zeit von 19 bis 8 über 5 km $\frac{2}{3}$ der obenstehenden Gebühren.
 - c) Gesprächszeit über 3 Minuten wird nach Minuten berechnet.
 - d) für ein dringendes Gespräch nach dem Inlande das doppelte, nach dem Auslande das dreifache.
 - e) für ein Blitzgespräch das Zehnfache der Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch.

Telegramme.

Die wichtigsten Grundbeträge sind im Telegrammverkehr: Ferntelegramme Wortgebühr 15 Rpf., Ortstelegramme 8 Rpf. Für ein Telegramm werden mindestens 10 Wörter berechnet. Dringende Telegramme im Inlandsverkehr die doppelte, im Auslandsverkehr die dreifache Gebühr. Zustellung bei ungenügender Anschrift 30 Rpf. Einzelgebühr für Sonderzustellung 30 Rpf.

Postgebühren (Auslandsverkehr).

Briefe bis 20 g 25 Rpf., jede weiteren 20 g 15 Rpf. Briefe nach Danzig, Memelgebiet, Oesterreich, Luxemburg und Litauen unterliegen den Inlandssätzen. Nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g 20 Rpf., jede weiteren 20 g nach Tschechoslowakei 15 Rpf., nach Ungarn 10 Rpf. — Postkarten 15 Rpf., Antwortkarte 30 Rpf. Nach Ungarn und Tschechoslowakei 10 Rpf. Antwortkarte 20 Rpf. — Drucksachen für je 50 g 5 Rpf. — Geschäftspapiere für je 50 g 5 Rpf., mindestens 25 Rpf. — Warenproben für je 50 g 5 Rpf., mindestens 10 Rpf. — Für Drucksachen und Warenproben nach Ungarn innerdeutsche Gebühren.

Wellenverteilungsplan

für die deutschen Rundfunksender.

Wellenlänge	Sendestelle	Kw.
217	Königsberg (Pr.)	0,5
232,2	Kiel	0,25
238,9	Nürnberg	2
244,1	Basel	0,5
245,9	Bern	0,5
253,1	Gleiwitz	5
259,3	Frankfurt (Main)	25
269,8	Bremen	0,25
276,5	Heilsberg	60
283,6	Innsbruck	0,5
283,6	Stettin	0,5
318,8	Dresden	0,25
325	Breslau	60
352,1	Graz	7
360,6	Stuttgart (Mühlacker)	60
372,2	Hamburg	60
389,6	Leipzig	120
410	Berlin I	60
453,2	Danzig	0,5
453,2	Klagenfurt	0,5
459,4	Bero-Münster	60
472,4	Langenberg	60
517,2	Wien	15
532,9	München	60
566	Hannover	0,25
569,3	Freiburg i. Br.	0,25
1634,9	Königswusterhausen	60

1934 sollen die deutschen Hauptsender bis auf Breslau und Heilsberg auf 100 Kw. erhöht werden.

263,8	Mährisch-Ostrau	11,2
334	Posen	1,35
341,7	Brünn	32
408,7	Kattowitz	12
488,6	Prag	120
550,5	Budapest	18,5
1411,8	Warschau	120

Kennzeichen für Kraftfahrzeuge

RW = Reichswehr

RP = Reichspost

Preußen:

I A für den Landesbezirk Berlin
 I B " die Provinz Westpreußen u. Grenzmark
 I C " " Ostpreußen
 I E " " Brandenburg
 I H " " Pommern
 I K " " Schlesien (Ober- u. Niederschl.)
 I L " Sigmaringen
 I M " die Provinz Sachsen
 I P " " Schlesw.-Holstein
 I S " " Hannover
 I T " " Hessen-Nassau
 I X " " Westfalen
 I Y " " } Rheinprovinz
 I Z " " }

Bayern:

II A für den Stadtbezirk München
 II B " das übrige Oberbayern
 II C " Niederbayern
 II D " die Pfalz
 II E " die Oberpfalz und Regensburg
 II H " Oberfranken
 II N " den Stadtbezirk Nürnberg
 II S " das übrige Mittelfranken
 II U " Unterfranken und Aschaffenburg
 II Z " Schwaben und Neuburg
 II M " die Militärverwaltung
 II P " Postverwaltung

Sachsen:

I für die Kreishauptmannschaft Bautzen
 II Dresden IV Chemnitz
 III Leipzig V Zwickau

Württemberg:

III A Stuttgart
 III C, D, E für den übrigen Neckarkreis
 III H, K, M für den Schwarzwaldkreis
 III P, S, T für den Jagstkreis
 III X, Y, Z für den Donaukreis

IV B Baden

Hessen:

V O für die Provinz Oberhessen
 V R " " Rheinhessen
 V S " " Starkenburg

MI Mecklenburg-Schwerin

M II " -Strelitz

Oldenburg:

O I für den Landesteil Oldenburg
 O II " " Lübeck
 O III " " Birkenfeld

B Braunschweig

Th Thüringen

A Anhalt

W Waldeck

L Lippe

HL Lübeck

HB Bremen

HH Hamburg

SL Schaumburg-Lippe

Saar Saargebiet

Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten

I. Anwaltskosten:

Streitwert	bis 20 RM. einschließlich	2 RM.
über 20 " bis 60 RM. einschl.	60 RM. einsch.	4 "
" 60 " " 100 " "	100 " "	6 "
" 100 " " 150 " "	150 " "	8 "
" 150 " " 200 " "	200 " "	10 "
" 200 " " 500 " "	500 " "	5 ⁰ / ₁₀ *)
" 500 " " 1000 " "	1000 " "	4 ⁰ / ₁₀ u. 5 RM.**)
" 1000 " " 3000 " "	3000 " "	3 ⁰ / ₁₀ " 15 "*)
" 3000 " " 6000 " "	6000 " "	2 ⁰ / ₁₀ " 45 "*)
" 6000 " " 10000 " "	10000 " "	1 ⁰ / ₁₀ " 105 "*)
" 10000 " " 100000 " "	100000 " "	1 ² / ₁₀ " 155 "**)
" 100000 " " 1000000 " "	1000000 " "	1 ⁴ / ₁₀ " 405 "**)

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 1 RM.

Als Regelgebühren kommen zum Ansatz:

- ¹⁰/₁₀ als Prozeßgebühr für den Geschäftsbetrieb einschl. Information;
- ¹⁰/₁₀ als Verhandlungsgebühr, wenn streitig verhandelt oder die Entscheidung nach Lage der Akten beantragt wird;
- ¹⁰/₁₀ als Vergleichsgebühr für die Mitwirkung bei einem Vergleiche zum Abschluß eines Rechtsstreites;
- ⁵/₁₀ als Beweisgebühr für die Vertretung in dem Termin zur Abnahme eines Eides, oder in einem Beweisaufnahmeverfahren;
- ⁵/₁₀ als Weiterverhandlungsgebühr, wenn nach einem vorausgegangenem (wenn auch nicht durchgeführten) Beweisaufnahmeverfahren eine weitere mündliche streitige Verhandlung erfolgt.
- Werden ¹⁰/₁₀ für die Anfertigung eines Zahlungsbefehls und ⁵/₁₀ für die Anfertigung des Vollstreckungsbefehles berechnet. — ⁵/₁₀ Gebühr für

Erwirkung eines Versäumnis- bzw. Anerkenntnisurteils.

II. Gerichtskosten:

Streitwert	bis 60 RM. einschließlich	2 "
über 60 " bis 100 RM. einschl.	100 RM. einsch.	3 "
" 100 " " 1000 " "	1000 " "	3 ⁰ / ₁₀ *)
" 1000 " " 2000 " "	2000 " "	2 ⁰ / ₁₀ u. 10 RM.**)
" 2000 " " 10000 " "	10000 " "	1 ⁰ / ₁₀ u. 30 "*)
" 10000 " " unendlich	unendlich	1 ¹ / ₂ ⁰ / ₁₀ u. 80 "**)

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 2 RM.

Die volle Gebühr wird erhoben:

- für das Verfahren im allgemeinen (Prozeßgebühr),
- für die Anordnung einer Beweisaufnahme (Beweisgebühr),
- für Urteil nach streitiger Verhandlung (Urteilsgebühr).
Im Falle Vergleichs fällt bereits entstandene Beweisgebühr fort.

Die Hälfte der Gebühr wird erhoben:

- für das gesamte Mahnverfahren (Zahlungsbefehl),
 - für das Güteverfahren, jedoch Anrechnung auf das folgende Streitverfahren,
 - für das Arrestverfahren.
- Die Anwaltsgebühren erhöhen sich in der Berufungs- und Revisionsinstanz um drei Zehntel. Die Gerichtskosten erhöhen sich in der Berufungsinstanz um die Hälfte, in der Revisionsinstanz um das Doppelte. — Neben den Gebühren sind Porto und Fernsprechgebühren besonders zu vergüten. Für auf besonderen Wunsch gefertigte Schreibarbeiten werden 0.30 RM. pro Seite berechnet. Das Amtsgericht ist zuständig für Streitigkeiten mit Werten bis 1000 RM., für Streitigkeiten über 1000 RM. das Landgericht.

*) Des auf volle 100 RM. nach oben abgerundeten Streitwertes.

**) Bei den Werten über 20000 RM. werden die Kosten von dem auf volle 1000 RM. nach oben abgerundeten Streitwerts berechnet.

Jagdschloß Kunigundenruh

Von Gertrud Aulich.

Wir durchstreicheten die östlichen Wälder zwischen Rauden und Cosel. Herrgott im Himmel, was für verborgene Schönheit, mit Talschluchten und grünender Wildnis und verdämmender Stille und kleinen Häuschen im Abendschein! Und märchenhafter Verfunkenheit! Auf einem besonders schönen Fleck Erde machten wir Rast, es war ein sehr heißer Tag. Ein Bach sprudelte glasklar und erquickend kalt, es gab sogar einen richtigen Badestrand von weißestem Sand. Wir legten uns, nachdem wir gegessen und ein Bad genommen hatten, auf den Rücken in den heißen Sand und ließen den Himmel auf uns herabscheinen. Es war der wunderbarste Himmel, dem wir je zulachten, er war von süßer, klarer, ungetrübter Bläue, ein seltsames Glück ohne Gleichen. Heidelbeeren wuchsen uns fast in den Mund, wir brauchten nur den Kopf zu wenden, es duftete und blühte und rauschte um uns, und der Kuckuck schrie unaufhörlich.

Der Wald war alt und mächtig an dieser Stelle, mit gigantischen Föhren, die wie eine undurchdringliche Mauer unsere Bachtung einschlossen. Es sauste darin von einem himmlischen Wind, den wir unten wie einen süßen Atzel auf der Haut spürten, zarte Rächelküsse seliger Geister. Am Rande der Kiefernwildnis grüntes mit heller Beglückung Eichen, Buchen und schwingende Birken, filigranhaft fein. Mitten auf der Wiese stand schwer und breitfüßig eine uralte Linde, rechts durch das Gezweig schimmerte rötlich das Flachwerk von Kunigundenruh, eines Jagdhauses, das dem Fürsten von G. gehört und arg vernachlässigt ist.

Eigentlich sind es drei Gebäude: das Herrenhaus, das Gefindehaus und die Pferdeställe. Der Förster führt uns später hinein, er redet des Langes und Breiten, zeigt das Dach her, das vom letzten Sturm arg zerschmettert wurde und in Schindelsehen herabhängt. Wir treten ein, schwere Türen, verstohene Schlösser, Dunkelheit. Die Fenster sind mit Latten vergittert. In den ausgeräumten Zimmern Kamine, einer aus weißem Porzellan, mit Jagdszenen. Leere, Gerümpel, eingepferchte Luft. Das Zimmer des Fürsten, das Frauengemach, ein gemeinsames Schlafzimmer, niemals benützt. Lächelt jemand? Das Eckzimmer. Darin steht noch ein langer, rohgezimmelter Tisch. Ueber einer Tür ein Hirschgeweih. Nichts von Pracht, eine Anzahl blinder Löcher. Schade! Der Förster berichtet schwäzchend, das sei

früher anders gewesen, vor vierzig, fünfzig Jahren. Dann sei das Unglück geschehen: ein junger Graf wurde bei einer Treibjagd erschossen. Versehenlich, vom alten Fürsten. Die junge Frau graulte sich und mochte hier nicht mehr wohnen. Seitdem steht das Haus leer und verfällt.

Der Förster spricht und spricht. Man könnte stehend schlafen, so still und warm ist es, so betäubend duftet der Wald. Nur der Wald? Das Leben duftet mit holdher Gegenwart, mit verblaßter Gewesenheit, mit Vergangenen aus verfallenen Jagdschlössern. Ich höre wie durch einen Traum, was der Förster von ehemaligen Menschen und ihren Schicksalen berichtet.

Vor vierzig, fünfzig Jahren, gewiß, da war alles anders. Alles? Der Wald war derselbe. Es hallte darin von Artschlägen, von Lachen und lustigen Stimmen. Auch von fluchenden. Das Jagdschloß wurde gebaut, fünfzig Arbeiter waren aufgeboten, das Haus wuchs in kurzer Zeit mitten aus dem Walde auf, gut, stark und herrlich. Der alte Fürst, ein stämmiger Sechziger, baute es für seinen Sohn. Die Wände wurden mit Jagdbildern bunt bemalt, aus der Hauptstadt kamen vollbeladene Wagen mit Möbeln und Hausgerät, das Zimmer der zukünftigen Schwiegertochter war ein Märchen und eine Herrlichkeit. Rosenholz und vergoldete Spiegel und gebülmte Seide über schwellenden Polstern. Und Gläser aus Kristall und silbernes Eßgeschirr. Das gemeinliche Schlafgemach des jungen Paares aber durfte keines Unberufenen Fuß betreten, man flüsterte nur darüber.

Des Fürsten Sohn hieß Bernhard und seine Erkorene Kunigunde. Sie hatte slawisches Blut in den Adern, Tochter eines Grenzjassen. Raffig fein, mit Gliedern wie aus Eisenbein geschnitten, mit trockenem blauschwarzen Haar von einer duftigen Fülle. Mit glühendem Schlangenblick in dem Antlitz eines Engels. Rätselhaft undunkelt, wenn sie lächelte, ein Mund, der unbeschreibliches Glück versprach. Sie war damals neunzehn Jahre, jung.

Als das Haus fertig war, brach der Fürst mit großem Gefolge auf, um es einzuweihen. Die Gebäude konnten die Menschen und Pferde nicht fassen, ein großer Teil der Dienerschaft kampierte im Freien. Wochenlang widerhallten die Wälder vom Galakt der Jagdhörner, es gab großmächtige Hasen auf Wildsauern, und Nebhöcke wurden duzendweise an Spießen gebraten. Tag und

Nacht klirrten die zinnernen Humpen, und die silbernen Becher klingelten dazwischen, es wurde gegessen, gesungen, gezechet, gesungen, gezechet und geliebt und wieder gegessen. Und es gab Raufereien und blutige Köpfe, und der Ruckuck schrie die ganze Nacht, Kunigunde aber saß vor ihrem goldenen Spiegel, betrachtete sich und lächelte geheimnisvoll.

Das Jagdhaus nannte der Fürst ihr zu Ehren Kunigundenruß.

Bei den Schmäusen und Trinkgelagen saß Kunigunde an der Seite ihres Verlobten Bernhard, sie trug weiße, hauchdünne Gewänder und ein goldenes Kreuz an einer Korallenkette um den Hals, und ihre Augen flammten wie Karfunkelsteine. Von ihrem Haar ging ein leises Knistern aus, es sprühte Funken, wenn sie mit den schmalen Fingern hindurchfuhr, um es aus der Stirn zu streichen. Die Grafen und Herrensjöhne senkten den Blick vor ihr, aber des Fürsten Sohn sah sie zärtlich und stolz an, er lächelte mit seinem breiten Mund über den kostbaren Schatz, der ihm da zugefallen war. Er war etwas klein von Wuchs, und man sagte ihm nach, daß er feige sei und vor Hundens Angst habe, aber er war immerhin des Fürsten Sohn und Kunigunde seine Braut. Sie trank ihm zu und sagte lachend: „Kleiner“ zu ihm, und er durfte ihre weißen Hände küssen.

Aber während sie ihm zutrank, schweiften ihre Augen über den Tisch und tauchten schwer und brennend in die blaue Kühle von zwei andern Augen, die aus einem schmalen, flugen und harten Gesicht zu ihr hingrüßten. Es war Günther, ein junger Graf, den sie auf den ersten Blick liebte, obwohl er ihren Bruder im Duell umgebracht hatte und ihrer Familie Feind war. Diese Liebe war hoffnungslos, sie konnte ihm niemals angehören, umso wilder, reiner und schmerzhafter blühte sie. Günther und Kunigunde mieden sich am Tage, aber des Nachts stand er unter einer großen Buche tief im Walde und erwartete sie. Die andern zechten und brüllten, und nach Mitternacht lagen sie alle betrunken da und schnarchten. Dann

geschah es, daß Bernhard, ihr Verlobter, ebenfalls bezechet, an die Tür ihres Gemachs klopfte. Sie öffnete und schlug den „Kleinen“ mit einem glühenden Blick zu Boden, wie ein gepetischter Hund schlich er auf sein Lager, voll Scham, und schlief bis in den Tag.

Kunigunde lächelte. Sie tat den Mantel eines ihrer Diener um, eines verschwiegenen und ihr bis in den Tod ergebenen Burschen, eines Slawen. Aber unter dem Mantel war sie nackt. Und ihr Geliebter erwartete sie unter der Buche. Jan, der getreue Knecht, bewachte das Glück seiner Herrin.

Noch einer wachte. Der alte Fürst. Er strich des Nachts pirschend durch die Gegend, er jagte junge Rehe und junge Weiber, dralle, braunhäutige Töchter des Dorfes. Er war aus ganz anderem Holz geschnitten als sein Sohn, er hatte etwas von der Kraft des Bären und der Geschmeidigkeit des Fuchses, sein Bart war noch von tiefer Schwärze, er konnte alles unter den Tisch trinken. Wenn die andern genug hatten und mit Schaum vor den Mäulern schnarchten, schlich er in den Wald, ins Korn oder in irgend einen Heuschober.

Eines Nachts erkannte er Günther und Kunigunde unter der Buche. Er sagte nichts. Auch nichts zu seinem Sohne. Bei der nächsten Treibjagd erschöpfte er den jungen Grafen Günther. Er hatte die ganze Nacht getrunken, sein Auge und seine Hand mußten abgetrrt sein.

Bald darauf verheiratete er Kunigunde mit seinem Sohne Bernhard. Die Ehe war weder glücklich noch unglücklich.

Aber Kunigunde weigerte sich, jemals wieder in der Jagdhütte zu wohnen, und sie hielt auch den „Kleinen“ davon ab. Ihr war es ein Ort heiliger Erinnerungen. So versiel das Haus, und der letzte Sturm schlug das morsche Dach in Feden, und nächstens soll alles miteinander abgerissen werden.

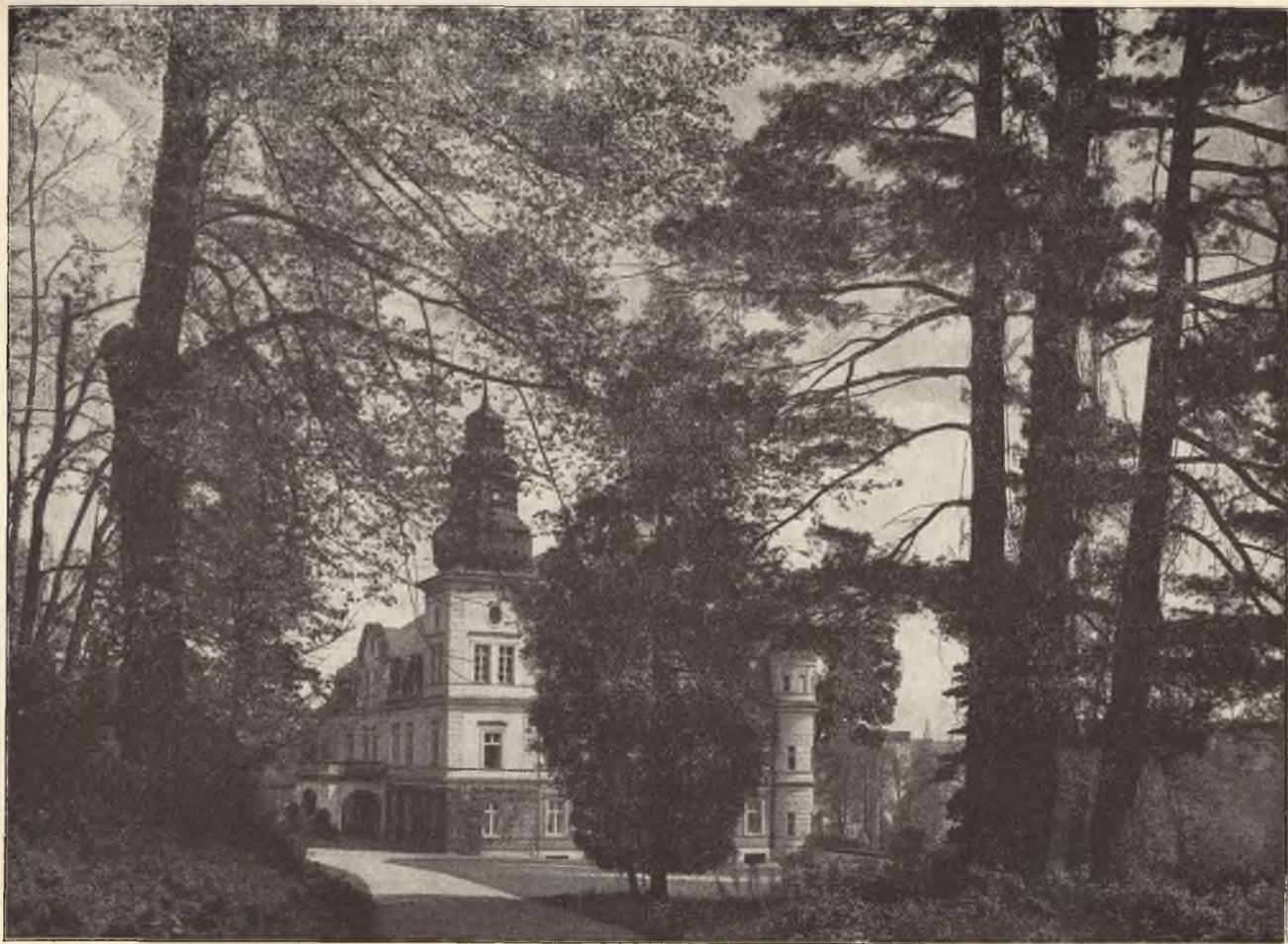
Nur der Wald ist der alte geblieben, ewig in unsterblicher Schönheit und grünverdämnenden Geheimnissen.

Ebbe und Flut

Es trieb des Mondes Allgewalt
Die Welle mächtig hin zum Strande,
Sie jauchzte auf und bäumte sich
Und küßte feucht die Spur im Sande.

So zwang geheimnisvolle Macht
Sie unbewußt zu süßem Handeln,
Und zögernd löste sie sich los,
Um ruhlos wieder fortzuwandeln.

Hede Bartsch.





Am Klodnischanal bei Platonowis.

Letzter Sonntagsfest

Von Hede Bartsch.

Therese stößt die buntgemalten Fensterläden auf. Grüngolden schäumt der Sonnenstrom in das Gemach und steigt eilig an dämmrigen Wänden hinauf. Alles nächtliche Dämon, das sich in Winkeln und Ecken noch verborgen hält, ertrinkt rettungslos in dieser Fülle von Licht.

Zuletzt fangen sich die zitternden Strahlen im Blondhaar der Frau, die vor dem dreigeteilten Spiegel stehend, die langen Zöpfe voll beweglicher Anmut um den schmalen Kopf legt. Mit sinkem Griff nimmt Therese das schlichte, weiße Gewand vom Haken und streift es über; dann schreitet sie leicht, mit wiegendem Schritt, zum Fenster, stützt den Kopf in die Hände und blickt in den werdenden Tag.

Drüben auf dem Ebereschbaum sitzen die Drosseln beim Morgenschmaus; wohlgenut picken sie an den korallenroten Früchten. Ein Schwälbchen streift strrend durch hochstämmige Rosenbäumchen, letzte Rosen glühen im braun sich rändernden Laub. Durch lichter werdende Blätterkronen fliegt ihr Blick hinüber zum See, wo auf leichtbewegter Flut tanzende Finken gaukeln. Würzige Lust quillt ihr entgegen, läßt sie erschauern. Sie rückt in die Mitte des Fensters; nun hängt die Sonne wie ein warmer Mantel um ihre Schultern.

„Letzter Sonntagsfest!“ murmelt sie sinnend, „schön und geheimnisvoll trittst du in die Welt, als ob das Glück in deinen Purpursalten verborgen wäre.“

Sie wendet sich leise aufsteigend wieder ins Zimmer und gleitet mit liebevollem Hantieren zwischen Sesseln und Tischen dahin. Die Zeit, die sie hier, im Erbe der Eltern, verbrachte, geht dem Ende entgegen. Bald kehrt der Gatte aus fernen Ländern zurück. Lange war es her, daß sie die Hoffnung aufgab, ihn auf seinen Studienreisen begleiten zu dürfen, aus seiner Hand die Schlüssel zu allen Herrlichkeiten der Welt zu empfangen, — wie lange war es her!

Ein Schatten huscht über ihr Gesicht. So war sie in das Sommerhäuschen am See gekommen, müde vom Treiben da draußen, voll Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille. Sie denkt an die ruhvoll gefüllten Tage zurück, die alle zermürbenden Spuren hastenden Großstadtlebens hinwegspülten, und die ihr, im Besinnen auf sich selbst, beseligenden Frieden vermittelt hatten! Das wehe Empfinden, das ihr immer wieder das Herz bedrängte, daß der geliebte Mann ihr keinen anderen Platz zuwies in seinem Leben, daß sie

nur, gleich der Klematis, sein festgefügttes Haus umranken und verschönern durfte, daß sie nicht Kameradin, oder, wenn es sein unzulässiger Geist nicht anders zuließ, Schülerin sein durfte, die nur zu gern zu seinen Füßen gesessen hätte, hatte dies alles nicht den Stachel der Bitterkeit verloren im bezaubernden Sichwiederfinden?

Auf heimliche Entdeckungsfahrten ins Kinderland war sie hier gezogen, und manche Blume war ihr aus dem Staube des Vergessens wieder emporgeblüht. Sie dachte an jenen Abend, wo sie seit Jahren zum ersten Mal wieder am Klavier gesessen hatte. Welch kinderfrohes Stammen ergriff sie darüber, daß die Finger noch fast mit der früheren Beweglichkeit über die Tasten glitten. Zaghaft hatte sie dann zu singen begonnen. Rot und aufgereggt wie nach ihrer ersten Gesangsstunde war sie gewesen, als sie, ein schlichtes Volkslied singend, inne wurde, daß die Stimme reiner und voller geworden war. Abend für Abend hatte sie sich dann der geliebten Kunst gewidmet. In den Jubel der Töne hatte ihre Stimme hineingeklungen, zuerst oft noch zagend wie ein Vogel im Morgengraun, unsicher lauschend, ob nicht eine mißbilligende Stimme, die dort in der Stadt so oft an ihrem Tun mäkelte, sich vernehmen ließ, bald aber frei in Höhen und Tiefen tauchend, wie das Fischlein im vertrauten Element. Nein, den Reichtum, den die Heimat wie eine köstliche Frucht in ihr aufgespeichert hatte, den hätte ihr die Fremde nimmer zu geben vermocht, oder nur dann, wenn eine liebevolle Hand ihn ihr geboten hätte!

Frau Therese tritt wieder zum Fenster. Mit fast unwilliger Gebärde streicht sie sich über die Stirn, als möchte sie das Spinnennetz ihrer Gedanken abstreifen, aber das sitzt fest wie zähe Efeuranken. Liebe, so hat das Mädchen Therese geträumt, ist der kostbare Edelstein, den der Goldreif tiefsten Verstehens umschließt. Im Leben der Frau aber war er zum prunkenden Museumstück geworden, das hinter Glas auf Sammetpolstern ruht, dem Auge wahrnehmbar, den Händen, die danach greifen, unerreichbar.

In ihr freundloses Grübeln klingt vom Garten her eine Stimme: „Grüß Gott, Frau Sonne!“

Und ein weicher Bartton schwingt sich in schlichter Weise empor:

„Luftig um das grüne Haus
Spinnen sich die Reben,
Bis hinauf zum Dachgestirn
Goldne Trauben schweben.“

Und die Maid am Fensterlein
Müßert mich verfohlen. —
Darf ein lust'ger Spielmann sich
Eine Traube holen?

Hei, sie nicht! In ihrem Blick
Ist ein hold Gewähren. —
Besser ward mein Durst gestillt,
Als mit süßen Beeren."

Eine feine Röte steigt in die Wangen
Therese's, sie nickt freundlich herunter:

"Wenn Sie das Spalter schonen und
statt mit Trauben mit Kaffee und Brot
vorlieb nehmen wollten, sollen sie willkommen sein", ruft sie hinab, "in der Veranda wird das Tischlein deck' dich schon bereit stehen."

Von unten wieder Gesang:

"Allein, Frau Sonne, schmeckt mir's nicht,
Ihr müßt mich schon begleiten,
Ihr sollt die Strahlen Eurer Huld
Fürsorglich um mich breiten.
Von Eurer schlanken, weißen Hand
Laß willig ich mich führen
Durch Wassernot und Feuerbrand
Zu Paradiesestüren."

Ein Lächeln fliegt die Frau an.

"Ich komme." Sie wendet sich zum Gehen.
"Ein närrischer Mann", denkt sie dabei, "wohl ein Künstler auf Fertensfahrt." Sie nestelt sich ein weiches Wolltuch um und schreitet behende die Stufen hinab. Drunten, im Sonnenschein, der die Veranda erfüllt, steht der Fremdling. Braune Augen lachen aus sonnenverbranntem, hagerem Gesicht. Auf dunklem Haar der verschossene Filz, den er jetzt eilig herabreißt. Dies beugt sich die Hümengestalt vor der Frau. Therese hat eine anfängliche Befangenheit rasch überwunden, ruhig tritt sie zum blumengeschmückten Tisch, der sich wie eine kleine Insel im Ozean zwischen die beiden schiebt, füllt die Tasse, die sie aus dem Spind herausgenommen hat, und schiebt Brot, Butter und Honig bequem vor sich hin.

Er schüttelt den Kopf.

"Meine Mutter daheim macht mir alles zurecht; sie weiß, wie es einem armen Buh, der nur einen Arm hat, schwer fällt, sich zu bedienen."

Sie schaut erschreckt auf. "Verzeihen Sie", murmelt sie bestürzt.

"Es tut nicht mehr weh, davon zu sprechen", begütigt er. "Aber nun, Frau Sonne, — der Wanderbursch hat Hunger!"

Sie lächelt ein feines, schalkhaftes Spottlächeln, "und haben sich an Trauben sättigen wollen."

Er lacht auf.

"Nicht an Trauben", sagt er bedeutsam, "aber Frau Sonne bot mir erdhastere Kost."

Fröhlich schaut sie zu, wie es ihm schmeckt.
"Warum nennen Sie mich Frau Sonne?" fragt sie.

Ein Schalk fliegt über sein Gesicht; als er jedoch ihren Ernst wahrnimmt, wird er bedachtam.

"Es ist etwas in Ihrem Gesicht, das an Sonne erinnert, nichts Strahlendes, dazu schau'n Sie zu ernst; es ist etwas anderes, so — ja, nun hab' ich's, etwas Nicht spendendes, nicht im Sinne der Heiterkeit, sondern als Quelle der Wärme, der Güte."

Rot loht es über ihr Gesicht. Sie senkt den Blick, daß die langen Wimpern dunkle Schatten auf das Oval der Wangen werfen. Nicht er ihr Gesicht? Stolz flammt auf und drängt zur Ablenkung.

"Reflexe der Jahreszeit", scherzt sie, Gleichmut heuchelnd. "das wird nun bald, da der Winter kommt, schlimm werden; dann ade, Licht und Wärme!"

"Ach, wir Armen", entgegnet er betrübt, "dann wird das Leben allen, denen diese Sonne schien, zur Eiswüste werden."

Sie kann es nicht unterlassen, das Gespräch immer persönlicher zu gestalten. Sie muß wissen, ob er einen Blick in ihre Seele getan; wie Feuer brennt sie dieses Spiel.

"Vielleicht merkt niemand etwas von dieser Wandlung." Gleichgültig soll das Wort klingen und hebt doch von verhaltener Spannung.

Er hat sich ganz in den Gedanken eingesponnen. "Glauben Sie mir", widerspricht er, "selbst denen, die sich des Sonnenlichtes Kraft und Wärme nicht bewußt waren, solange sie es unachtsam genossen, würde der Verlust fühlbar werden."

Seine Stimme ist tief ernst geworden, warm klingen seine Worte an ihr Ohr. Sie schaut auf ihn hin. Alle Hemmungen schwinden, da sie sich in tiefster Seele erkannt fühlt. Ihre Augen sind unverschleiert, voll Qual.

"Als meine Eltern lebten", beginnt sie unvermittelt, "habe ich Sonnenschein gekannt; was später kam, — war nur ein Abglanz, — ein Trugbild möchte ich es nennen."

Er hat sich erhoben und lehnt am Geländer. Nun er in Glanz und Licht steht, schimmert sein Haar, als wäre Keif darauf gegangen. Sein Blick hängt verstehend und weich an dem ihren.

"Ihr Gatte", spricht er behutsam, "Sie sprechen von ihm?" Zart und leise kommt es von seinen Lippen: "Sie lieben ihn sehr?"

Sie sieht ihn glanzlosen Blickes an.

"Ich bin ihm nichts, als der Schmuck seines Hauses, sein Herz gehört nur seiner Wissen-

schaft; das hat mich arm und glücklos gemacht.“

Eine Weile ist es still zwischen ihnen. Der Fremde geht mit unruhigen Schritten hin und her, bleibt stehen; sanft gleitet seine Hand über ihren geneigten Scheitel.

„Das ist hart für ein glückverlangendes Menschenherz“, spricht er. „Doch“, sein Ton wird wieder lebhaft, „nach allgemeinem Begriffen ist Glück überhaupt ein seltener Artikel im Leben, gewöhnlich hängt es an irgend einem Haken fest. Und was ist Glück überhaupt? Erfüllung unserer Wünsche? Selbst wenn diese nicht wechselnd wären wie der Mond, ist Wünsche zu hegen oft süßer, als ihre Erfüllung je sein kann. Sich als Meister eines harten Geschicks zu erweisen, das ist ein Glück, das ich vor jedem anderen gelten lasse. Hier blüht allein die vielumworbene Blume all denen zum Trost, die in solchen Fällen von Resignation reden wollen. Darf ich Ihnen erzählen, wie ich es an mir erprobte?“

Sie nickt mit müder Liebeshwürdigkeit.

„Nennen Sie den Namen Niemannsmitt?“

Nun wird auch sie lebhaft. „Den Komponisten?“

Ein Nücheln huscht um seinen Mund.

„Ich meine dessen Vater, der, freilich vor Ihrer Zeit, ein Geigenvirtuose von Weltruf war. Er verheiratete sich mit einer Italienerin, Annunziata Bertoni, einer Sängerin der Mailänder Scala. Ich bin das einzige, spätgeborene Kind aus dieser Ehe.“

Jetzt ist wirklich Sonne in Therese. Sie streckt die Hand über den Tisch.

„Sie selbst der große Sinfoniker! Welch tiefe Freude für mich!“

Seine Augen strahlen. „Wir fühlen uns dort daheim, wo wir bekannt und anerkannt sind“, dankt er und fährt fort: „Das Komponieren galt mir jedoch zunächst als etwas Nebenächliches. Mein Wunsch und Wille drängte nicht zum Gestalten, des Vaters virtuoses Erbe schien mir das erstrebenswerteste Ziel meines Lebens zu sein. Sein Tod spornte meinen Ehrgeiz aufs Schärfste an, und auch meine Mutter war mit ihrem südtlich lebendigen und leidenschaftlichen Naturell nur von dem Gedanken beherrscht, den Ruhm des Vaters in dem des Sohnes weiter blühen zu sehen.“

Theresens Blick begegnet erschreckt dem seinen.

„Und dann“, murmelt sie erschüttert, „o, ich weiß, es war der Krieg! — Nein? Verzeihen Sie“, ruft sie, außer sich, als sie sein tiefes Erblassen gewahrt.

„Wie ein Fluch ist das“, stöhnt er, „daß jeder Mensch mich für ein Opfer des Krieges hält! Nie wird dieser Stachel aufhören zu brennen, solange mir diese Frage gestellt

wird“, ruft er verzweifelt. Er ist in den Stuhl gesunken und stützt den Kopf in die unverkehrte Rechte. Therese ist ganz mütterlich und voll Schmerz, da sie ihn leiden sieht.

„Verzeihen Sie“, bittet sie wieder, „quälen Sie sich nicht mit Erzählen; lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen!“

Er hat sich wieder gefaßt.

„Ja“, sagt er, „es war der Krieg und war es doch wieder nicht, der mich zum Krüppel machte. Damals, in jenen Augusttagen, war ich fünfzehn Jahr und nicht sonderlich interessiert für den Krieg. Je weiter sich sein Ende hinauszögerte, desto mehr fing ich an, ihn als unerhörten Eingriff in das Leben des Einzelnen zu betrachten. Die Persönlichkeit mit allen ihren Fähigkeiten auszubilden, war mein höchstes Ideal. In internationalen Künstlerkreisen groß geworden, war mir die Größe des nationalen Gedankens fremd. Dazu kam ein Erlebnis, das sich mir wie ein Schleier auf die Seele legte, eine Furcht, die mich wie ein Krampf besiel, als ich einmal einem Zug Schwerverwundeter begegnete. Seit jenem Tage saß ein unüberwindbares Grauen in mir, die Angst, durch den Krieg Verwundungen davonzutragen, die mich an der Ausübung meiner Kunst für immer behindern hätten. Seit dem Erfolge, den ich mit meinem ersten Konzert errang, steigerte sich dieser Gedanke förmlich zum Wahne, in dem alles, Vaterland und Ehre, wie in einem Strudel versank. Dazu kam, daß, als Italien unser Gegner wurde, meine Mutter mich immer wieder beschwor, niemals aktiv am Krieg teilzunehmen, solange es sich vermeiden ließe. Ihre Scharfsichtigkeit hatte übrigens bald an meiner Geige die beste Verbündete für ihre Wünsche herausgespielt. Sie brauchte das geliebte Instrument nur vor mich hinzulegen, da war ich schon im Banne einer anderen Welt. So kam es, daß ich geschlossenen Auges an den Heimlichkeiten vorüberging, durch die meine Mutter mit der zähen Kraft der Leidenschaft erreichte, daß sich mein Eintritt ins Heer, auch als ich bereits das Alter dazu erreicht hatte, immer wieder verschob. Meine Künstlerherrlichkeit nahm das als selbstverständlich hin, ich hatte der Welt anderes zu geben, und Lorbeeren waren für mich nur auf dem Podium zu finden. Der Tod hätte mich nicht geschreckt, wenn Jugend, die in den Krieg zieht, daran überhaupt denken würde! Sie wissen nur von Ruhm und Sieg. In eine solche Woge der Begeisterung gertet ich, als ich eines Abends mit früheren Mitschülern zusammensaß, die in den nächsten Tagen ins Feld ziehen sollten. Ich sagte ihnen, daß meine Kunst mir andere Pflichten auferlege als ihnen, und stieß damit auf kaltes Schweigen, und als ich heftig wurde, zunächst auf feindliche Abwehr, bald aber auf

Spott und Hohn. Aus ihren Bemerkungen erfuhr ich, wie man über mich und meine Zurückhaltung dachte, wie man mich im Grunde mindestens für einen gewöhnlichen Drückberger hielt. In mir regte sich das heiße Blut der Mutter, ich war rasend, und als das erste entehrende Wort fiel, war ich im Augenblick dem, der es gesprochen, an der Kehle. Eine Schlägerei entspann sich, die ein älterer Offizier damit endete, daß er mir gebot, den Raum zu verlassen. Ich ging voll ohnmächtiger Wut. Keiner hatte mir etwas Versöhnendes gesagt, Worte wie Feigling, Kachelmacher flogen mir nach. Im schändenden Gefühl des Gebrandmarckteins quoll erstickender Haß in mir auf, die Grenzen der Beherrschtheit waren mir nicht mehr bewußt. Ich tobte durch die Nacht, schlug um mich, schrie, als ob ich es noch mit meinen Gegnern zu tun hätte. Erst im Morgengrauen fand ich mich auf dem Heimwege. Wie ein Trunkener wandte ich durch die Straßen, das Herz von ätzender Bitterkeit erfüllt.

Das Bittertor, das unser Grundstück umgibt, war verschlossen; vergeblich zermühte ich die Taschen nach den Schlüsseln, ich hatte sie wohl verloren. Das Tor war hoch, doch gelang es mir, mit einigen Hautabschürfungen und Verletzungen darüber zu steigen. Im Garten warf ich mich unter ein Gebüsch. Damit man mich in diesem Zustande nicht erblickte, wollte ich dort warten, bis das Haus aufgeschlossen, und ich ungelesen in meine Zimmer gelangen konnte. Ich sank jedoch vor Erschöpfung sofort in tiefen Schlaf, aus dem ich erst aufwachte, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Ich sprang auf, als ich aber meine beschmutzten und zerfetzten Kleider sah, schämte ich mich, so gesehen zu werden, und zog es vor, in meinem Exil freiwillig zu bleiben, bis sich die Dämmerung meines wenig rühmlichen Aussehens erbarmen würde. Sie sehen hier“, wirft er, zu Therese gewendet, ein, „das inipische Gebahren eines sehr auf Außerlichkeiten bedachten Menschen. Wie teuer sollten mich diese Eitelkeiten zu stehen kommen! Ich wartete nun weiter, spähte tausendmal durch's Gebüsch, — wie langsam schleicht die Zeit in solchen Stunden! Meiner Mutter Gesicht sah ich flüchtig an diesem oder jenem Fenster, sie hat mich bei einem meiner Bekannten vermutet, wie sie mir später sagte. Endlich flammte Licht in der Villa auf, Fenstervorhänge zogen sich zusammen, und ich konnte ungehindert mein Versteck verlassen. In fliegender Hast säuberte ich mich, kleidete mich um und trat, ein Scherzwort auf den Lippen, als wäre nichts geschehen, bei meiner Mutter ein. Wir verlebten einen Abend voll seltener Harmonie. Schließlich legte meine Mutter, wie allabendlich, die Geige vor mich hin. Ich ergriff sie mit der leidenschaftlichen

Innigkeit, mit der man ein schwererkämpftes geliebtes Wesen umarmt, und ich fühlte, daß ich gut, wie niemals spielte, obwohl eine ab und zu auftretende Taubheit der linken Hand mir manchen Griff erschwerte. Damals ahnte ich nicht, was mir an jenem Abend den Bogen führte, daß die Geige ihr Schwanenlied sang unter meiner Hand. Als ich geendet, waren die Augen meiner Mutter voll leuchtendem Stolz. „Nee“, sagte sie, „spieltest du wie heut! In ganz seltener Stunden höchster Vollendung hat dein Vater so gespielt!“ Niemand schmitt lehnt sich zurück und schaut ziellos ins Weite. „Niemand mehr“, fährt er fort, „habe ich seitdem eine Geige berührt. Das Schicksal nahm von da einen reizenden Verlauf. Die anscheinend harmlosen Verletzungen der Hand, die ich mir beim Uebersteigen des Gitters zugezogen hatte, erwiesen sich schon am nächsten Tage als gefährlich. Es war Rost oder Schmutz in die Wunden eingebracht, und in der Zeit des Wartens hatte sich das Gift hemmungslos im Körper ausbreiten können. Zwei Tage später wurde ich in eine Klinik der nahegelegenen Großstadt überführt und noch in der Nacht wurde der linke Arm bis über den Ellenbogen entfernt. Alles Geschehen rauschte unwirklich, in Fieberphantasien an mir vorüber, erst was später kam, war die Hölle!

Ich erinnere mich, daß einmal jener Mann an meinem Bett stand, der die freilich ungewollte Ursache meines Glucks war. Daß brandete wieder in mir auf, als ich ihn sah. „Schieß' mich nieder“, raste ich, „kein ehrlicher Mensch tut halbe Arbeit!“ Mit hilfloser Gebärde streckte er mir seine Hand entgegen. Mit der gefunden, die mir geblieben war, stieß ich sie zurück und versuchte den Verband herabzureißen, daß mir dem stürzenden Blute das jetzt so gehaftete Leben von mir weichen sollte. Von dieser Stunde an ließ man mich nicht mehr allein. Ich fluchte denen, die mich ins Dasein zurückzwingen wollten, in dies Leben, das mir wertlos geworden war wie die Schale, aus der man die Frucht gelöst hat. Bis mir die Erkenntnis kam, daß mein Toben zu nichts, als zu schärfster Ueberwachung führte. Von da an wurde ich still, begann ein Leben der Verstellung, heuchelte Resignation. Mir war bewußt, daß dies der schnellste Weg zur Freiheit war, in der ich Herr über mein Leben sein würde. Fast heiter machte mich dieser Gedanke, der ständig mein Herz umkreiste. Vom Bett aus konnte ich hinausblicken in den werdenden Herbst. Das große Sterbelied der Natur rauschte an mein lauschendes Ohr und durchdrang mich mit der Süßigkeit baldigen Erlösseins. Aus allem diesem Geschehen draußen und tief innen quoll mir eine Sinfonie auf. „Warte nur, balde ruhest du auch!“ Ich variierte die Worte zum

breiten Andante; wallende Nebelschleier ballten sich zum schweremüthigen Adagio. Tanzende Blätter hüpfen ein neckisches Scherzo, der grelle Wind piff ein Presto, das in das große Abschiedsthema des Finale übergehen sollte. Bis hierhin war ich gekommen, aber dieser letzte Teil wollte mir nicht gelingen. Meine Genesung war inzwischen so weit vorangeschritten, daß ich fast den ganzen Tag außer Bett zubrachte, und auch kurze Spaziergänge im Garten waren mir erlaubt. Ich hatte mich stundenlang mit dem Finale gequält, jetzt, da letzte Sonnenstrahlen durch die entlaubten Bäume drachen, trieb es mich unwiderstehlich nach ein paar Atemzügen frischer Luft. Notenpapier und Feder ließ ich im Stich und ging hinunter.

Wunderbar teilte sich die Ruhe der Natur mir mit, es war das erstemal seit meinem Unglück, daß ich seiner fast vergaß. Töne rauschten mir entgegen, diesmal kamen sie von außen; im Erdgeschloß des Hauses schien man Musik zu machen. Mich ergriff es mit eigenartiger Stärke, fast unbewußt wandte ich mich dem Hause zu. Die Töne kamen aus den weit geöffneten Fenstern eines saalartigen Raumes. Ich ertöte eine Gartenbank und gewann bequemen Ueberblick über das Gemach, das hellgeleuchtet, fast leer und ohne dämpfende Vorhänge nur der Musik zu dienen schien. Eine merkwürdige Deckenbeleuchtung fiel mir ins Auge. Von der Mitte des Klaviers hing nämlich an blauer Seidenschnur eine mehrarmige, silberne Schirme herab, deren jedes Rohr das Mattglas einer elektrischen Birne umschloß. Hell floß ihr Schein über den von ährengelben Flechten umwundenen Kopf eines Mädchens, das, mir den Rücken wendend, am Flügel saß. Ich lauschte dem geübten Spiel mit leidenschaftlichem Interesse. Die rauschenden Akkorde gingen allmählich in eine schlichte Melodie über, und dann setzte ein glockenklarer Alt ein und sang Friedemann Bach's „Kein Halmlein wächst auf Erden“.

Ich trank die Töne, als wäre es Manna, das mich aus der Wüste des Verhungerns retten sollte. Wo blieb mein Leid? Wo die Qual irrer Wochen? War nichts, nichts mehr davon verblieben im Hauche der geklebten Kunst, um derentwillen ich das Leben von mir tun wollte? Ich taumelte hinaus in mein Zimmer, wußte nicht, ob ich träumte oder jetzt erst erwachte, so hielt mich der magische Kreis dieses neuen Erlebens gefangen.

Die Nacht, Frau, die dann folgte, — diese Nacht war voll härtester Kämpfe! Ich hatte abgeschloffen mit dem Leben, wollte nicht mehr zurück in seine Qual und Enttäuschung; aber über alle Entschlüsse hinweg brauste siegreich das Hohelied der ewigen Kunst, flammte urplötzlich die Erkenntnis auf, daß neue Stim-

men in mir bereit lagen, ihr zu dienen. Erschöpft sank ich schließlich nieder, nichts wissen, nichts denken müssen war mein einziger Wunsch, nur schlafen, in bleierner Bewußtlosigkeit schlafen.

Als ich zu mir kam, dämmerte bereits wieder der frühe Winterabend. Sterne tauten friedlichen Glanz herab, still lag die Welt im Schnee, wie ein Kind an der Mutter Brust.

Auch in mir war es still geworden. Ich hatte den Weg gefunden, der mir vom Schicksal vorgezeichnet war, und ich war bereit, ihn zu gehen. Die Sinfonie habe ich später daheim bei meiner Mutter vollendet, im Bekentnis zum Leben klang sie aus.

Von dem Mädchen, das mit ihrem Gesang die Wandlung in mir vollbrachte, habe ich niemals gehört. „Einmal“, ruft er aus, „was gäbe ich darum, noch ein einziges Mal diese Stimme zu hören!“

Therese hat mit weitgeöffneten Augen seine Erzählung verfolgt, jetzt erhebt sie sich, fast taumelt sie, die Linke haucht nach dem Herzen, das wie toll in der Brust hämmert. Sie winkt ihm mit kummer Gebärde in das anstoßende Gemach, am schwarzglänzenden Flügel sinkt sie nieder. Sie will spielen, wie mild gewordene Tauben flattern die weißen Hände über die Tasten, finden sich endlich im Akkord, der den Rauschenden jäh aufhören läßt. Und schon setzt die tiefe, volle Frauenstimme ein:

*) „Kein Halmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's betaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut.
Wenn du auch tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einst wird von Gott dir kommen
Dein Lenz und Sonnenschein.
Dann sproßt, was dir indessen
Als Keim im Herzen lag,
So ist kein Ding vergessen,
Ihm kommt ein Blütentag.“

Der Mann an der Thür steht wie gelähmt, Schauer durchwehen ihn, — das, — das ist sie, die Stimme, die ihn geweckt hat; noch voller ist heut ihr Klang als damals, da er Hammer Schlag war, der sein Herz wie glühend Erz in neue Formen zwang. Er stürzt zu ihr hin und sinkt ins Knie.

„Du, du“, stammelt er erschüttert, und küßt die zitternden Finger, und nichts als „du, du“, und birgt das Antlitz in den Falten ihres Kleides. Zart hebt sie seinen Kopf auf und blickt ihm in die Augen, neigt sich und drückt die scheuen Lippen auf seine hochgewölbte Stirn.

*) Text und Vertonung von Friedemann Bach.

Sanft löst sie seine Hand von ihrem Gewand, und leise, mit unhörbaren Schritten verläßt sie das Gemach, — er sieht ihr nach mit Augen, die eine Vision erschäut haben. —

Draußen preßt sie voll schmerzlicher Wonne die Hände vor das zuckende Gesicht.

„Letzter Sonnen Sonntag“, schluchzt sie, „o du strahlender, letzter Sonnen Sonntag!“

Der Mönch

„Warum ich nie mehr ein Roß bestieg,
Mein Bruderherz, das willst du hören?
Warum, was Leben mir war, der Krieg
Mich zwang, zum Kreuze zu schwören?“

Sie stuzten und zogen sich murrend zurück
Und scheuten vor meinen Blicken,
Da riet der Teufel ihnen das Stück,
Meinen Buben zum Feinde zu schicken.

Du weißt es, ich war ein harter Mann, —
Weib, Kind und Gesind durften klagen,
Ich zog die Zügel auf's schärfste an,
's war nötig in jenen Tagen.

Wie hab' ich ihn heute vor Augen noch, —
Sein Haupt umflogen die Locken,
Das weiße Sähnlein bauschte sich hoch, —
So ging er auf eiligen Socken.

Das Leben nahm mich scharf ins Gebet, —
Ich dachte, drum wär' es zum rechten,
Von morgens früh bis zum Abend spät
Als raufen und kämpfen und sechten. —

Das stach nach mir wie ein Feurdorn, —
Zurück, rief ich, oder ich schieße! —
Doch keiner glaubte, daß blinder Zorn,
Auch das eigene Blut vergieße.

So lagen wir einst, — der verlorne Hauf, —
Die March floß in breiten Strömen, —
Und drüben zog, das Flußbett herauf,
Das feindliche Hauptheer, die Böhmen.

Er tat nur noch einen einzigen Schritt, —
Nie hatte ein Schuß so gelessen, —
Im Fallen riß er das Sähnlein mit, —
Was weiter war, — ich hab's vergessen, —

Sie zogen, uns höhnnend, mit Trommel und Spiel,
Dumpf krachten die Falkonetten,
Die Feldschlangen glitzerten auf im Gewühl, —
Was konnt' uns vom Tode noch retten?

Ich taumelte in bewußtlose Nacht,
Der Tod hielt mich lange in Händen, —
Als ich am dreizehnten Tage erwacht,
Lag ich zwischen Klosterwänden.

Seit Monaten hatte das Schwert nicht geruht,
Sie heßten, wie Jäger die Hinde, —
Zerbrochen der Söldlinge Wagemut,
Wie Gras duckten sie sich dem Winde.

Dort bin ich geblieben. — Ein kranker Mann
Wollt' sich zum Frieden bekehren,
Den braunen Habit zog ich an
Und ließ das Haar mir scheren, —

Und um mich, gedrängt im wüsten Chor
Schrie's auf, „wir woll'n uns ergeben“
Den Doppelhaken zog ich hervor:
„Wer's wagt, der büßt's mit dem Leben!“

Ich wollte büßen, — die Buße blieb lahm, —
Wie lange, Schwert, bleibst du noch ledig? —
Ein alternder Falkewird nimmermehr zahm! —
— Gott sei meiner Seele einst gnädig!“ —

Hede Barisch.

Peter Janik's Leiden

Von Joseph Wittig.

Ich kann es nicht mehr ganz genau sagen, wo das Haus des Peter Janik stand. Vielleicht meint mancher, das tue auch nichts zur Sache, wenn nur die Geschichte von Peter Janik wahr oder wenigstens lehrreich und nützlich oder, zum allerwenigsten, recht unterhaltsam sei. Da bin ich freilich anderer Ansicht. Mir gehört die Angabe des Ortes zur Wahrheit und Wirklichkeit einer Geschichte. Ich mache darauf aufmerksam, wieviel genaue Ortsangaben die heiligste aller Geschichten, die Geschichte des Lebens und Leidens Jesu, enthält. Wie wohl tut es uns zu wissen, daß Jesus in Bethlehem und nicht irgendwo auf der Erde geboren ist! Und es muß schon einer ganz blaßiert sein, wenn ihm das egal ist. Gerade, wenn etwas an einem ganz bestimmten Ort auf Erden geschehen ist, kann es überall wahr sein und überall geschehen. Der Ort bekommt Ansehen durch die Geschichte, aber auch die Geschichte bekommt ein Ansehen durch den Ort; man sieht sie viel besser, wenn man auch den Ort sehen kann. Was immer geschieht, bleibt an seinem Orte. Man kann es anderswo aus Zeitungen, Bildern oder Erzählungen erfahren, aber selber bleibt es am Orte. Es bleibt wie ein Geist an dem Orte, nicht wie einer, den ein Wind oder Sturm verjagen kann, auch nicht wie einer, der sich allmählich in den Nebeln des menschlichen Gedächtnisses verflüchtigt und in Nichts auflöst, sondern wie einer, der bis zum jüngsten Gericht an Ort und Stelle bleiben muß. Und wenn es ein gutes Geschehen ist, dann behält der Ort ein Gutes, und Wanderer, die nach vielen Jahrhunderten durch diesen Ort ziehen, werden zwar nicht mehr das Dorf, nicht mehr das Haus, nicht mehr den Baum sehen, aber das Gute werden sie spüren. Und wenn dieses Gute in seinem Geschehen vielleicht die Verzeihung einer Sünde oder die Heilung einer Krankheit war, wird der sündige Wanderer etwas spüren wie Loßprechung und der kranke Wanderer etwas wie Heilung.

Darum tut es mir leid, daß ich den Ort, an dem Peter Janik's Haus stand, nicht mehr genau angeben kann. Ich bin schon vierzehn Jahre nicht mehr in der Gegend gewesen, und ich habe sie zu vergessen versucht, weil mir dort auch etwas sehr Schlimmes widerfahren ist. Meines Erinnerns lag das Haus des Peter Janik auf dem Wege von Lomnitz nach Schierokau, etwas abseits, so auf Wendzin zu; ich kann mich aber irren. Es hatte unter sich Erde, rings um sich Wald und Wiese und einige Felder, über sich den Himmel. Ein

hoher Baum, ich weiß nicht mehr, war's eine Linde oder sonstwas, wuchs am Hause empor, schob seine Wurzeln weit unter das Haus, sodas in der ungedielten und ungepflasterten Vorratskammer auf einmal ein kleines Bäumchen emporkam, dessen sahle Blättlein unverkennbare Ähnlichkeit hatten mit den Blättern des großen Baumes; und die Krone rechte der große Baum mächtig zum Himmel empor. Der Baum war also wie ein Nagel oder ein Rahtstich, der die drei Ebenen zusammenheftete. Und neben ihm sah das Haus des Peter Janik wirklich mehr einem Vogelneste ähnlich als einer menschlichen Architektur; es war mehr geflochten als gebaut; sogar die Staketen am Zaun waren nicht mit Nägeln befestigt, sondern mit Spagatschnürchen angebunden, und wo im Hause ein Ritx war, wurde er entweder mit Lehm oder einem alten Strumpfe zugestopft. Das mit dem Vogelneste soll kein abfälliges Urteil sein. Weiß ja doch jeder, was für Kunstwerke Vogelnester sind, und ich im besondern weiß, was für herrliche Kindertage man in solchen nestähnlichen Häusern erleben kann. Jedenfalls konnte man bei dem Hause Peter Janik's kaum sagen, ob der Baum an das Haus oder das Haus an den Baum gebaut war. Der Giebel neigte sich je weiter nach oben, desto näher dem Baume zu und war am First mit einer Stange gegen den Baum versteift, vermutlich, damit aus der Neigung nicht ein Fall werde.

Ich war damals wochenlang in der Gegend. Mein Bruder, der Altarbauer, hatte den Auftrag, für den Neubau der Lomnitzer Kirche Kanzel, Kreuzweg und Altäre auszuführen und, wenn seine Zeichnungen von der Behörde genehmigt würden, auch auszuführen. Bei den Verhandlungen mit dem Pfarrer kam es hauptsächlich auf den Preis an, denn die Lomnitzer Gemeinde war sehr arm; bei den Verhandlungen mit der Behörde ging es um möglichst hohe Kunst; wenn wir aber beide miteinander verhandelten, mein Bruder und ich, ging es uns mehr darum, wie Altar und Kreuzweg und Kanzel aus der Seele des Volkes herauswachsen könnten. Es wurde uns klar, daß wir zu diesem Zwecke erst in die Seele des Volkes, und zwar des Lomnitzer Volkes, hineinwachsen mußten. Der Pfarrer hatte sehr viele Gedanken, die Regierung hatte sehr viele Gedanken, und auch wir hatten sehr viele Gedanken. Die sammelten wir nun und streuten sie so ganz unversehens unter die Leute.

Wolken sehen, was davon ausgehen würde. So kamen wir damals in sehr viele Häuser in und um Lomnitz, und um das Wachstum der ausgetreuten Gedanken nicht zu stören, redeten wir viel über allerlei andere Dinge, sodaß wir nicht nur die Kirchenseite der Leute kennen lernten, sondern auch die drei anderen Seiten, die sich von der Kirchenseite oft viel wesentlicher unterscheiden, als zum Beispiel die Vorderseite von der Hinterseite eines Hauses oder der Wohnstübengiebel vom Scheungiebel. Manchmal gingen wir zusammen, manchmal ging ich allein, besonders als mein Bruder mit den Zeichnungen anfing. Manchmal blieben wir bei den Leuten vor den Häusern oder auf den Feldern stehen, manchmal gingen wir in die Häuser hinein.

Da hatte ich schon, ehe mein Bruder nach Lomnitz kam, etwas recht Merkwürdiges erlebt. Damit die Kirchbaukasse nicht noch durch Ankauf eines besonderen Grundstücks belastet werden mußte, sollte die neue Kirche an die Stelle der alten kommen. Die alte war ein Holzbau aus dem 16. Jahrhundert, eine der nicht mehr allzu zahlreichen alten Holzkirchen Oberschlesiens. Sie sollte vorsichtig auseinandergenommen und in dem benachbarten Schöffschütz wieder aufgestellt werden. Als nun die ersten Schindeln vom Dache flogen und das Gespärre sichtbar wurde, befiel eine geheimnisvolle Krankheit die Leute von Lomnitz. Sie konnten es zwar nicht sagen, was es war, aber es war ihnen so komisch um den Kopf. Oft konnte ich bemerken, wie sie sich unwillkürlich an den Kopf griffen oder mit der Hand über das Haar fuhrten. Einige Tage später zuckten sie auch eigentümlich mit den Achseln oder drehten den Brustkorb unter dem Hemde hin und her, wie man es macht, wenn man dort einen Floh hat oder bei der Ernte eine Gerstengranne. Den einen — ich glaube, es war der alte Kirchvater Leschik — fragte ich, ob er Schmerzen habe. Er antwortete: „Ach nein, ich bin bloß etwas nervös.“ Und ein anderer: „Ach, mir ist's, als ob da etwas entzwei ginge.“

Am merkwürdigsten war die Unterhaltung mit Peter Janik, mit dem ich damals zum ersten Male sprach. Es war auf dem Wege von Lomnitz nach Schöffschütz, in der Nähe des Gutes Hedwigshof. „Ach“, sagte er, „bis jetzt hat der Herrgott bei uns gewohnt wie einer von uns. Dort, wo der Altar steht und wo der Pfarrer die heilige Messe liest, das war seine Stube, wo auch unsere liebe Muttergottes wohnte; daneben oder davor, wo wir Menschen sitzen, das war seine Scheune und sein Hansem. Jetzt kriegt er einen Palast. Da wird er wohl ordentlich

hoffärtig werden!“ Dabei fuhr auch er sich über den Kopf, zuckte mit dem Brustkorb im Hemde und mit dem Becken in den Hosen, so auffällig, daß ich auch an ihn die Frage stellte, ob ihm etwas fehle. „Nein“, antwortete er, „nichts Besonderes! Aber ich bin schon seit Jahren ein gebrechlicher Mensch. Und mit der Muttergottes“, fuhr er fort, „die soll auch nicht mehr auf dem Altare stehen; die soll eine Extrakapelle bekommen, und das ist doch bald so, wie wenn sie in's Ausgedinge käme.“

Ich hatte ja von Peter Janik schon manches gehört. Er hatte mancherlei Geld ausgeborgt, vielleicht bloß ein paar Hundert Mark, aber die werden im Gerede der Leute bald zu ein paar Tausend; er hatte auch seine Kinder ganz gut ausgestattet und verheiratet, dem einen Sohne sogar eine kleine Wirtschaft kaufen können, und er war vor allem niemandem etwas schuldig. Da er aber nahe am Walde wohnte und außerdem eine Kuh und zwei Ziegen mehr hatte, als auf die Morgenzahl seiner dürrig fruchtbaren Ackerwirtschaft kam, geriet er in verschiedentlichen Verdacht. Der Oberförster zeigte immer auf sein Haus, wenn er von Wildddieberei sprach, und der Inspektor sagte von seinen Schweinen, das sei alles herrschaftliches Fett. Aber man hatte trotz verschiedener Hausfuchungen noch keine Munte unter seinem Dache gefunden, und wenn er etwa von den herrschaftlichen Feldern die eine oder andere Bürde Heu oder ein paar Kartoffeln oder Rüben geholt hätte, so unterschieden sich diese in nichts von den Gräsern, Kartoffeln und Rüben, die auf seinen eigenen Wiesen und Feldern wuchsen. Aber es kam zu einem gespannten Verhältnis zwischen ihm und den herrschaftlichen Beamten. Er hatte auch einmal auf's Schloß kommen müssen, da er von der Herrschaft einige Morgen Wiese in Pacht genommen hatte, und seitdem sprach er immer von „den hoffärtigen Menschen“ und von den „Palästen“, und es ging ihm offenbar gegen den Strich, daß jetzt vielleicht auch der Herrgott zu dieser Clique gehören sollte.

Ich habe schon alles Mögliche für und gegen Gott sagen hören, noch nie aber, daß Gott hoffärtig werden könnte. Kein Wunder, daß mir dieser Ausdruck nicht mehr aus dem Sinne kam. Es wurde mir klar, daß in der Seele des Lomnitzer Volkes eine Angst sein müsse, der neue Kirchenbau könnte zu hoffärtig werden, und Gott könnte seinen Charakter dementsprechend verändern.

Es ging im Dorfe auch die Rede, daß Peter Janik vom Pfarrer zur Rede gestellt worden sei, ob er wildere oder ob er sich manchmal auf den herrschaftlichen Feldern etwas angeeignet habe, und daß Peter Janik

darauf geantwortet habe: „Zufällig nicht!“ Als der Pfarrer darauf gefragt habe, ob er damit meine, daß er es zwar gewollt habe, daß er aber nur durch einen glücklichen Zufall von der Vollbringung abgehalten worden sei, da habe Peter Janik gesagt: „Nein, ich habe es zufällig nicht gewollt.“ Es fiel mir sehr auf, daß die Leute an diesem „Zufällig“ nicht etwas Dummes, sondern etwas sehr Kluges und jedenfalls Bemerkenswerthes und Erzählenswerthes fanden, und zwar so, als ob etwas ganz Wichtiges daran sei, was sie eigentlich auch von sich aussagen müßten. Ich habe einmal den Pfarrer darüber fragen wollen. Der winkte aber ab, sodaß es mir ziemlich gewiß ist, daß eine solche Aussage wirklich, und zwar im Beichtstuhl, stattgefunden hat. Denn sonst ließ sich der Pfarrer gern auf solche seelenkundliche Fragen ein. Ich sagte ihm nur noch: „Ich glaube, die Leute in Ihrem Dorfe, soweit sie gut und ehrlich sind, halten es bloß für einen Zufall, daß sie gut und ehrlich sind.“ Der Pfarrer lächelte und sagte: „Sie halten es auch bloß für einen Zufall, wenn sie noch gesunde Knochen haben!“

Der Plan des Pfarrers, für das alte, schöne Madonnenbild eine besondere Kapelle bauen zu lassen, hatte keineswegs das Ziel, die Marienverehrung in Romnik beiseite zu drängen. Freilich würde es jetzt nicht mehr über dem Tabernakel, nicht mehr im Augenpunkt der betenden Gemeinde stehen. Dieser Augenpunkt sollte schon fortan der goldene Schrein mit dem allerheiligsten Sakrament sein, und nicht das Marienbild, und es war eigentlich auch immer so gewesen, daß bei sakramentalen Gottesdiensten das Marienbild gewissermaßen übersehen oder sogar durch die Monstranz mit dem Allerheiligsten verdeckt wurde. Indem für die Verehrung des Marienbildes ein besonderer Raum geschaffen wurde, sollte beides, die Anbetung des Sakraments und die Verehrung der hl. Jungfrau, zu reicherer und ungehinderter Entfaltung kommen. Der Pfarrer hoffte sogar, daß die neue Marienkapelle ein Wallfahrtsziel für das ober-schlesische Land werden könnte. Es war also alles gut und redlich bedacht, und doch war es wie ein geheimes Leiden für das Dorf: Die heilige Mutter wird jetzt ins Ausgedinge geschickt.

Ich sagte zu Peter Janik: „Drüben in Czestochau ist es doch auch so, daß die Muttergottes ihre besondere Kapelle hat!“

„Ja“, antwortete er, „es ist zweierlei, ob ein Sohn sich breit macht in der Wirtschaftsstube seiner Eltern, die ins Ausgedinge ziehen müssen, oder ob er sich daneben auf-

baut, und wenn auch noch soviel größer und schöner!“

Obwohl auch in meiner Heimat die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes stark umrankt ist von der Verehrung Marias, und obwohl auch da nicht immer ängstlich und lästlich auf Rangordnung gesehen wird, erschrak ich doch in diesem Augenblick. Diese Leute, dachte ich mir, würden den Gottessohn nicht mögen ohne seine Mutter. Ich zweifelte aber auch nicht daran, daß sie die Mutter ebensowenig möchten ohne den Sohn. Dabei kam mir die Erinnerung an eine Prüfungsarbeit, die im Jahre zuvor die jungen Geistlichen in Breslau schreiben mußten, um später Pfarrer werden zu können. Das Thema lautete: Welche Gründe lassen sich dafür finden, daß Gott seinen Sohn auf keine andere Weise als durch die Geburt aus einer irdischen Mutter in die Welt zur Erlösung der Menschheit gesandt hat? Wenn diese Frage jetzt, nach der Unterredung mit Peter Janik, an mich gestellt worden wäre, hätte ich sie mit drei Worten beantwortet; ich hätte geschrieben: Wegen der Romniker.

Wenn nicht schon früher, so war ich bei diesem Gespräch eigentlich erst auf den Gedanken gekommen, daß mein Bruder, wenn er Kanzel, Kreuzweg und Altäre für Romnik recht machen sollte, erst mit der Seele der Romniker geimpft oder durch mich davon angesteckt werden müßte. Denn die Kirche von Leuten, die nicht gern einen hoffärtigen Gott haben wollen, muß natürlich ganz anders aussehen als die Kirche von Menschen, die in ihrer eigenen Hoffart ihren Gott gar nicht hoffärtig genug haben können. Und erst gar die Kirche von Leuten, die es nur einem guten Zufall zuschreiben, daß sie nicht oder nicht mehr oder noch nicht Wild- diebe und Spitzbuben sind! Gewiß, neue Kirchen werden eben neue Kirchen und sehen dann auch wie neue Kirchen aus, alle einander ähnlich, wie neugeborene Kinder einander ähnlich sind. Aber es steckt etwas darin, was grundverschieden werden kann. Zuerst sind sie alle stumm, und manche bleiben stumm. Die aber zu reden anfangen, reden auch zuerst in ähnlicher Weise, werden dann aber so mannigfaltig in ihrem Ton, in ihrer Wärme, in ihrer Lautheit oder Stille, in ihrer Innigkeit, in ihrer Wahrhaftigkeit wie die Menschen, sobald sie aus ihrer ersten Kindheit heraus sind. Ja, es kommt sogar vor, daß sie eine ganz fremde Sprache reden, sodaß man sie gar nicht verstehen kann, auch wenn man noch so oft und noch so tief in ihr Inneres eindringt. Das hängt nicht etwa vom Stil des Bauwerks und des Zierrats ab, ob romanisch oder gotisch oder barock oder modern-sachlich; ich wüßte überhaupt

nicht, wovon es abhängt, wenn ich damals nicht in Romnitz meine Erfahrungen gemacht hätte.

In jedem Katechismus steht auf die Frage: Was ist die Kirche? die Antwort: Die Kirche ist die Gemeinschaft der Christgläubigen. Als ich diese Frage und diese Antwort zum ersten Male las — es war schon in meinem zweiten Schulfahr —, da ging ich zu der Kirche meines Heimatdorfes hin und fuhr mit meiner Hand Streichelnd über den roten Sandstein, aus dem sie gebaut war, und sagte: „Das ist die Gemeinschaft der Christgläubigen!“ Und es war mir, als ob ich etwas Lebendiges angerührt hätte. Als ich später klüger wurde, habe ich darüber als über eine kindliche Torheit gelacht. Als ich aber auch die Zeit dieser Klugheit überwunden hatte, kam es mir immer wieder wie eine Wahrheit vor, und jetzt sehe ich in jeder Dorfkirche die Dorfgemeinde in der Gestalt eines Bauwerkes; auch in mancher Stadtkirche die Gestalt der umwohnenden Stadtgemeinde, aber nicht mehr in jeder Stadtkirche. Nein, auch nicht mehr in jeder Dorfkirche!

Das wird manchem schwer zu verstehen sein, aber mancher wird es schon verstehen. Manche wollen es ja auch kaum verstehen, und sie behaupten immer wieder, sie könnten es nicht glauben, daß in der kleinen runden Hostie unser Herr und Heiland Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig sei. Sobald aber einer dies glaubt, wird er auch das von der Kirche verstehen.

Mein Bruder wohnte während seines Aufenthalts in Romnitz beim Pfarrer, aber er aß beim Kirchvater. Er hatte in seinem Leben schon an Hunderten kirchlicher Neueinrichtungen gearbeitet. Als Zeichner bei dem Münchener Architekten Joseph Elsner mußte er, besonders in seinen jüngeren Jahren, in die Dörfer und Städtlein fahren, in denen eine neue Kirche gebaut oder eine alte neu-ingerichtet wurde. Da konnte er viel davon erzählen, wie insbesondere das Bauernvolk in unbewußtem Gefühl für die inneren Notwendigkeiten die Kunsthandwerker, die an seiner Kirche arbeiten sollten, in seine Mitte nahm. Es war sogar manchmal schwer, unverheiratet wieder aus dem Dorfe fortzukommen. Aber es war nicht bloß diese leicht verständliche Angelegenheit. Was in dem Schwarm der jungen Mädchen zum äußeren, manchmal vergnüglichen, manchmal peinlichen Ausdruck kam, das lebte und wirkte auch in der Seele der Alten: Wer an der Kirche des Dorfes arbeiten will, muß erst in das Leben des Dorfes eingegangen sein. Die Bauern schenkten von ihrem Bier, aber sie meinten ihr Blut. Und erst, wenn aus dem

jungen Künstler die Stimme ihres Blutes sprach — wenn er das Zeugnis bekam, daß man mit ihm reden könne, da war die Sache gemacht.

Ich weiß noch, welch tiefen Eindruck es in einem Dorfe machte, als die Münchener Maler durch die Ställe der Bauern gingen und die milchreichste Kuh ausuchten, um sie für die Zeit ihrer Arbeit zu mieten und aus ihrer Milch die zur Ausmalung der Kirche notwendigen Casein-Farben herzustellen. Diese Kirche wurde eine echte Bauernkirche. Die Milch von der Kuh im Stalle gehört schon zum Bauernblut. Das geht schon daraus hervor, daß ein Bauer ohne Kuh gar kein Bauer wäre. Ueberhaupt muß man zu Volk auch das Vieh rechnen!

Als die alte Holzkirche von Romnitz bis auf den Grund abgebrochen war, rieben die Leute nicht mehr ihren Brustkorb gegen ihr Hemd und ihr Becken nicht mehr gegen die Hofenwände. Aber ihre Knochen waren so, daß sie in jedem Augenblick wie ein Haufen Gehälz und Gestänge daliegen konnten. Und wenn ich mich recht erinnere, waren in jenem Jahre mehr Begräbnisse in Romnitz als in anderen Jahren. Das kann aber eine Verwechslung mit einem anderen Falle sein. Im Schlegler Pfarrarchiv befindet sich eine Niederschrift über den Abbruch der alten Schlegler Kirche im Jahre 1885. Da ist ausdrücklich bezeugt, daß in den Tagen dieses Abbruchs mehrere Schlegler auch ihr irdisches Leben abgerichtet haben. Das muß ja so sein.

Es dauerte aber nicht lange, da erhoben sich die Fundamente der neuen Kirche aus dem Erdboden, und es war mir bezeichnend, daß ein älterer Mann, den ich nicht einmal mit Namen kannte, beim Anblick des neuen Mauerwerkes zu mir sagte: „Jetzt möchte ich halt doch noch eine Weile leben.“ Darin lag ja wohl zunächst der gewöhnliche Wunsch, das begonnene Bauwerk vollendet zu sehen. Aber es war mehr als ein Wunsch. Der Mann sprach wie einer, der soeben eine Verheißung bekommen hat. Auch was sich sonst im Dorfe vernehmbar machte, berechtigte mich zu der Auffassung, daß der aufsteigende Neubau wie eine anschwellende Welle des Lebens sei.

Ich besuchte jetzt öfter den Peter Janik in seinem einsamen Waldneft und hatte, wenn ich mich der Hütte näherte, immer den Gedanken und die Vorstellung, daß ich ihn krank im Bett finden werde. Aber er ging immer noch umher, schleppte sich auch auf das Feld, und wenn man ihn nur so sah, hätte man ihn für einen halbwegs gefunden Mann halten können. Aber ich spürte, daß er schwer krank war.

Als ich die ersten Male in Bonnig war, verstanden die Leute meinen Doctortitel so, als ob ich ein Arzt wäre, und sie kamen auch mit allerlei Fragen über Krankheit und Gebrechen zu mir, und eigentlich glaubten sie erst meinem Bruder, daß ich nicht Medizin studiert habe und daß auch zum Beispiel die Herren vom Gericht oder die den Studenten Unterricht geben, mit „Herr Doktor“ angeredet werden. Als ich nun in der Stube von Peter Janik saß und den Mann so beim Hin- und Hergehen beobachtete und sogar durch's Fenster sah, wenn er draußen herumhantierte, sagte seine Frau zu mir: „Sie sind wohl doch ein richtiger Doktor. Können Sie meinem Manne nicht helfen?“

Es hat mir ja immer leid getan, daß ich nicht Medizin studiert habe, aber in diesem Augenblicke, da die Stimme des Weibes also an mein Ohr drang, war es mir wie eine schuldhafte Unterlassung, wie eine begangene Sünde, so als ob ich in meinem Leben die wichtigste Sache veräußert hätte. Ich brachte es nicht über mich zu sagen: „Nein, ich bin wirklich kein Arzt!“ Ich sagte nur: „In Rosenberg oder in Kreuzburg muß doch wohl ein tüchtiger Arzt sein! Vielleicht wäre es mir möglich, das Geld aufzubringen, daß Ihr Mann einmal hingehen könnte . . .“

Da unterbrach mich die Frau: „Ach nein, bezahlen könnten wir Sie schon; es thät uns nicht gereuen, was es kosten täte!“

„Da fahren Sie doch einmal mit Ihrem Manne hin!“

„Wo haben Sie denn Ihre Sprechstunde? Ich dachte, Sie könnten . . .“

„Nein, ich meine nach Rosenberg oder nach Kreuzburg!“

„Ach, da sind wir doch schon überall gewesen. Wir sind doch sogar in Breslau gewesen. Da haben sie erst viel probiert und dann gesagt, der Mann sei halt überarbeitet, und ein Doktor hat mich sogar gefragt, ob es nicht so sein könnte, daß der Mann ein Simulant sei!“

Ich weiß nicht, was über mich kam, aber ich sagte der Frau: „Ich will morgen wiederkommen und etwas mitbringen.“

Als ich mich verabschiedet hatte und schon einige Schritte weit gegangen war — ich glaube, ich hörte, wie die Frau zum Manne sagte: „Peter, der wird dir schon helfen!“

Ich ging zum Pfarrer und dann zu meinem Bruder und borgte mir die Kirchenbaupläne und die ersten Entwürfe für die Altäre aus. Warum sollte nicht auch ich einmal probieren?

Als ich den alten Leuten am anderen Tage die hübschen, bunten Zeichnungen zeigte — man sah ordentlich die neue Kirche fertig, traulich und lieb aus den Dorfshäusern

und dem Gebüsch der Obstgärten emporragend; entzückend standen die Altäre da unter den Wölbungen des Presbyteriums und der Marienkapelle; an einer farbigen Winkelperspektive sah man auch deutlich, daß Presbyterium und Marienkapelle nicht getrennte Räume waren —, da sagte die Frau: „Peter, wasch dir schnell einmal die Hände!“ Und als es der willige Mann getan: „Peter, jetzt lege deine Hände auf diese heiligen und wundertätigen Bilder!“ Sie selbst saß mit gefalteten Händen davor.

Es war mir peinlich, daß die Sache einen so magischen Charakter annahm, und ich wäre am liebsten dazwischen gefahren, aber ich selbst fühlte mich magisch befangen und gehalten und mußte dastehen und zusehen und hatte die Vorstellung, als ob da etwas auseinanderginge und sich umordnete und wandelte, so als ob ich im chemischen Laboratorium meines Breslauer Freundes säße und in eines feiner geheimnisvollen Gläser schaute.

Endlich nahm Peter Janik seine Hände von den Zeichnungen weg. Er hob sie empor, wie man die Hände aus einem Waschbecken emporhebt, oder wenn man sie in die kühle Blut eines Baches getaucht hat.

Die Nachmittagssonne schien durch die Fensterscheiben über den Tisch und zeichnete das Fensterkreuz auf die Tischplatte. Wir sahen es alle drei wie gebannt an. Peter Janik fuhr mit dem Daumen nach drei Kreuzungspunkten, machte dort drei kleine Kreuzlein und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Und dann öffnete er das Fenster.

Das weiß ja jeder, daß die Stunde zwischen Nachmittag und Abend eine lösende und verklärende Kraft in sich hat. An frankten Tagen ist sie die Stunde des höchsten Fiebers, an gesunden aber die Stunde, in der Gott einen freundlichen Blick in die Menschenherzen tut. Peter Janik sagte: „Ja, jetzt bin ich wieder gesund!“

Obwohl ich selber nie eigentlich krank gewesen war, hätte ich in diesem Augenblicke sagen können: „Ja — ich auch!“ So leicht und fröhlich war mir um's Herz. Erst auf dem Nachhausewege, wahrscheinlich an einer Stelle, an der jemand einen Glaubenszweifel groß und stark werden ließ, bestel mich wieder alle Peinlichkeit, mit der ich zuerst dem Vorgang zusehen hatte. In Gewissensnot schritt ich weiter, bis ich die Mauern der neuen Kirche sah. Da sagte ich mir — es war aber, als ob ein anderer tröstend zu mir sagte —: „Na, Schaden wird's ja auf keinen Fall! Hoffentlich reden sie es nicht herum!“

Als ich an der Kirche vorbeikam, die aus dem Fundament heraus ihre schönen Stützen und Gliederungen emporwachsen ließ, überfiel mich eine gewisse Ahnung von irgendwelcher Einheit zwischen diesem Baukörper und dem Körper des Peter Janik. Und warum nur des Peter Janik und nicht auch der anderen Domniker! Ein jeder Körper ist doch die Sichtbarwerdung geheimnisvoller Unsichtbarkeiten. Warum sollten diese Unsichtbarkeiten in ihrer Gemeinschaft nicht in einem solchen Baukörper sichtbar werden? Ja mehr noch! Dieser werdende Baukörper, warum sollte er zu jedem einzelnen Domniker weniger gehören als die Bauern- und Armlenkörper, in denen die Domniker umherliefen? Warum sollten sie nur dann krank werden, wenn an ihrem Einzelkörper etwas in Unordnung geriet? Warum sollten sie nicht auch krank werden, wenn an ihrem Gemeinschaftskörper etwas fehlte? Und warum sollten sie nicht gesund werden, wenn dieser Körper wieder gesund und schön emporwuchs?

Ich glaube, ganz nahe an der Entdeckung eines großen Geheimnisses zu sein, und das Glücksgefühl, das solche Entdeckungen immer begleitet, stieg mir schon am Herzen herauf. Da waren alle Gedanken auf einmal weg. Im Westen war eine dunkle Wolkenwand emporgestiegen, und davor jagten einige schmutzige, schwefelgelbe Nebelkugeln. Ich hatte noch eine Viertelstunde über Land zu laufen und wollte in meinem Quartier sein, ehe der Gewittersturm losbrach.

Schlag auf Schlag die ganze Nacht! Ich fürchtete für den Neubau der Kirche. Wenn sich der Sturm in der Halle verdinge, müßte sein Druck die noch nicht genügend verankerten und verklammerten Mauern auseinanderstoßen. Durch die Mttarbeit meines Bruders war diese Kirche wie mein eigener Bau geworden, und schon vor dem Baumeister war ich am Bauplatz, um nach Sturmschaden zu sehen. Da kam der Pfarrer mit dem Kirchvater von einem Verfehgang zurück. Er trug noch das heilige Sakrament, also war der Kranke verstorben, ehe ihm noch die Wegzehr gereicht werden konnte. Da es sich nicht ziemt, einen Priester, der das Sakrament trägt, anzupressen, ging ich in den als Notkirche eingerichteten Raum nach und hörte dort vom Kirchvater, der Pfarrer sei noch des Nachts zu Peter Janik gerufen worden. Peter Janik liege im Sterben. Völliger Kräfteverfall, habe der gleichzeitig herbeigeholte Arzt gesagt. Bei der Ankunft des Pfarrers sei Peter Janik schon bewußtlos gewesen und auch nach mehrstündigem Warten nicht mehr zum Bewußtsein gekommen. Er werde auslöschen. Der Pfarrer habe ihm

nur noch die Letzte Delung und den Apostolischen Segen erteilen können.

Ich kann gar nicht sagen, wie rasch ich in der Stube des Peter Janik stand. In manchen Heiligenlegenden wird von einer gnadenhaften und wunderbaren Bilokation erzählt, d. h., daß der betreffende Heilige im selben Augenblick an zwei verschiedenen, weit auseinanderliegenden Orten gesehen worden ist. Ich hatte zwar damals schon die sehr schöne und ehrenvolle Laufbahn eines Heiligen aufgegeben und weiß, daß der Teufel die Gabe der Bilokation viel öfter und ausgiebiger hat als irgend ein Heiliger, aber damals glaubte ich doch noch, vor dem Kirchvater und dem Pfarrer zu stehen und war schon einen, vielleicht zwei Kilometer weiter am Bett des Peter Janik. Und Peter Janik schlug die Augen auf, als ich an sein Bett trat!

Ich muß mich während der Gewitternacht wohl zwischen Wachen und Schlaf, die in solchen Nächten gleich unbewußt sind, vielleicht auch im Traum, sehr mit Peter Janik und der merkwürdigen Nachmittagsstunde beschäftigt haben, denn ich trug mehrere fertig geformte Sätze in mir, die sich auf Peter Janiks Krankheit bezogen. Der eine hieß ungefähr so: „Wenn Ihnen alle Aerzte erklären, daß Sie an keinem Ihrer körperlichen Glieder und Organe einen hinreichenden Grund Ihrer Erkrankung entdecken, dann muß es wohl — an Ihrer Seele sein!“

Aber ich hatte doch unterdessen auch die Seele des Peter Janik einigermaßen kennengelernt. Es war eine ordentliche, gottesfürchtige Seele, zwar nicht heilig, was man so darunter versteht, aber doch durch Frömmigkeit und ehrliche Bußfertigkeit, durch Gebet und Sakrament immer wieder geheilt. Gewiß, es gibt versteckte Fehlerhaftigkeiten der Seele, die in immer noch nicht ganz aufgeklärter Weise Erkrankung und Wehthum einzelner körperlicher Organe zur Folge haben. Viele Aerzte wollen zwar von einer Herleitung solcher Erkrankungen und Schmerzen aus irgend einer seelischen Unordnung nichts wissen, aber sie können doch wenigstens sagen, dieses oder jenes Organ sei tatsächlich erkrankt. Bei Peter Janik war dies aber eigentlich nicht der Fall.

Ja, ich muß in der Nacht doch geträumt haben! War ich nicht in der Stube des Peter Janik? Ja, ich war in der Stube; ich mußte immerfort etwas suchen, was ich nicht finden konnte; ich zog die Schublade unter der Tischplatte hervor, ich durchwühlte die Kommode, ich mußte die Krankheit des Peter Janik finden! Und es war mir dabei, als ob das alles, die Schublade, die Kommode, der

Tisch und Schrank, zum Körper des Peter Janik gehörte.

Dies alles fiel mir wieder ein, als Peter Janik die Augen aufschlug.

Aber Peter Janik schlug die Augen wieder zu. Sein Blick war so gewesen, als ob er durch ein Glas oder durch einen Statetenzann käme, nicht eigentlich verhüllt oder gebrochen, aber doch wie aus einer Welt, die uns verhängt ist und in die kein Blick auf geradem Wege bringen kann. Kein Blick, aber wohl ein Wort! Lauschend neigte ich meinen Kopf nieder zu dem Kranken. Es ging ein Schimmer über das Gesicht des Kranken und eine Bewegung über seine Lippen.

Da hörte ich die wunderlichen Worte: „Du heiliger Engel, du stehst ja so aus wie... Du warst also schon in den letzten Wochen meines Lebens öfter bei mir. Und ich habe es nicht gewußt! Ach, und auch meine ganze Stube ist mit mir in den Himmel gekommen! Ich sah doch auch mein liebes Weib? Ist sie auch da? Gott sei Dank, daß sie nicht allein auf der Erde bleiben muß! Das habe ich mir ja auch schon immer gedacht! Das Haus ist eingestürzt und mein Leib darunter begraben. Du heiliger Engel, wann werde ich das Antlitz Gottes sehen?“

Peter Janik dachte also, er sei schon im Himmel. Und er dachte, er sei im Himmel mit seiner ganzen Stube und mit seinem Weibe. Und er hatte sich das immer so vorgestellt! Natürlich! Auch wenn er wirklich tot gewesen wäre, hätte das so sein müssen, denn Gott enttäuscht niemanden in seinem Glauben. Es ist ja schon auch selbstverständlich, daß unsere Stube mit uns in den Himmel kommt, denn sie ist ja doch die Hälfte unseres Wesens. Daß unser Leib einmal teilhaben wird an der ewigen Seligkeit, verbürgt uns die heilige Kirche mit ihrem Glauben. Zum Leibe gehört aber auch die Stube, vielleicht auch das ganze Haus. Viele Menschen würden viel lieber in den Himmel kommen und würden sich auch mehr anstrengen, in den Himmel zu kommen, wenn sie wüßten, daß sie dort in ihrer Stube wohnen können. Denn es ist vielen zuwider, daß sie dort immer und immer wieder in Gemeinschaftskräumen, wenn auch noch so schönen, wohnen sollen. Ich war geradezu beglückt von der seligen Vorstellung des Peter Janik. Denn ich muß gestehen, nur wenige unter der Christenheit sind so vergeistigt und so allem Irdischen entrückt, daß es ihnen ihr Lebtag lang nicht eine geheime Angst wäre, einmal herausgerissen zu werden aus allem, was sie lieben, aus dem Kreise ihrer Angehörigen, aus ihrem Hause, aus

ihrer Stube, und dann so ganz allein in den Himmel transportiert zu werden.

Das dachte ich alles ohne Nachdenken. Denn gleich, wenn ich ein wenig nachgedacht hätte, wäre doch alles zerflogen und verstäubt, was jetzt wie ein himmlische Seligkeit in der kleinen, niedrigen Stube war. Alle Helligkeit des Denkens wird durch Nachdenken gefährdet und verdunkelt. Es war mir jetzt auch alles auf einmal klar. Ich eilte hinaus in den Stall, wo Frau Janik dem Vieh rasch einige Armvoll Futter vorwarf, wozu sie bisher nicht gekommen war, weil sie den Kranken nicht allein lassen wollte.

„Sagen Sie, Frau Janik, hat heutenacht der Sturm sehr stark an Ihrem Hause gerissen?“

„Ach ja! Wenn solcher Sturm ist, sind wir wohl immer in Gefahr, daß das Haus über uns zusammenstürzt!“

Ich hörte mir diese Antwort kaum zur Hälfte an, rannte vielmehr hinaus ins Freie, um mir den schiefen Giebel zu besehen. Es war aber wie die Fortsetzung des Traumes, in dem ich die Stube des Peter Janik durchsucht hatte, um seine Krankheit zu finden. In der Stube hatte ich sie nicht gefunden, aber jetzt, da draußen am Hause, da werde ich sie finden!

Sonderbar, daß mir das nicht schon eher zu Bewußtsein kam, wie das ganze Haus eine einzige Krankheit war! Jetzt prägte sich in meinem Gehirn das Wort:

„Der kranke Körperteil des Peter Janik ist sein Haus! Den haben die Aerzte in Rosenberg, Kreuzburg und Breslau freilich nicht finden können!“

Ich lief zur Giebelseite. Ja, freilich, da war nicht bloß Krankheit, da war Todesgefahr! Die Versteifung des Giebels gegen den Baumstamm war gerutscht; der Giebel, in Bindewerk gebaut, hatte sich noch stärker geneigt und hätte zusammenstürzen müssen, wenn er nicht an dem kräftigen Geäst des Baumes eine letzte Stütze gefunden hätte. Ihm nach das ganze Dach, das dem Giebel nachschob! Und darunter war die Stube, in der Peter Janik lag! Jetzt noch war die Gefahr da! Ein stärkerer Windstoß gegen das Geäst, und das Unglück ist da!

„Kommen Sie rasch, Frau Janik“, rief ich ins Haus, „wir müssen den Kranken sogleich ins Freie tragen und die Feuerwehr und Zimmerleute holen. Das Haus stürzt ein!“

Der nächste Feuerwehrmann wohnte gleich am Anfang des Dorfes Vornitz. Er sagte nur: „Das habe ich mir gleich gedacht!“, nahm sein Marmhorn und blies über genau soviel Häuser hinweg, als er Helfer brauchte. Die Zimmerleute auf dem Kirchbauplatz hatten gerade den Dachstuhl der neuen Kirche

abgebunden und warteten auf die Hebearbeit. Die Maurer hatten ihre Bette mit den Zimmerleuten verloren; es waren noch einige Fensterbögen auszusetzen.

Als ich mit den Zimmerleuten und den letzten Feuerwehrmännern, die das notwendige Gestänge und Leiterwerk schleppten, zum Hause des Peter Janik ging, dachte ich mir: „Jetzt bringe ich die rechten Ärzte für Peter Janik!“

Es war kein Chloroform nötig für die fachärztliche Operation, die an dem so wichtigen Körperteil des Peter Janik, an seinem Wohnhause, vorgenommen werden mußte. Denn Peter Janik war wieder in Bewußtlosigkeit gesunken. Einer der nächsten Nachbarn hatte sein Ausgebügestüblein angeboten. Dort fand er ein ruhiges Krankenzimmer während der Tage, an denen die Zimmerleute an seinem Hause arbeiteten. Eine Krankenschwester, die nun wirklich wie ein Engel aussah, wachte bei ihm. Ein großes buntes Herz-Jesubild hing an der Wand in seiner Blickrichtung. Darunter eine weißgedeckte Kommode mit zwei versilberten Leuchtern und Kerzen. Die Schwester brachte Blumen herbei, natürliche und künstliche, und erbat sich auch die Erlaubnis, die Kerzen manchmal anzünden zu dürfen.

Als der Giebel des Janikhauses zunächst hinreichend gestützt war, sodaß keine Einsturzgefahr mehr drohte, schlug der Kranke wieder die Augen auf und erfaßte einen Schimmer des erleuchteten Herz-Jesubildes. Da versuchte er, sich zu erheben und die Arme auszubreiten. Er sprach noch wie ein Fiebernder, obwohl das Quecksilber kaum den roten Strich überstieg. Die Schwester will von ihm etwa folgende Worte verstanden haben: „Da . . . da bin ich ja nicht mehr in meiner Stube! Da . . . bin ich ja . . . Ja, im Hause des himmlischen Vaters sind viele Wohnungen! Da . . . schaue ich ja schon das Angesicht Gottes! Ja, so habe ich es mir immer vorgestellt! Genau so wie auf dem schönen Bilde meines Nachbarn Sobota! Gott sei Dank, daß das Angesicht Gottes doch nicht so schrecklich ist! Und auch garnicht hoffärtig! Ach mein Gott und mein Heiland! Und es riecht so schön nach den himmlischen Blumen! Ja, mein Herr und Heiland, was sprichst du? Ich höre etwas schwer! . . . Ja? . . . Ja! . . . Ja!!“

Darauf viele unverständliche Worte und wieder ein tiefer Schlaf. Die Schwester hatte den Eindruck, daß Peter Janiks Augen sehen zum Teil gelähmt sein mußten. Denn er konnte immer nur geradeaus sehen und nur einen kleinen Teil des Sessels überblicken. Die Schwester mied diese Blickrichtung, weil sie die gottseligen Reden ihres

Pfleglings, an denen sie sich innig erbaute, nicht durch ihr Dazwischentreten stören und vorzeitig beendigen wollte. Aber einmal mußte sie doch gerade die Zudecke über seine Füße ziehen, als er eben ausblickte. Da sprach Peter Janik: „Ach, die Engel werden immer schöner, je näher sie dem Angesicht Gottes stehen! Zuerst waren sie beinahe ganz so wie die Menschen auf Erden. Du, liebevoller Engel, der andere soll doch auch wieder einmal zu mir kommen! Oder darf er noch nicht so nahe an das Angesicht Gottes kommen?“

Als die Augen des Kranken beweglicher wurden, holte wohl auch ein schräger Blick etwas von dem Bilde der ganzen Stube in seine schauende Seele und erweiterte ihre Betrachtungen. „Das habe ich mir immer gedacht“, sagte Peter Janik, „daß Gott nicht zwischen lauter Marmorsäulen und versilberten Wölfen wohnt, sondern schier ganz genau so, wie wir armen Leute. Es ist nur alles verklärt, sonst ist alles genau so wie in unseren Stuben. Freilich nicht so wie in meiner Stube! Ich habe gar zu wenig machen lassen in meiner Stube! Seit unserer Silberhochzeit ist der Maler nicht mehr dagewesen! Aber es war halt so: Wenn ich wo angefangen hätte, da hätte ich gleich das ganze Haus neu machen lassen müssen. Und da ist's halt immer wieder geblieben. Es sah ja jetzt wirklich schon aus wie in einem Schweinestalle. Aber beim Nachbarn Sobota, da sah es wirklich schon so aus wie hier im Himmel. Der hat halt immer was getan! Sein Gehäude war älter als meins, und er hat eigentlich weniger Geld als ich, aber da war immer alles proper, und man wuschte sich ordentlich die Stiefeln ab, ehe man in seine Stube trat. Ach ja, der Kirchvater hat noch bei den letzten Kolenden zu Michael Sobota gesagt: Michael Sobota, bei dir sieht es aus wie in einer himmlischen Wohnung! Wenn ich noch einmal auf der Erde wäre, da würde ich . . .“ Die Schwester sagte, daß Peter Janiks Augen bei diesen Worten wieder ganz in den Anblick des Herz-Jesu-Bildes versunken wären, bis sie sich zu tiefem Schlafe schlossen.

Als die Feuerwehrleute fachmännisch den schiefen Giebel abgestützt hatten, nahm ich mir die Frau Janik beiseite und sagte ihr: „Frau Janik, Sie haben mir gesagt, wenn ich ein richtiger Doktor wäre, so hätten Sie wohl soviel Geld, um eine große Doktorrechnung zu bezahlen. Wieviel meinen Sie denn, daß Sie bezahlen könnten? Ich mache ziemlich hohe Rechnungen!“

Frau Janik antwortete, die Kinder würden wohl auch ein wenig mithelfen, und über hundert Taler hätte es ja auch schon gekostet, obwohl es nichts geholfen hätte; und sie hät-

ten ja auch selber keine Schulden mehr auf dem Grundstück, sodas sie eine Hypothek aufnehmen könnten. Ich verhandelte daraufhin mit den Zimmerleuten vom Bauplatz. Einige wollten gern am Feterabend noch ein Stündlein arbeiten, und einige wurden überhaupt nach dem Hebefeste frei und hatten für die nächsten Wochen keinen Bau. Ich wußte, was man mit vier bis fünf tüchtigen Zimmerleuten in wenigen Tagen fertig bringt, wenn man ein wenig dahinter ist und selbst etwas von ihrer Arbeit versteht. Auch zwei Maurer boten mir ihre Arbeitskraft für einige Zwischentage billig an. Und gar so groß war ja das Gebäude des Peter Janik nicht, und auf dem Kirchbauplatz waren manche Materialen, Steine, Verschnittholz, Dachziegel übrig. Nach acht Tagen stand das Haus des Peter Janik wieder gerade und proper da. Sogar die alten Zaunlatten waren nicht mehr mit Spagatschnürchen an die morschen Riegel gebunden, sondern lagen als Brennholz aufgestapelt hinten am Schuppentürchen, und an ihrer Stelle standen, sauber angenagelt, behobelt und sauber bespizte Latten, und wenn abends die Sonne darauf schien, leuchteten sie von ferne wie Gold. Ein Maler hatte die Stube geweißt und mit einer wirklich hübschen Zierkante versehen, und der Pfarrer hatte einen großen Delbruck von der Sixtinischen Madonna in goldenem Rahmen übrig. Meine Doktorrechnung war weit unter der Grenze einer anständigen Operation geblieben.

Als alles soweit war, erklärte auch die Schwester ihren Pflegling für transportfähig. Es ginge ihm offenbar besser, obwohl er immer noch oft in Bewußtlosigkeit versinke. Mir selbst sagte sie, das sei keine eigentliche Bewußtlosigkeit; das sei vielmehr ein wunderbares himmlisches Schauen bei geschlossenen oder scheinbar geöffneten Augen.

In solchem Zustand wurde Peter Janik in seine alte, neugewordene Stube gebracht. Unterwegs hörten die Zimmerleute, die ihn trugen, wie er sagte: „Ihr heiligen Engel, ich habe doch noch gar nicht die Muttergottes im Himmel gesehen! Ich möchte sie doch auch gern sehen!“ Und als dann die Frau Janik, die sich rasch die seidene Jacke vom Sonntagstaat angezogen hatte, der Bahre entgegenkam, rief der Kranke: „Ach, das habe ich mir ja immer gedacht, daß die Muttergottes so ähnlich aussehen müßte wie die Susanna! Die sah oft so aus wie die Schmerz-hafte Muttergottes!“

Da fing das gute Weib zu weinen an.

Noch tagelang glaubte Peter Janik im Himmel zu sein, aber er erkannte doch seine Stube. Während er vor dem Angesicht Got-

tes weilte, müßten, so meinte er, Engel gekommen sein und auch seine Stube so schön gemacht haben, wie es im Himmel und bei Michael Sobota sei. Als aber sein Blick auf die Sixtinische Madonna vom Pfarrer fiel, sagte er auf einmal: „Ich bin wohl wieder auf der Erde! Im Himmel sah die Muttergottes anders aus!“

Ich war in diesem Augenblick gerade bei ihm in der Stube und konnte den Sturz aus dem Himmel mit beiden Armen auffangen. „Ja, Gott sei Dank, Herr Janik“, rief ich ihm zu, „wir sind wieder auf der Erde, und doch nicht aus dem Himmel heraus!“

Schon am nächsten Tage konnte Peter Janik ein Stündlein draußen im Freien sitzen. Die Schwester stellte ihm einen Stuhl auf, etwas abseits vom Hause, sodas er zum ersten Male den neuen Giebel seines Hauses sehen konnte. Es war den Zimmerleuten gelungen, den ganzen Dachschub zurückzuzwingen und die Sparren durch neue, kräftige Windrispen gegen jeden Sturm zu befestigen. Das Giebeldreieck war mit neuen, karbolinierten Brettern verschalt und mit weißen Deckleisten verzert. Als Peter Janik, der immer noch langsam im Erfassen der neuen Dinge war, sich der Veränderung bewußt wurde, soll er ohne Hilfe von seinem Stuhle aufgestanden sein und sich gerade aufgerecht haben wie ein ganz gesunder Mann.

Es ist seltsam, daß ich diese Geschichte nicht schon früher erzählen konnte. Sie muß meinem Gedächtnis ganz entschwunden sein, als ich an jenem häßlichen, trostlosen Wintertag jene Gegend für immer verließ und Gott um die Gnade bat, daß auch keiner meiner Gedanken dorthin zurückkehre. Erst als ich mir mein eigenes Haus baute und dabei merkte, wie sehr ich dies — ja ich weiß nicht, wie ich es sagen soll — aus meinem eigenen Wesen oder aus meiner Seele oder auch aus meinem Fleisch und Blut heraus baute und wie es mit mir zusammenwuchs, dachte ich wohl manchmal daran. Und wenn mir jetzt einmal nicht recht wohl ist, und wenn mir etwas fehlt, dann gehe ich nicht gleich zum Arzt, sondern schreite erst um mein Haus, durchsuche es vom Keller bis zum Dachboden, sehe die elektrische Pumpe nach, prüfe die Lichtleitung, bemerke, daß da einige Tropfen Del fehlen, daß dort einige Schrauben angezogen werden müssen, oder sonst eine der tausend Kleinigkeiten, an denen ein Haus krank zu werden beginnen kann; suche dann in meiner kleinen Werkstatt das notwendige Handwerkszeug und brauche dann gewöhnlich nicht zum Arzt zu gehen. Selten fängt eine Krankheit im Körper an, — aber es kann auch die Seele sein!

Eine Liebesgeschichte aus Gortjetrußland

Von Sergej Kalinsky.

Ach, liebe Zeitgenossen, ist das eine Sache — das Verliebtsein! Wenn Ihr nicht alle schon so oft verliebt gewesen wäret, würdet Ihr es mir gar nicht glauben. Auch ich war vielleicht schon zehnmal verliebt, trotzdem war ich vollkommen klar bei Verstande. Aber seht Ihr, da ist mein Busenfreund Schura Kostotjicha, ein Student der Chirurgie, der den ganzen Tag an Knochen und Totenschädeln herumbastelt, — und eines schönen Tages ist er verliebt! Nun, das hätte ja nichts geschadet, warum soll man nicht nach den vielen Knochen den ganzen Tag, abends eine Schwärmeret für so ein zartes Geschöpf von Fräulein mit schönen runden Backen und verschiedenen anderen süßen Dingen haben? Aber so wie mein Freund Schura verliebt ist, das steht man wirklich nicht alle Tage!

Verliebt hat sich mein Freund im Marinski-Parck. Komme ich da eines Abends ihn besuchen, er aber ist nicht zuhause. Immer war er doch bis jetzt zuhause, wenn er mich auch manchmal hinausgeworfen hat! Und auf einmal — ist er nicht da! Nun, ich sage seiner Wirtin, daß ich warten werde, werse mich auf so ein grünes Sofa mit Kanarienvögeln gemুক্তert und betrachte seine Totenschädel. Auch ein greuliches Skelett leistet einem dabei Gesellschaft. Da nehme ich ein Buch zur Hand und lese. So spannend ist es, daß ich garnichts merke, als er endlich kommt. Er zieht sich den Mantel aus, wirft sich gegenüber in einen Sessel und liest auch. Wir lesen also zusammen, vielleicht eine Stunde lang, da sage ich „Guten Tag!“ Einer muß doch endlich mal zu reden anfangen.

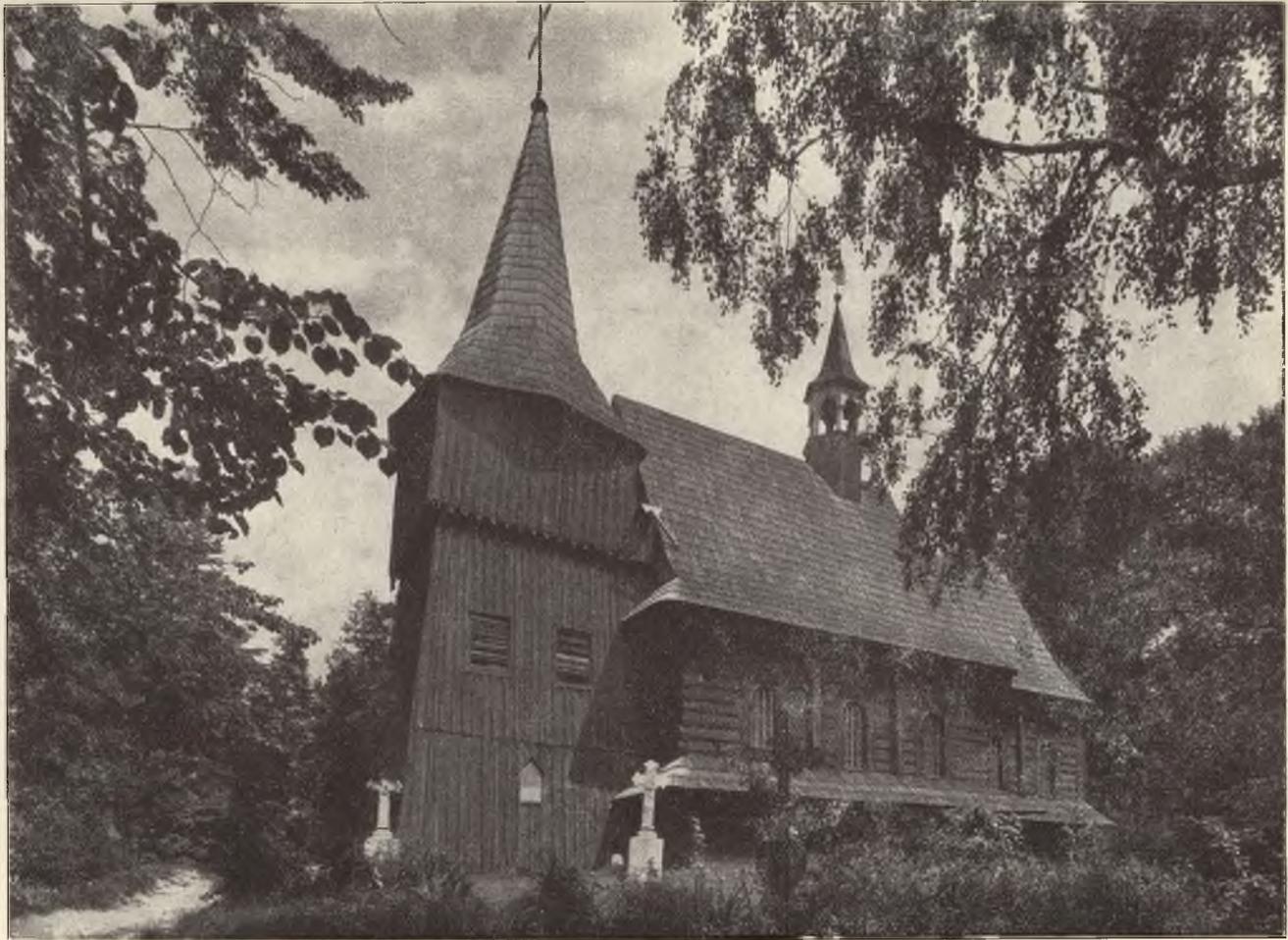
„Ach, guten Tag, guten Tag, Bester“, antwortet er in so einem ganz traurigen Ton und liest weiter. Mit dem interessanten Kapitel bin ich jetzt fertig, und schrecklich gern möchte ich wissen, was mit ihm los ist! Gar nicht so einfach ist das, wie man denkt, ganz schlaun muß man da vorgehen, nichts darf man sich merken lassen, daß man etwas wissen will. Und noch ist es gut, daß er mich noch nicht hinausgeworfen hat. Nun, der Mutige bricht sich kein Bein, oder wie das Sprichwort sonst noch heißt; ich frage ihn also: „Hast du schon alle Knochen des Skeletts auswendig gelernt?“ — „Ach“, sagt er, „laß mich mit diesen Knochen in Ruh‘; schön ist es draußen, das Aprillüstchen weht, und der Mensch erinnert einen an Knochen!“ — Na, denke ich, nun wird er dir gleich alles erzählen, nur vorsichtig sein! „Ich glaube, es wird morgen regnen, der Wind kommt so

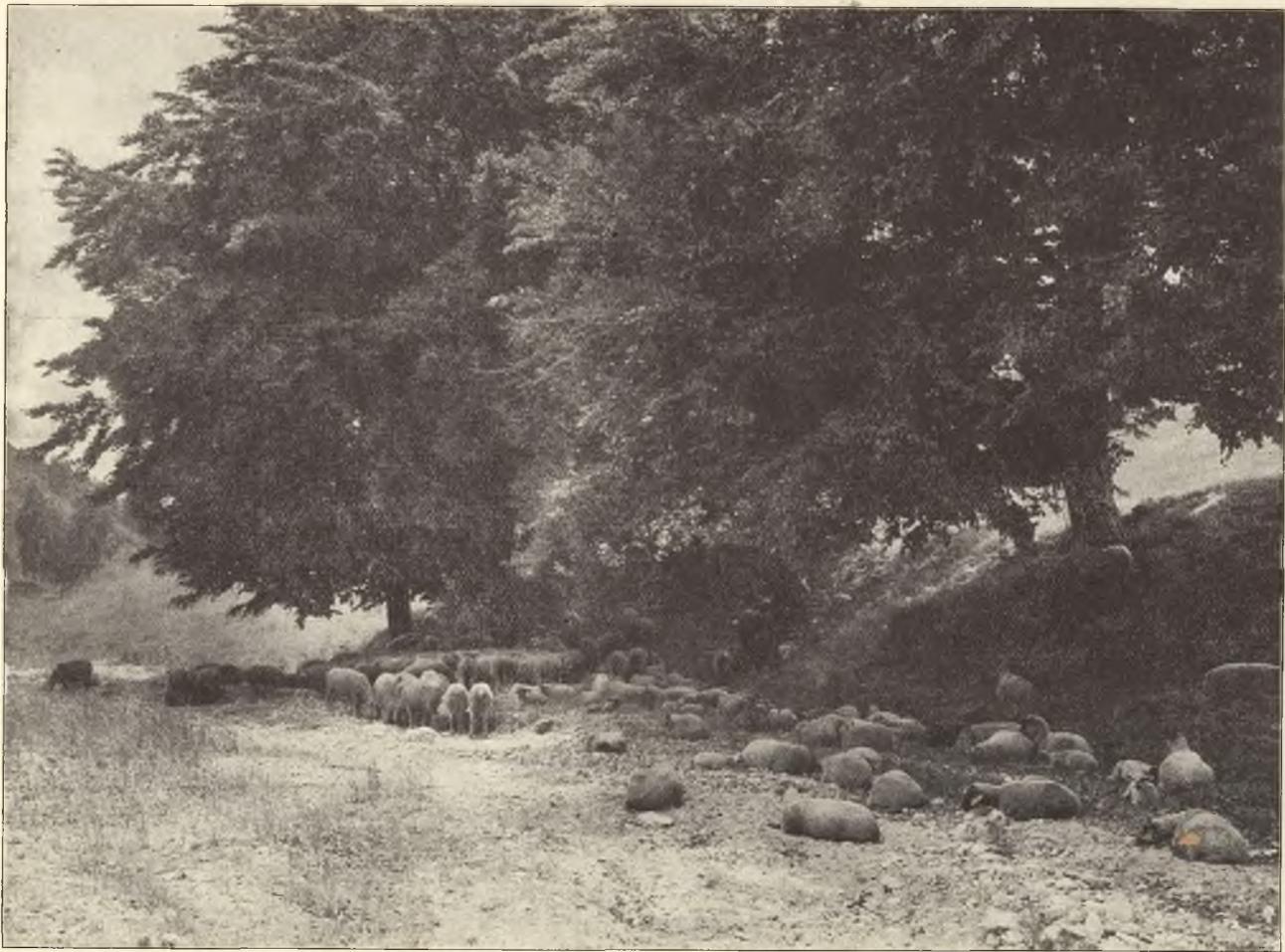
stark“, bemerke ich gleichgültig. — „Hol dich der Teufel, wenn's regnet!“ schimpfte er. — So ist die Sache, denke ich, er braucht also schönes Wetter! Wozu kann ein junger Mann schönes Wetter brauchen? Sicher ist da etwas nicht in Ordnung. Aber jetzt ist es das Beste, zu schweigen, sonst erzählt er einem keine Silbe. „Hm, hm“, huste ich also und schweige. Und wirklich, so nach einer halben Stunde fängt er von selbst an zu sprechen.

„Täubchen“, sagt er so liebenswürdig wie ein Duzend Engel, „Täubchen, ich habe eigentlich eine große Bitte an dich!“ — Immer ist er so liebenswürdig, wenn er eine Bitte hat. — „Nun, und?“ frage ich. — „Morgen könntest du mit mir in den Marinski-Parck gehen!“ — „Was sollen wir dort tun, die Spaken zählen?“ — „Das nicht“, sagt er, „aber sieh' mal, so ist die Sache: Gehe ich da heute die Alexandrowskaja lang, und auf einmal ist so eine wunderschöne, schlanke Gestalt vor mir. Rein, das kannst du dir garnicht vorstellen! Tausende Frauen sieht man täglich, aber so eine kommt dir vielleicht nur einmal im Jahr zu Gesicht! Ich gehe so hinter ihr her und bewundere sie, sie aber biegt plötzlich in den Marinski-Parck ein, fast hätte ich sie aus den Augen verloren. Dann geht sie in die Hauptallee, setzt sich auf eine Bank und liest. Ach, so ein Engelsgesichtchen hast du doch wirklich noch nicht gesehen!“ — „Na, und du?“ frage ich. — „Ich habe auf der Bank gegenüber gefessen und auch gelesen. Vielmehr, ich habe nur so getan“, sagt er wie zu seiner Entschuldigung. — „Und dann?“ — „Dann nach etwa einer Stunde ist sie fortgegangen, und ich bin auch aufgestanden und hinter ihr her.“ — „Und hast du gesehen, wo sie wohnt?“ — „Nein, sie ist in die Elektrische eingestiegen, und ich hatte kein Geld bei mir.“ — „Und hast du mit ihr gesprochen, hast du sie angerebet?“ — „Nein, siehst du, das gerade sollst du besorgen, Täubchen, du hast das schon weg, hast eine schöne Praxis darin.“ — „Und deswegen soll ich morgen mit dir in den Parck gehen?“ — „Ja.“ — „Und wenn sie nicht kommt?“ — „Dann gehen wir übermorgen hin.“ — „Und wenn sie wieder nicht da ist?“ — „Ach, Täubchen, sprich nicht solche Sachen, einmal wird sie schon wieder hinkommen. Und jetzt will ich dir aus dem „Dämon“ von Lermontow vorlesen.“

II.

Ach, werthe Zeitgenossen, wenn ihr einen verliebten Freund habt, dann meldet euch





Mittagspause. (Ruhthal am St. Annaberg.)

lieber krank oder verreist auf mehrere Wochen. Oder noch besser ist es, ihr geht zur Wachs- und Schließgesellschaft oder sogar als Briefträger, dann habt ihr mindestens ebensoviel herumzulaufen.

Also seit jenem Abend hat es begonnen! Der „Dämon“ von Vermontow hat vielleicht nur bis 1/211 abends gedauert, aber dann spielte er mir aus „Bohengrin“ vor, und während des zweiten Teils von „Eugen Onjegin“ bin ich erst aufgewacht. Alle Verse gingen mir dann noch stundenlang, sozusagen, im Hirn spazieren.

Nachmittags gingen wir jetzt immer in den Marinski-Parf. Achtzehnmal war es zwar umsonst gewesen, aber das neunzehnte Mal hatten wir doch Glück!

„Da — das ist sie!“ flüsterte mir Schura aufgeregt zu. „Ach“, meinte ich und erblickte eine Gestalt im dunklen Mantel vor mir. „Komm‘ schnell, daß wir sie nicht verlieren!“ Am Eingang zum Park sagte er: „Jetzt geh‘ ihr nach, sprich sie an und führe sie hierher! Ich werde hier inzwischen auf- und abgehen.“ — „Ja, warum kommst du denn nicht gleich mit?“ fragte ich erstaunt. — „Ach, sieh‘ mal, ich bin so unsicher. Vielleicht gefällt ihr meine Nase nicht oder sonst was, und sie rennt uns davon. So aber, wenn du erst von mir erzählst, ist es was anderes. Na, geh‘ schnell! Marsch!“ und er gab mir einen Schubs.

Wenn man so einen Freund hat, muß man wirklich alles tun, was er haben will. Und gar keine Zeit hat man, sich erst etwas zu überlegen. Ich begeben mich also in den Park, sehe eine Mädchengestalt auf der Bank sitzen und gehe gleich schnurstracks auf sie zu. „Ach“, sage ich, „Verzeihung, liebe Mitbürgerin, daß ich Sie so in Ihrem Wohlbehagen störe und Ihre süßen Träume, sozusagen, mit rauher Hand fortscheuche. Aber so ist die Sache, um kurz zu sein: Ein ehrenwerter junger Mitbürger will Sie gerne kennenlernen, er schmachtet schon einen ganzen Monat nach Ihnen, und sein armes Herz findet schon gar keine Ruh‘, so wird es von den liebevollen Gedanken an Sie hin- und hergejagt.“ — „Nun, und wo ist dieser ehrenwerthe Mitbürger?“ fragt sie und lächelt so schelmisch. — „Draußen ist er, draußen vor dem Parkeingang.“ — „Warum ist er denn nicht mitgekommen?“ — „Ach, ich fürchte, er ist etwas schüchtern oder er hat vielleicht plötzlich etwas zu erledigen gehabt. Mit einem Wort, ich soll Sie zu ihm hinführen. Ach, wirklich, ein schöner Mensch ist er schon. Und mindestens so gescheit wie Gorki! Kommen Sie doch bis zum Eingang mit, gleich werden wir ihn da stehen sehen!“

„Na, meinethwegen, gar zu neugierig bin ich schon, Sie komischer Mensch, sonst würde es mir nie einfallen“, sagte sie und erhob sich. — „Wußte ich doch gleich, daß, wenn man eine Frau neugierig macht, die Sache halb gewonnen ist. Aber gar nicht verstehen konnte ich, warum Schura so ein saures Gesicht machte, als ich ihm triumphierend die Erschute brachte. Fast bin ich erschrocken vor seinem Gesichtsausdruck!“

„Niesig freut mich das, Sie kennen zu lernen!“ rief er aus, „aber erst muß ich ein Wort mit meinem Freunde sprechen, entschuldigen Sie mich, bitte, einen Moment!“ Und schon zog er mich am Kragen beiseite und zischte nur so wie eine Schlange: „Ach, du Trottel, du gottverlassenes Dromedar, zu nichts bist du zu gebrauchen! Eine ganz andere hast du mir gebracht, und so ein Scherz! noch dazu, und hast du denn nicht gesehen, daß diese einen braunen Mantel an hat, während die Richtige einen blauen trägt?“ — „Ach, ihr Götter, was ist da jetzt zu tun! Ich aber dachte, es wäre die Richtige, weil sie auf der Bank gesessen hat.“

„Schnell — Elektrische! Bis nächste Station fahren! Zweiter Eingang zum Park! Dort warten! Bin diese gleich los!“ befahl er und bugsierte mich auf das Trittbrett der Straßenbahn.

Da muß man staunen, wie energisch er ist! Geld hatte ich keins bei mir, und da mußte ich sowieso bei der nächsten Haltestelle aussteigen. Sonst wäre ich vielleicht ganz fortgefahren, damit er seine Weiber geschichten allein erledigt. Nur Undank erntet man für all‘ die Mühe.

„Ach, mein Gott“, denke ich, an den zweiten Eingang gelehnt, „muß das gerade die Falsche sein! Und alles muß jetzt wieder von vorn beginnen!“ Aber da kommt er ja schon.

„Na, wie bist du sie losgeworden?“ frage ich gespannt. — „Morgen um 3 Uhr hast du ein Rendez-vous mit ihr!“ — „Ich?!?“ — „Na ja, siehst du, wie sollte ich sie anders loswerden! — Ich sagte ihr, du wärest schrecklich verliebt in sie und wegen deiner Schüchternheit wärest du fortgefahren und hättest mich beauftragt, ihr deine Gefühle klarzulegen. Und daß du ohne sie nicht leben könntest und um alles in der Welt um ein Zusammentreffen bittest. Uebrigens heißt sie Olga und erwartet dich morgen um 3 Uhr Ecke Kreschtschaitk. Nun, du brauchst garnicht so betrübt zu sein, du mußt ja nicht unbedingt hingehen! Jetzt aber fix die Richtige suchen!“

Sagt ihr schon jemals so einen vorsorglichen Freund gehabt, liebe Mitbürger? Jetzt könnt ihr aber verstehen, warum ich so stolz auf ihn bin! Nun zur Sache! Schnell müssen

wir jetzt die Richtige im Park auffinden. Wir suchen auch wirklich energisch, stoßen zwei Kinder in der Eile um, rennen eine Großmutter zusammen, und endlich entdecken wir sie — die Richtige! Dort, auf der langen Bank sitzt sie ganz allein und liest einen Roman. Schon will ich auf sie losgehen, aber Schura hält mich mit einem Ruck zurück. „Sachte, sachte“, sagt er, „das ist keine Pomeranzenverkäuferin, da mußt du vorsichtig sein. Hier hast du ein Taschentuch von meiner Tante, du läßt das im Vorbeigehen ganz dicht bei ihr fallen, hebst es dann auf, entschuldigst dich und fragst, ob es ihr gehört. Ich verstecke mich inzwischen hinter diesem Baum.“

Ich nehme das Taschentuch, stecke es in die Tasche und handle ganz nach Wunsch meines Freundes.

„Entschuldigen Sie“, sage ich mit einer tiefen Verbeugung, „mir scheint, Sie haben Ihr Taschentüchlein beim eifrigen Lesen verloren.“ Nun, sie sieht zuerst auf mich, dann auf das Taschentuch und sagt schließlich: „Das ist ja ein Herrentaschentuch! Solche trage ich nicht.“ Und wirklich, jetzt bemerke ich auch, daß es mein eigenes Taschentuch ist, das von Schuras Tante habe ich also noch in der Tasche.

„Entschuldigen Sie“, sage ich, „das ist eine dumme Verwechslung! Aber sicher ist das Ihr Taschentuch?“ und ich ziehe das andere hervor. Ach, mein Gott, hat sie mich ausgelacht! Das hat man wieder davon! Als sie sich endlich beruhigt hat, erzähle ich ihr die ganze Wahrheit. Erstens ist das einfacher, und man braucht nicht soviel nachdenken, zweitens braucht man auch keine Angst zu haben, daß man sich verplappert. Ich erzähle ihr also von Schura und wie er in sie verliebt ist, und daß er jetzt dort hinter dem Baum steckt und auf uns wartet. Und schon ist sie einverstanden, ihn kennen zu lernen! Ganz ohne Mühe habe ich so einen Erfolg erreicht! Ich winke also Schura, daß er aus seinem Versteck hervorkommt und stelle sie einander vor. Sehr zufrieden ist jetzt Schura, lächelt wie ein Zaunkönig, spricht zu ihr die lebenswürdigsten Worte und ist, sozusagen, wie ein ausgelassener Sonnenstrahl anzusehen. Auch sie betrachte ich jetzt aufmerksam, und wirklich, ich muß gestehen, daß sie schön ist, wunderschön!

So ein schlankes Figürchen und ein ganz zartes Gesichtchen hat sie und eine sehr schöne Nase. Alles ist entzückend an ihr, nur der Blick ist so etwas eigenartig. Wenn sie nämlich auf Schura blickt, dann ist es, als wenn ein Auge auf seinem Antlitz ruht, das andere aber meine Stiefel betrachtet! Nun, vielleicht macht sie das absichtlich so, aus Koketterie, sagen wir. In dieser glücklichen Stunde

wollen wir lieber über niemanden urteilen. Auch soll man Verliebte allein lassen, das verlangt schon seit altersher die gute Sitte. Daher schleiche ich mich auch unbemerkt davon, um das junge, neuaufgeblühte Glück nicht erst lange durch meine plumpe Anwesenheit zu stören.

III.

Ach, liebe Leser, ihr werdet jetzt sicherlich glauben, daß nun ganz glückliche, verliebte Ereignisse folgen, die einen Teil der Leser, vielleicht die Verheirateten, zur üben Dange weile verurteilen, während der andere Teil bereits mit der Zunge schnalzen kann, um die siebenundföszig Seligkeiten der Liebe, mit Verlaub gesagt, im vorhinein zu genießen. Am Gegenteil war aber schon am ersten Tage das Telephon schuld.

Das Telephon hat geschwiegen wie eine hartnäckig schwerhörige Großmutter, als Schura vormittag ihren Anruf erwartete. Auch nachmittag hat es geschwiegen. Sol der Teufel das Telephon!

Aber Schura denkt: „Hol der Teufel die wunderschöne, göttliche Sina! So ein Herumführen an der Nase hat er doch wirklich nicht verdient, nachdem er achtzehn Mal mit mir in den Marinsky-Park gelaufen ist! Auch ich bin ganz traurig, daß sie garnicht anruft, nichts von sich hören läßt! Wie ein Rohrpaß schimpft jetzt Schura auf alle Frauen, alle haben sie keine Seele und nur hüßliche Puppengesichter. Unter solchen Umständen ist es schon das Beste, ich gehe nach Hause. Noch einmal macht Schura den Mund auf, um alle Frauen zu verwünschen, aber ich bin schon hinter der Tür. „Morgen, Täubchen, morgen! Auch ich habe noch ein Rendez-vous!“ rufe ich noch zur Tür hinein.

IV.

Nicht alle Tage scheint die Sonne so schön wie heute! Und, bei Gott, nicht alle Tage ist Schura so gut aufgelegt! Denkt euch nur, liebe Mitbürger, fünf Rendez-vous hat schon Schura mit seiner göttlichen Sina gehabt, und jedesmal hat es mit einem Küßchen geendet. Das letzte Mal hat er sogar drei bekommen! Und heute, heute gehen wir alle drei ins Kino. Auch ich muß zur Belohnung für meine Dienste mitgehen. Vorher aber haben wir noch einen komplizierten Weg vor. Wir müssen sie nämlich von Hause abholen, da ihre Mutter sie nur unter dieser Bedingung ins Kino lassen will. So sind schon die Mütter auf Gottes Erden, in alles müssen sie ihre Nasen stecken! Nun, das macht weiter nichts, wir werden schon mit ihr fertig werden. Wir gehen also alle drei ins Kino. Ein rieftiges Handtaschel hat Sina! Was mag

nur alles drin stecken? Und wie sie nur damit herumschwenkt, um jeden kleinen Jungen, der vorbeikommt, habe ich Angst. Bums, da hat schon einer was auf dem Schädel sitzen!

Ich weiß nicht, warum Schura auf einmal so langsam geht. Immerfort hat er gedrängt, und jetzt bleibt er sogar zurück.

„Ach, Täubchen“, sagt er da plötzlich, „ich muß dich für einen Moment allein sprechen. Entschuldige, Sinoischka!“ Wir treten beiseite. „Hast du vielleicht 60 Kopfen, Liebling, es reicht mir nicht ganz auf die Kinokarten“, flüstert er freundlich.

„Kein Atom von Geld, Verehrtester, du weißt doch, mein Geld reicht mir nur bis zum ersten Frühstück“, erwidere ich mit gutem Gewissen.

„Dann lauf schnell zum Kameraden Utkin, der ist mir seit zwei Monaten einen Rubel schuldig“, befiehlt Schura.

„Das kann ich wirklich nicht, ich bin ihm nämlich seit fünf Monaten zwei Rubel schuldig!“

„Dann kannst du eben nicht ins Kino mitkommen!“ meint Schura und geht gleichgültig weiter.

Eine furchtbare Wut hat mich gegen Schura gepackt. Das ist keine Kunst, erst einladen und dann vor der Tür sitzen lassen! Und soviel habe ich mich schon für ihn geplagt!

Na, warte, ich werde mich schon rächen, und für deine Liebesaufträge kannst du dir nächstens meinetwegen einen Boten aus dem „Marxofsem“ holen, denke ich zornig.

Aber jetzt ihr, Schura ist garnicht so ein grausamer Mensch, wie ihr vielleicht denkt! Schon kommt er zurück, hängt sich bei mir ein und sagt folgendes: „Eigentlich hast du auch etwas Kino für all' deine Mühen verdient. Mein Geld reicht gerade für zwei Kinokarten. Eine ist für Sina, und auf die andere wollen wir zusammengehen.“

„Aber wir zwei sind doch zu dick auf einen Platz!“ wende ich schüchtern ein.

„Schafkopf! Wir werden abwechselnd den Platz einnehmen. Einen Akt sehe ich mir an und gebe dir dann in der Pause die Karte für den nächsten.“

Und wirklich, das war großartig! Ich habe nur den ersten Akt versäumt, dann hat immer abwechselnd einer gegessen und der andere hinten im Seitengang gestanden. Alles ging ganz glatt bis zu Ende, und beim letzten Akt war die Reihe an mir zum Sitzen. Ja, und eine schöne Nachbarin saß rechts von mir, mit der ich schon angehandelt habe. Ihr müßt sie aber nicht mit Sina verwechseln, mit der habe ich mich weiter nicht abgegeben, damit Schura nicht noch eifersüchtig wird. —

Aber dann ist doch etwas Unangenehmes passiert! Sina ist beim Ausbruch in der Menschenmenge plötzlich verschwunden, und wir konnten sie nicht mehr finden. Schrecklich wütend war Schura auf mich, weil ich auf sie nicht aufgepaßt habe! Beinahe hätte er mich verprügelt. Dafür ließ ich ihn auch stehen und ging mit meiner schönen Nachbarin ein Eis essen. Zufällig hatte ich noch 50 Kopfen in meiner Westentasche gefunden.

V.

Eine ganze Woche war Schura böse auf mich. Kein Wort hat er mit mir gesprochen. Auch sonst schien er sehr schlecht aufgelegt zu sein. Ich bin zwar einige Male bei ihm gewesen, aber da haben wir nur zusammen gelesen. Erst heute ist er aufgetaut. — „Pech habe ich gehabt“, sagt er resigniert, „auch ist sie ein Luder, diese Sina! Neulich ist sie mit einem anderen aus dem Kino nach Hause gegangen, und ich hatte das Nachsehen!“ — „Nicht möglich!“ rufe ich, er aber liest mir wieder aus Lermontow und Puschkin vor.

Komisch ist das, noch viel mehr ist er jetzt in Sina verliebt, nachdem sie ein Anderer aus dem Kino nach Hause führte.

VI.

Ein großes Ereignis ist heute vorgefallen. Sina hat einen Brief geschrieben! Lange hat sie nichts von sich hören lassen, aber endlich hat sie doch ein Lebenszeichen gegeben!

„Lieber Freund!“ schreibt sie,

„Ganz gewiß bist Du sehr böse auf mich, daß ich damals aus dem Kino nicht mit Dir nach Hause gegangen bin, aber ich konnte es einem, meinem Vater gut bekannten Herrn nicht abschlagen, mich nach Hause zu bringen; ich hätte sonst Unannehmlichkeiten zu befürchten.“

Ich danke Dir herzlich für die Kinokarten, das Stück war sehr schön. Morgen abends habe ich wieder Zeit für Dich, komme nur um sechs Uhr an die bestimmte Stelle.

Herzlich grüßt Dich und Deinen Freund
Sinoischka.“

„Ganz primitiv!“ stöhnt Schura, „und was heißt „Wieder“?“ — „Ach, sage ich, „das kann Verschiedenes heißen! Denk' nicht darüber nach, und sei glücklich, daß sie jetzt wieder kommt!“

„Schon wieder — „wieder!“ ruft er verzweifelt aus. — „Entschuldige, ich meinte doch nur, daß jetzt alles wieder gut ist.“ — „Du bist ein Nashorn!“ — Das hat man wieder davon, daß man sich mit fremden Liebesgeschichten befaßt!

Glaubt mir, Freunde, die Liebe ist gar nicht so einfach, wie man sich das im Anfang vorstellt! Einmal nur hat sie Schura nach diesem Brief gesehen, und jetzt ist sie schon wieder spurlos verschwunden, telephonierte nicht, schreibt nicht und kommt auch nicht! So habe ich denn heute eine wichtige Mission vor, ich muß auskundschaften, was mit ihr eigentlich los ist. Ich gehe also in das Haus, wo sie wohnt, läute, klopfe — es ist alles zu, niemand meldet sich. Ich gehe in einer Stunde wieder hin — ganz dieselbe Erscheinung. Ich gehe abends noch einmal, reiße fast die Tür aus den Angeln, da macht endlich eine alte Frau auf. „Wo ist Sina?“ frage ich. — „Niemand ist da, alle sind fortgefahren, alles ist aus, alles ist geschlossen. Lassen Sie mich in Ruhe!“ brummt die Alte durch den Türspalt. — „Wohin sind sie denn fortgefahren?“ will ich wissen. — „Fragen Sie doch im Gubnarkom, fragen Sie im Komprossiojus oder im Markomindiel*) oder bei des Teufels Großmutter, aber lassen Sie mich in Ruhe! Ach, all ihr lieben Heiligen, bald ist der Weltuntergang da!“ — „Selbst bist du des Teufels Großmutter“, sage ich und entferne mich.

Schura aber ist wütend auf mich. Er meint natürlich, ich habe in einem falschen Hause nachgefragt.

VIII.

Ach, Gott sei Dank, liebe Mitbürger, Sina ist wirklich fortgefahren! Mit der ganzen Familie ist sie abgedampft! Und was glaubt ihr wohl, wohin? Nach Japan, liebe Freunde, sind sie ausgewandert, wollen dort eine Bäckerei aufmachen und den Japanern das Brotessen beibringen! Ihr werdet das alles vielleicht sehr fraglich finden und garnicht daran glauben wollen, aber es ist schon ein Brief von Sina mit einer echten japanischen Briefmarke da, und Schura liest mir auch schon die schönen Stellen aus diesem Brief vor. Ein wunderschöner Brief ist es, so poetisch gehalten, solch' wundervolle Ausdrücke, so voller Sehnsucht nach der Heimat und auch nach Schura! Staunen muß man, daß ein ganz junges Mädchen so schreiben kann wie ein klassischer Dichter! Wirklich, ich kann es schwören, so einen schönen Brief habe ich noch nicht gelesen!

Schura will auch gleich die Antwort schreiben, ich will ihn daher nicht stören. Auch ich habe zu tun, sehr viel zu tun! Gott sei Dank, Sina ist jetzt ausgewandert, und ich habe etwas Zeit für meine Angelegenheiten!

*) Abkürzungen für sowjetruss. Behörden.
Sinotšika = Kosename für Sina.

Heute komme ich mich verabschieden von Schura, aber nur für ein halbes Jahr. Ich habe nämlich einen Aushilfsposten in Schitomir bekommen, für ein halbes Jahr muß ich einen erkrankten Briefträger vertreten. Ich studiere zwar Architektur, aber warum soll man nicht auch die Pflichten eines Briefträgers kennen lernen?

Schura ist ganz verzweifelt, daß ich fortahre. Das freut mich! Er hängt doch sehr an mir.

„Na, und was ist mit Sina?“ frage ich zum Abschied. — „Denke dir nur“, sagt er, „diesen Brief hat Sina Wort für Wort aus Turgenjew abgeschrieben! Ich habe es gestern zufällig herausbekommen.“

„Nur eine Bitte habe ich an dich“, sage ich noch, „verliebe dich nicht während meiner Abwesenheit! Ich habe sonst keine ruhige Minute in Schitomir.“

X.

Wiel Zeit ist ein halbes Jahr, was kann da nicht alles passieren! Darüber will ich erst keine Betrachtungen aufstellen, jeder von euch weiß das am besten, wenn er vielleicht auch garnichts weiter erlebt hat inzwischen, als daß er sich höchstens ein Paar neue Schuhe gekauft hat, die ihm zu eng sind. Als ich Schura wieder das erste Mal aufsuchte, da hatte sich wirklich vieles ereignet. Kein Sperling hätte das für möglich gehalten. Und doch ist es wahr: Schura hat sich verheiratet!!

Und mit wem, was glaubt ihr wohl? — Nun, mit derselben Olga, die ich damals das erste Mal im Marinski-Park angesprochen habe, und mit der ich um 3 Uhr nachmittags ein Rendez-vous haben sollte, zu dem ich aber nicht erschienen bin, weil ich wegen Sina herumlaufen mußte! Wie er das zustande gebracht hat, erzähle ich ein anderes Mal, liebe Mitbürger. Aber das ist noch nicht alles, er ist auch schon wieder geschieden! Verkracht haben sie sich wegen einer Kleinigkeit, und schon ist er zum Standesbeamten gelaufen und hat seine Ehe abgemeldet. (Anmerkung des Verfassers: Wie bekannt, sind Eheschließungen und Scheidungen in Sowjet-Rußland ebenso einfach, wie bei uns vielleicht die Wohnungsmeldungen.)

Nun, das hätte ja alles weiter nichts zu sagen, das kann ja schließlich jedem passieren! Es ist ja auch keine schlimme Sache bei uns, das An- und Abmelden beim Standesbeamten, höchstens fünf Minuten dauert das.

Aber das Schlimmste ist, daß ich jetzt wieder einen großen Weg habe, eine sehr unangenehme Sache ist das für mich. Olga weiß

nämlich noch gar nichts davon, daß Schura sich beim Standesbeamten abgemeldet hat! Sie glaubt noch ganz fest daran, daß sie mit Schura verheiratet ist. Und ich soll jetzt zu ihr hingehen und ihr das alles beibringen! Schura hat zu viel Angst vor ihr.

Ich würde ja ganz gerne gehen — was tut man nicht alles für seinen Freund —,

aber peinlich ist es mir, weil ich damals nicht zum Rendez-vous gekommen bin!

Nun, ich werde doch hingehen, vorher aber ein Gläschen Schnaps trinken.

Soll ich sie vielleicht jetzt heiraten, liebe Mitbürger, was ratet ihr mir? — Ach, wäre ich nur damals zu dem Rendez-vous um 3 Uhr gegangen!

B e f e n n t n i s

Wenn du, o Gott, den stummen Sinn
Von allem Sein verkündetest,
Und zeigtest, wie den Urbeginn
Dem Ende du verbündetest —
O trüg' die Welt dies Wissen? Blieb'
Ihr Hirn und Herze unverbrannt,
Wenn rings des Adams Apfeltrieb
Den tiefen Kern der Welten fand?

Ich bitte nicht um diese Gunst!
Heimlicher Zukunft bin ich voll
Und schaff' aus jeder Pore! Kunst
Ist alles was ich wissen soll,
Mein Gott, du aller Künste Brunst!

Die holde Flucht der Ahnungen,
Die Rätsel schwebender Gesichte
Sind eines Gottes Bahnungen,
Schimmernd zu lockern die Gerichte,
In die er streng die Menschheit zwang.
O Farbglutlächeln! Marmordrang!
O mächtig zieh'nde Flut von Klang!
Flammendes Reichen leicht'rer Hände —
Daß ihr's empfindet, daß ich's bände!

Nein, vom Olymp die Deutung nicht
Begehr' ich, keinen Sinn der Dinge!
In Ahnung steh' ich wie im Licht
Und singe!

Elise Draub.

Das Doppelgeschenk

Von Max Niedurny.

Damals, als es hieß, die braunen Mönche beachtlichen inmitten der stillen Walddörfer ein Klösterlein zu bauen und auch ein schmuckes Kirchlein daneben, waren die Besitzer in der Umgegend ganz Feuer und Flamme. Wo sich der Abgesandte des Ordens blicken ließ, um in einer Versammlung Unterstützung für den Bau zu erbitten, wurden ihm Zusagen aller Art zuteil. Mit Gaben an barem Geld haperte es zwar; aber Leistungen an Gespannen für Holz- und Steinfuhren, viele Duzend Arbeitstage beim Schachfen und Handlangern sagte man freudig zu. Jeder gab nach Möglichkeit; und nicht einer war dabei, der nicht fest und zuverlässig glaubte, durch die Unterstützung des Baues auf der beschwerlichen Leiter zur Himmelseligkeit einige Stufen höher zu kommen.

Viel sprach man in jenen Tagen in den Bauernstuben darüber; und der Bauer Bronzel, dem — hierzulande etwas Seltenes — ein Wäldchen gehörte, verriet mit viel Wichtigkeit seiner Frau Monika, daß er neben mehreren unentgeltlichen Fuhren noch zehn Fichtenstämme für den Klosterbau gestiftet hätte. Seine Frau meinte zwar, das wäre ein bißchen happig, und die beiden Grafen, deren Wälder in vielen Morgen und strotzender Fülle den Klosterplatz umgaben, könnten schon so reichlich Holz schenken, daß für einen Bauern nichts mehr zu schenken übrig bliebe.

Ob solcher Rede fuhr der Bauer in Entrüstung auf: Die Grafen könnten machen, was sie wollten; er, Bronzel, tue auch, was ihm beliebt. Zehn Stämme seien versprochen, und dabei müsse es bleiben.

Je mehr aber das Feuer der Begeisterung für den Klosterbau verpuffte, desto mehr reute Bronzel das Versprechen. Sein Weib hatte eigentlich so unrecht nicht, dachte er. An dem einmal gegebenen Versprechen jedoch wollte er nichts mehr ändern. Das Gerede der Leute wäre doch zu groß geworden.

Inzwischen zischelte man im Dorfe und darüber hinaus, wie man sich höchlich wundere über den sonst so geizigen Bronzel. Zehn Stämme, und noch dazu die längsten und stärksten? Das war viel.

„Glaubt halt, der Herrgott werde ihm von seiner Rechnung recht viel streichen!“ bemerkten lose Burgen.

In der Tat steckte etwas hinter dem Geräume. Volksmund, Wahrmund! Bronzel hatte so gerechnet. Nun noch die Einwände seiner Frau! War ihm nicht doch eine

Dummheit unterlaufen? Ihm, dem berechnenden, knausrigen Bronzel?

Aus dem wochenlangen Schwanken zwischen Geiz und Reue, Großtuererei und Filzigkeit riß ihn eines Tages der Franziskanerbruder Lambertus, den das Kloster geschickt hatte, die versprochenen Stämme auszuwählen. Die Hände in den weiten Kuttenärmeln vergraben, stand er da, die verkörperte Demut und Weltfremdheit.

„Na“, dachte der Bauer, als sie beide dem Wäldchen zuschritten, „so ein Kuttenmann kann wohl gut und fromm beten und ist tüchtig in anderen gottgefälligen Dingen; aber vom Holz versteht er nicht viel.“

Der hagere, stille Mönch sah in der Tat nicht aus, als wären in seinen religiösen Betrachtungen auch noch Bauhölzer vorgekommen. Den wollte Bronzel schon übers Ohr hauen.

Als das Wäldchen sie umrauschte, und der Bauer anfing, seinen Vorteil wahrzunehmen, merkte er doch mit wachsendem Erstaunen, daß er sich in dem frommen Manne gründlich verrechnet hatte. Pok Blik noch mal! Der Kuttenmann wurde in dem grünen Revier wie ausgewechselt. Wie ein alter gerissener Forstmann stetzte er durch den Wald. Scharf musterten seine Augen Stamm um Stamm. Mit Kennerblick wählte er das beste Holz, jezt an diesem Ende, dann an einer anderen Stelle. Aus der behend voranschreitenden Kutte wehte es dem Bauern wie Warnung entgegen: Sei auf der Hut!

Bronzel versuchte auch tapfer einige Einwände. Aber der unscheinbare Klostermann widerlegte sie mit soviel liebenswürdiger Sachlichkeit und Bestimmtheit, als hätte er von Kindbeinen an nur mit Bauholz zu tun gehabt. Dem Bauern brummte und sumimte es im Kopf, so daß er zuletzt still wurde und den anderen gewähren ließ.

Zehn der auserlesentten Stämme waren endlich mit einem Schnittzeichen versehen und sollten stehen bleiben, bis sie das Kloster fällen und holen lassen würde. Der braune Mönch dankte herzlichst im Namen des Klosters und ging wieder still und ernst seiner Wege.

So hatte sich Bronzel den Ausgang der Sache nicht gedacht. Nein. Ganz anders. Falsch gerechnet. Das wurmte ihn, fraß ihm die Stimmung. Der Geiz krächzte: „Das ist zu viel. Du wirst ein armer Mann!“ Frau Monika schürte: „Deine paar Stämme machen das Kloster nicht reicher. Nimm dein Versprechen zurück!“

Der Bauer brütete Tag und Nacht darüber, wie er sich auf unauffällige Weise aus der Schlinge ziehen könnte; oder, wenn das nicht mehr möglich war, wie sich vielleicht der Verlust tragbar machen ließe. Lange besprach er sich mit dem Geiz, mit seiner Frau und mit seinem Gewissen; wanderte ins Wäldchen und kam in schweren, einander schlagenden Gedanken und Erwägungen wieder heim.

Endlich — endlich leuchtete ihm ein Licht zu einem Ausweg.

Eines Tages nahm er das kleine Holzbeil und schritt den Rahn entlang in das Gehölz.

„Zehn Stämme müssen es sein! Zehn andere tun's auch“, murmelte er.

Und er suchte die andern, die minderwertigen, an denen nicht so viel zu verlieren war. Die würden auch genügen; und der Klosterbruder — pah — der wird gewiß nichts merken.

Wirklich nichts?

Oder doch?

Und wenn er den Schwindel gewahr wird?

Ah was! Wer wagt, gewinnt!

Und Bronzel wagte es. Es war auch die höchste Zeit; denn nach einigen Tagen schon erschien der Abgesandte des Klosters, natürlich Bruder Lambertus, wieder so ernst und still und sagte, er hole die ausgesuchten Stämme. Der Bauer möge ruhig zuhause bleiben, die Stämme kenne er, sie seien ja gezeichnet.

„Sie sind alle gezeichnet“, stöhnte Bronzel und blieb vorsichtshalber zuhause. Mit gemischten Gefühlen, teils fürchtete er die Entdeckung seiner Falle, teils pöckte ihn die Neu-

gier. Ein Zwiespalt war ihn ihm, den er nicht loswerden konnte.

Drüben im Wäldchen kreischten unterdessen die Sägen und schlugen dumpf die Aexte. Das Krachen der Stämme krallte sich tief und schmerzlich in das Geizberg des Bauern.

Bruder Lambertus ging schmunzelnd zwischen den fleißigen Holzfällern hin und her und tat, als hätte er ganz und gar vergessen, daß der Bauer nur zehn Stämme gestiftet habe. Er ließ alle Gezeichneten fällen, und siehe, es waren ihrer — zwanzig. Und als kenne er der lieben Mitmenschen wartend Gemüt recht gut, hatte er auch bald die Fuhrleute bestellt, damit noch vor Nacht die Stämme auf den Bauplatz kämen. Sagte am Abend dem Bauer ein herzliches „Gott vergelt's“ und versicherte ihm mit Wärme, daß der Name eines so edlen Wohltäters, der seine Gabe aus reinstem Wohlwollen und christlicher Mildtätigkeit verdoppele, mit goldenen Buchstaben im Stiftungsbuch des Klosters eingezeichnet werden solle. Darauf könne er sich verlassen.

Und nachdem Bruder Lambertus schon längst gegangen war, saß der Bauer noch immer mit rotem Kopf vor der Haustür und dachte: „Den Kettenfall hättest du dir ersparen können.“ Alle schönen Worte von Wohlwollen, Mildtätigkeit und Stiftungsbuch waren ihm jetzt gleichgültig. Er ärgerte sich, schalt seine Frau Monika eine dumme Gans und sich einen viermal gehörnten Ochsen.

Vor den braunen Mönchen aber hatte er seit der Zeit einen höllischen Respekt. Die konnten doch mehr als nur beten und Psalmen singen.

Die Menschen

Unsere Füße sind noch von den Lasten
Einer trägen Erde sehr beschwert,
Oft ist uns am Quell ein kurzes Rasten
Oder selbst ein einz'ger Schluck verwehrt.

Unsere Hände sind wie Nebelfäden,
Die der Sturm um Felsengründe treibt,
Jedes Tasten ist für uns Verlezen,
Doch verloren ist, wer stehen bleibt.

Unsere Augen sind die Spiegelbilder
Einer Sehnsucht, die ins Leere ging
Und an Traumgestalten, voll von milder
Süßigkeit, sich in Verzweiflung hing.

Himmel droht mit heißen Sonnengüssen,
Baum und Stein umlauern uns mit Haß, —
Ewig weiter zwingt das taube Müssen,
Müd' verhallt die Frage: Warum das?

Hans Kaboth.

Die Lage der Landwirtschaft

Von Dr. Tietze, z. St. Dresden.

Gerade in diesen Tagen, wo in allen deutschen Gauen das Erntedankfest mit einer überwältigenden Anteilnahme aller Bevölkerungskreise gefeiert wurde, ist es vielleicht nicht uninteressant, sich kurz die Lage der Landwirtschaft zu betrachten. Noch vor gar nicht langer Zeit war sie ein Stiefkind unserer Wirtschaft, die unter dem Zinswucher einer ungeheuren Verschuldung und ungünstigen Preisverhältnissen schwer zu leiden hatte. Es ist gewiß nicht zutrotz behauptet, daß unter dem früheren Regime noch ein halbes Jahr genügt hätte, um die Landwirtschaft zu verelenden. Daß damit auch der deutschen Wirtschaft der Todesstoß versetzt worden wäre, ist heute jedem einsichtigen Deutschen völlig klar. Das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“, besteht auch noch jetzt zu Recht. Und ohne einen kaufkräftigen Binnenmarkt kann unsere deutsche Industrie nie gefunden. Unter dem liberalistischen System konnte die Landwirtschaft nie gedeihen. Gewiß wurden auch unter den früheren Regierungen Mittel und Wege ergriffen, um der Landwirtschaft zu helfen, aber abgesehen davon, daß sie meistens auf dem halben Wege stecken blieben, konnten sie nie durchgreifend helfen, da sie nie das Uebel bei der Wurzel anpackten. Man wollte nicht verstehen, daß die häuerliche Wirtschaft garnicht in der Lage ist, einen kapitalistischen Kleinerntrag zu liefern, sondern auf Grund ihrer Eigenart höchstens den Lohnverdienst für die aufgewendete Arbeit. Wenn jetzt unter nationalsozialistischer Regierung die Landwirtschaft aufzuatmen beginnt, so ist es, weil man sieht, daß dieselbe ernstlich gewillt ist, der Landwirtschaft zu helfen. Es ist kein Wunder, daß gerade der deutsche Bauer sich zuerst und mit so unverbrüchlicher Treue unter das Banner des Führers gestellt hat. Jedem war völlig klar, daß jetzt oder nie der schwer bedrängten Landwirtschaft Rettung werden konnte. Er ist auch wahrlich nicht enttäuscht worden. Mit dem letzten Gesetzesentwurf des Reichsernährungsministers ist der Grund gelegt zur Gesundung des Reichsnährstandes. Zuerst die Schaffung der Erbhöfe und die Schaffung eines unverschuldeten Grundbesitzes ist grundlegend für eine Erneuerung der Landwirtschaft auf gesunder Basis. Der zweite Hauptpunkt, der grundlegend für alle weitere Entwicklung auf landwirtschaftlichem Gebiete sein dürfte, ist die Schaffung normaler, gerechter Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Wenn seit Jahren die Landwirtschaft keine Rente ab-

warf, die aufgewendete Arbeit nicht lohnte und so ein Zuschußbetrieb wurde, so ist der Grund allein in den völlig unzureichenden Preisen zu suchen. Wie viele Betriebe waren in den letzten Jahren gezwungen, neue Schulden zu machen, da sie dauernd keine Einnahmen hatten und von der Substanz leben mußten. Das Verhältnis der Preise zwischen den landwirtschaftlichen Erzeugnissen einerseits und den landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln andererseits (die sog. Preisschere) war seit Jahren ein denkbar ungünstiges. Es ist das große Verdienst des Reichsernährungsministers, hier Wandel geschaffen zu haben, und Pflicht jedes einsichtigen Landwirts ist es nunmehr, nicht durch ein sinnloses Ueberangebot die Richtpreise zu gefährden. Kein Landwirt soll mehr Getreide, vor allem Weizen, anbauen, als im Herbst 1932. Es ist auch garnicht nötig, denn durch die verbesserten Aussichten auf dem Gebiete des Weinbaues und vor allem des Anbaues von eiweißreichen Futtermitteln, ist dem Landwirt die Möglichkeit gegeben, seinen Grund und Boden besser auszunutzen als bisher. Dadurch wird auch eine weit bessere Vorfrucht geschaffen als bei Getreide. Eine Ausdehnung des Getreidebaues darf nicht erfolgen, dagegen wird die Baumwolle immer mehr durch Weinwand ersetzt werden. Um unsere hochentwickelte Viehzucht ohne großen Zukauf von ausländischen Kraftfuttermitteln weiter durchzuhalten, ist ein verstärkter Anbau von eiweißreichen Futtermitteln unentbehrlich. Durch die Fortschritte der Landwirtschaftswissenschaft ist für alle Böden die Möglichkeit vorhanden, sei es durch Anbau von Süßlupinen oder Gemenge oder Luzerne für ein ausreichend nährstoffhaltiges Futter Sorge zu tragen. Es muß möglich gemacht werden, die Viehbestände aus eigener Scholle völlig zu ernähren.

Es ist ein Schritt von geradezu ungeheurer Tragweite, wenn der Bauer von den Preisen der Weltwirtschaft freigemacht wird und nunmehr einen auskömmlichen Preis für seine Feldfrüchte erhält. Somit sind auch die Voraussetzungen für die Gesunderhaltung des deutschen Bauern geschaffen. Pflicht jedes einsichtigen Bauern ist es, an seinem Teil mitzuarbeiten, daß die Maßnahmen der Führung auch voll ausgewertet werden, und vor allem sich jeder über die Bedeutung, ein Bauer, ein Mitglied des Reichsnährstandes zu sein, klar ist. Nachdem in den beiden Hauptpunkten die Gesundung der Landwirtschaft begonnen hat, ist es auch selbstverständ-

lich, daß alle anderen wichtigen Probleme, wie soziale Lasten, Steuern usw. in einer für die deutsche Landwirtschaft erträglichen Art und Weise geregelt werden. Unter der heutigen nationalsozialistischen Regierung darf der Bauer auch das gewiß sein, daß ihm der seit Jahren fehlende Schutz gegen den Einfluß des Weltmarktes zuteil wird. Durch Kultivierung der Niedländeereien und durch eine planmäßige Bestiedlung ist zu hoffen, daß es gelingt, die 2. und 3. Bauernsöhne, seit jeher das beste Element zum Siedeln, seßhaft zu machen und dadurch besonders im deutschen Osten einen sicheren Wall gegen jedes weitere Vordringen der slawischen Flut zu schaffen.

Es ist besonders jetzt, wo die Klänge des Erntedankfestes kaum verklungen sind und auf dem Bückeberg bei Hameln Hunderttausende von deutschen Bauern sich das Treugelöbnis gegeben haben, zu erwarten, daß die deutsche Landwirtschaft immer mehr von den Fesseln eines kapitalistischen Systems frei gemacht wird und sich ihrer hohen Würde, Nährstand des gesamten Volkes zu sein, bewußt wird.

Nur dann, wenn Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft, ihre gegenseitige Verbundenheit erkennend, füreinander und miteinander arbeiten, kann und wird die deutsche Wirtschaft genesen und die Arbeitslosigkeit verschwinden.

Auf junge Landarbeiterinnen!

Ihr geht auf Euren nackten Sohlen
Wie Rehe her, mit sanftem Tritt,
— So adligfrei, so scheuerhöhlen,
Wie Rahel einst zum Brunnen schritt.

Um Eure bloßen Knöchel faltet
Sich rhythmisch schwerer Röcke Wucht,
— Wenn Eßkrug Ihr und Rechen haltet,
Seid Ihr wie Ruth, die Aehren sucht.

Keck trippelnd blähen sich Städterfrauen,
— Bunt mit Schabracken aufgepäunt,
Indeß in Euren dunklen Brauen
Noch erdverschwistert Anmut träumt.

Christine von Winkler.

Oberschlesische Erde

Sie wühlten Dir im heil'gen Mutterleibe,
Entweihten Deine tiefste Scham,
Da wardst Du scheu, gleich einem kranken Weibe,
Und unfruchtbar und voller Gram.

Nun reckst Du kahl der Halben graue Flanken,
Daran kein Hälmllein grünt, kein Kraut, —
— Kein Aehrenfeld mag mehr im Frühwind schwanken,
Wo schwer und grau die Rauchluft braut.

Doch wo sie Deinen Leib noch nicht betastet,
Da blüh'st Du, Mutter, doppelt hold,
Als ob Dein Herz die Scham, die dich belastet,
In lauter Blüh'n vergessen wollt.

Christine von Winkler.

Ein fast vergessener deutscher Volksstamm

Von Dr. C. Tietze, Dresden.

Vor kurzem ging eine Schreckensnachricht durch den deutschen Blätterwald: Von der Hungersnot der Wolgadeutschen. Wer wußte, daß in den weiten Gebieten zu beiden Seiten der großen Wolga Hunderttausende deutscher Stammesbrüder wohnen, die trotz jahrhundertlangem Aufenthalt im fernen Rußland treu ihr Deutschtum und die Sitten und Gebräuche der Vorfäter bewahrt haben! Da ich lange Jahre als Bezirks-Agronom dort tätig war, will ich versuchen, soweit sich dies in einem kurzen Aufsatz tun läßt, einen Ueberblick über die Wolgadeutschen zu vermitteln. Wir finden im Wolgagebiet die größte und geschlossenste deutsche Siedlung Rußlands. Es ist die älteste deutsche Siedlung in Rußland. Gerade zu Beginn des Weltkrieges sollte in Saratow und Katharinenstadt die Feier zur 150jährigen Gründung stattfinden. Der Weltkrieg selbst und die nachfolgende wirtschaftliche und politische Umwälzung in Rußland sind nicht spurlos am deutschen Wolgagebiet vorübergegangen. Doch davon später. Fast eine Million Deutsche wohnten vor dem Kriege in einem langen, breiten Streifen zu beiden Seiten der Wolga. Die gesamte Größe der Siedlung war die des Freistaates Bayern, davon 2,5 Millionen Hektar Ackerland. Gleich einer Perlschnur lagen über 200 schmucke, deutsche Dörfer an beiden Wolgaufern, umgeben von russischen, kirgisischen und tatarischen Siedlungen. Durch großzügige Versprechungen von Katharina der Großen 1765 ins Land gerufen, haben sie es in jahrhundertlanger, zäher Arbeit verstanden, aus den öden Wolgasteppe fruchtbare Gefilde zu schaffen, die die Kornkammer des alten Rußland wurden. Oft durch räuberische Ueberfälle der nomadischen Nachbarvölker in ihrer Mission um Jahre zurückgeworfen, hat sich ihr zäher germanischer Bauernsinn aber nicht beugen noch brechen lassen. Es waren echte Bauernkolonien, die sich dort bildeten, und die Betriebe waren muster-gültig. Von weit und breit kamen die russischen Bauern, um die Gehöfte der Mennoniten, einer deutschen Sekte, zu betrachten. Besonders auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht haben die deutschen Siedler muster-gültiges geleistet und sich weit über den russischen Durchschnitt gestellt. Schon zu Beginn der Besiedlung war ihnen eine gewisse Selbstverwaltung sichergestellt, die allerdings im Laufe der Jahre verschiedenen Aenderungen unterworfen war. Die Wolgadeutschen waren die erste deutsche

Siedlung, die auch unter dem jetzigen Regime eine autonome Selbstverwaltung, die deutsche Wolgarepublik, erhielten. Durch den größten Strom Europas, die Wolga, wird das Siedlungsgebiet in fast zwei gleiche Teile geteilt. Das rechte Ufer der Wolga ist bergig und liegen die Kolonien hoch über der Wasserfläche, das linke dagegen (die Wiesen-seite) sehr flach und oft Ueberschwemmungen ausgesetzt. Es herrscht im Wolgagebiet das kontinentale Klima vor, mit seinen trockenen, kalten Wintern und heißen Sommern. Frühling und Herbst fehlen fast gänzlich. Die häufig eintretende Dürre war fast immer die Ursache von Missernten. Aus diesem Grunde mußte eine frühzeitige Bestellung erfolgen, um die Winterfeuchtigkeit auszunützen. Nur widerstandsfähige, große Trockenheit vertragende Feldkulturen konnten gebaut werden. Waldanpflanzungen zum Schutze der eindringenden trockenen Winde, künstliche Bewässerung, Sammlung der Winterfeuchtigkeit, das alles sind Fragen, die den dortigen Bauern beschäftigen, um die Erträge der Scholle zu steigern. Bei reichlichen Niederschlägen war der Boden ungeheuer fruchtbar und konnten bis zu zwei Ernten im Jahre erzielt werden. Der Boden ist stellenweise guter Schwarzerdeboden, bis drei Meter starke Ackerkrume. Teils sind auch arme sog. Salzböden vorhanden. Interessant war auch die Landverteilung bei den Wolgadeutschen. Früher hatte jede Familie ca. 30 Desj. (33 Hektar) und zwar: 15 Desj. Ackerland, 5 Desj. Heuland, 5 Desj. Wald und das übrige für Gehöfte und Umland. Im Laufe der Jahre wurden die Anteile durch den starken Zuwachs der bäuerlichen Bevölkerung immer kleiner, obwohl von Zeit zu Zeit neue Landzuweisungen erfolgten. Alle zehn Jahre wurde das Land neu vermessen, die toten Seelen ausgeschieden und neugeborene hinzugenommen. Die Verteilung des Landes, die zuerst nach der Familie erfolgte, wurde bis kurz vor dem Kriege nach dem sog. Mirsystem der männlichen Seele verteilt. Auf jedes Anteil kamen ungefähr drei Hektar. Durch die Stolypin'sche Agrarreform wurde das Land als erbliches Eigentum dem Bauern sichergestellt. Zweifellos hat sich auch in den deutschen Wolgakolonien mit der Einführung der Agrarreform die landwirtschaftliche Betriebsführung bedeutend gehoben. An Stelle der alten Dreifelderwirtschaft konnte die Fruchtwechselfwirtschaft eingeführt werden. Vor allem die

Viehucht konnte durch das Vorhandensein guter, ausreichender Futterflächen weiter ausgebaut und verbessert werden.

Das deutsche Dorf war schon von der Ferne durch seinen spitzen Kirchturm, seinen Glockenstuhl und die Windmühlen kenntlich. Die Dörfer hatten häufig über 10 000 Einwohner und einen großen Landbesitz (bis 15 000 Hektar). Da sich bereits die jungen Siedler gegen die Nomaden schützen mußten, wurden meist größere Siedlungen geschaffen, um durch die rasch gesammelte Jugend eine Art Schutztruppe gegen die räuberischen Ueberfälle zu haben. Auch viel Hausindustrie, wie Flanell- und Leinenherstellung, Schuhmacher- und Mühlenbetriebe, waren in den Dörfern vorhanden. Der immer stärker sich geltend machende Landhunger zwang die Stedler des deutschen Dorfes, nach anderen Teilen des großen russischen Reiches, meist nach Sibirien, aber auch nach Nord- und Südamerika, auszuwandern. Hier war der deutsche Bauer ein gern gesehener Siedler, da er mit zähem Fleiß verstand, die ihm gehörige Scholle fruchtbar zu machen. Er wurde seßhaft, und Blut und Boden verband sich zu unlöslicher Gemeinschaft. Die deutschen Wolgakolonien bildeten vor dem Kriege, und bilden noch jetzt einen wesentlichen Faktor im russischen Wirtschaftsleben. Durch ihre Arbeit und ihre Organisation beeinflussten die Deutschen alle Gebiete des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens. Saratow, früher ein elendes Nest von kaum 10 000 Einwohnern, wurde durch die Nähe des Wolgagebietes zu einer blühenden Großstadt mit über 200 000 Einwohnern (darunter 30 000 Deutsche). Zehn Millionen Zentner Getreide wurden hier alljährlich verarbeitet und über drei Millionen Zentner Getreide wurden von hier aus dem Weltmarkte zugeführt. Die anderen Industrien, wie Dampf- sägewerke, Maschinenfabriken, Eisengießereien sind vielfach in deutschen Händen gewesen. So lagen die Verhältnisse vor dem Krieg bei den Wolgadeutschen. Die Feier des 150jährigen Bestehens sollte großartig begangen werden, und mit Stolz wollte man auf alle wirtschaftlichen und kulturellen Erfolge hinweisen. Anstatt der erwarteten Festfreude zogen Leiden, Verfolgung und Hungernöte in den Kolonien für lange Zeit ein. Man kann sagen, daß die Blüte des deutschen Wolgagebietes mit dem Beginn des Weltkrieges ihren Abschluß fand. Die Kämpfe der tschechischen Söldnertruppen spielten sich z. T. auf wolgadeutschem Gebiet ab. Ungünstige Witterungsverhältnisse und verkehrte wirtschaftliche Maßnahmen haben Hungernöte hervorgerufen, die im Laufe der letzten 15 Jahre die Bevölkerung der deut-

schen Wolgarepublik auf fast ein Zehntel ihres früheren Bestandes dahinschmelzen ließ. Die Anbauflächen, und vor allem der Viehbestand, verringerten sich in erschreckender Weise. Die Leiden und Fährlichkeiten, die unsere deutschen Stammesbrüder in den Jahren während und vor allem nach dem Weltkriege durchzumachen hatten, übertreffen alles Dagewesene. Sie, die sich durch Jahrhunderte frei ihr Deutschtum mitten in einer fremden Welt bewahrt hatten, verdienen, daß sich unser heutiger nationaler Staat dankbar ihrer erinnert, um das schollenverwurzelte Bauerntum auch im fernem Osten weiter deutsch zu erhalten. Durch die aufeinanderfolgenden Hungerjahre wurde die Bevölkerung des Wolgagebietes stets verringert. Es war eine löbliche Angewohnheit der Wolgadeutschen, von jeder guten Ernte ein Zehntel für schlechte Zeiten aufzubewahren. Davon wurden in Hungerjahren die Bedürftigen durchgehalten. In den Kriegsjahren haben unsere deutschen Brüder damit traurige Erfahrungen machen müssen. Die Kosaken mußten natürlich von diesem Gebrauch der deutschen Kolonisten und verlangten eines Tages die Herausgabe des Getreides, um daraus den lange entbehrten Branntwein zu brennen. Natürlich sagten die Kolonisten sich mit Recht, weshalb dann für schlechte Zeiten sammeln, und verbrauchten alles. Die Folge davon war, daß in der folgenden Missernte nun überhaupt nichts mehr da war und allein in dem Jahre 1920/21 die Bevölkerung von 450 000 bis 330 000 zurückging. Ueber 100 000 Menschen sind also an Entkräftung und Hunger zugrunde gegangen. Schuld an der weiteren Verelendung der Kolonisten war auch die starke Bevölkerungszunahme, ohne aber dann hinreichend Land für die jungen Kräfte zu besitzen. Während es im ganzen Wolgagebiet 1788 4755 landwirtschaftliche Betriebe gab, waren bereits im Jahre 1868 25 664 landwirtschaftliche Betriebe und in dem Jahre 1922 58 277 landwirtschaftliche Betriebe. Kein Wunder, daß die Landanteile immer geringer wurden. Dazu kam natürlich entscheidend eingreifend der politische Umschwung. Während bei dem kurz vor dem Kriege herrschenden Mirsystem von einem landwirtschaftlichen Fortschritt nicht die Rede sein konnte, war es durch die Seßhaftmachung und endgültige Verteilung des Landes möglich, die Landwirtschaft wieder erfolgreich zu betreiben. Das wurde aber anders mit dem Einsetzen des neuen Regimes. Das Land wurde gleich Luft und Wasser zu nationalem Eigentum erklärt und keiner durfte mehr Land besitzen, als er durch seiner Hände Arbeit bewirtschaften konnte. Von da an verlor der

strebsame Landwirt natürlich jedes Interesse an einer guten Bewirtschaftung des Grund und Bodens. Der durch mangelhafte Bearbeitung schlecht bestellte Boden war nicht in der Lage, gute Ernten zu geben, um so mehr, als auch durch ungünstige Witterungsverhältnisse die ungünstigen Ernten sich noch häuften. Ein weiterer wirtschaftlicher und kultureller Rückgang der deutschen Wolgabauern war unvermeidlich. Daran konnte auch eine neuere Umwälzung des Agrar- und Besitzrechtes in den sozialistischen Sowjet-Republiken nicht mehr viel ändern. Wie in den anderen Gebieten Sowjetrußlands wurde auch in der deutschen Wolgarepublik die Kollektiv-Wirtschaft eingeführt. Dadurch war es nur einer größeren Gruppe von Stedlern möglich, Land zu erhalten, um es gemeinsam zu bewirtschaften. Da somit jegliches Privatinteresse ausgeschaltet war, hatte keiner auch nur die geringste Lust, für den anderen sich besonders anzustrengen, und so kam es, daß die einstige Kornkammer des weiten russischen Reiches dauernd unter schlechten Ernten zu leiden hatte und dieselben nicht ausreichten, auch nur den Eigenbedarf zu decken. So sind auch in der letzten Zeit Nachrichten zu uns herübergedrungen, wonach auch die diesjährige Ernte bei weitem

nicht ausreicht, und in großen Gebieten Rußlands die Hungersnot, auch gerade bei unseren deutschen Brüdern, aufzulodern beginnt. Es ist tieftraurig, wenn man die Folgen verkehrter Wirtschaftsmaßnahmen so in einer verhältnismäßig kurzen Zeit beobachten muß. Während kurz vor dem Weltkriege der Wert des deutschen Landbestandes in Rußland über 3 Milliarden Mark und der der Getreideernte im Wolgagebiet über 300 Millionen Mark in jedem Jahre betrug, ist jetzt so gut wie nichts mehr vorhanden.

Ernst, sehr ernst sind die Zeiten, die unsere deutschen Stammesbrüder jetzt dort durchzumachen gezwungen sind. Aber schon schwerere Zeiten haben ihren stolzen Bauernmut nicht gebrochen. Jetzt, wo im deutschen Mutterlande die nationale Bewegung auf ganzer Linie siegreich ist, schauen auch die Wolgadutschen in unverbrüchlicher Hoffnung auf Deutschland.

Sie wissen, daß unser Führer Adolf Hitler auch für die deutschen Brüder im Auslande ein warmes Herz hat und ihrer nie vergessen wird. Möge es den wolgadutschen Bauern vergönnt sein, recht bald ihre Leiden beendet zu sehen, um wieder erfolgreich an ihrer kulturgeschichtlichen Mission weiter arbeiten zu können.

Herbstliche Elegie

Nun spricht der Herbst sein großes Lied,
Das lang in mir sein Echo fand,
Vor stillen Bäumen hingekniet,
Die Seele bitteren Wandel sieht.
Müd' hängt ein Schleier über'm Land,
Und Sommers Odem mählich flieht.

So ist in eigener Glut verbrannt
Der Rausch, der mir von Herzen kam,
Der Rausch, der mir zu Herzen ging,
Der wie ein Fieber mich umfing
Und meine Seele mit sich nahm.

Verblaßt, verrauscht! Die Welle rinnt
In kühler Luft um welches Laub, —
O wär' ich noch ein kleines Kind,
Das Träume um sein Leben spinnt,
Dem alle Wünsche Dinge sind,
Das in sich lauscht, dem Außen taub!

Ich bin zu sehr zur Welt erwacht,
Von ihren Rätselfn aufgeschreckt,
Ins allzu helle Licht erweckt, —
Ich hab' geweint und hab' gelacht
Und doch mich selber nie entdeckt!

O leiser Ruch von Müdigkeit,
Der nun die letzten Vögel scheucht,
Du bist mir wie ein liebes Kleid
Um meinen Leib, ganz weich und weit,
Zu süßer Ruhe, wie mich deucht!

Du bist der letzte warme Glanz,
Den alle Lust mir hinterließ,
Ein letzter Sommerblumenkranz,
Ein letzter sinnenheißer Tanz,
Der alle Seligkeit verhiß.

Der Lebenssaft rinnt leiser schon
Im Stamm der Bäume, — fern ein Ton:
Vergänglichkeit, Vergänglichkeit!
Die Blüten sind mit Reif beschnitten,
Der letzte Tag ist uns entflohn.

Bald schweigen alle Dinge tief,
Der letzte bunte Rausch zerfließt, —
Mir ist, als ob dein Mund mich rief,
Ganz fern, ganz fern, da ich schon schlief —
Ich habe dich zu sehr geliebt!

Hans Kaboth.

Der Pierun

Von Elſe Koſtaſki.

In der neuerbauten Vorſtadt von Beuthen lebte und wirkte der „Pierun“, ein ebenſo ſauberer wie magerer Bäckermeiſter, der die weißeſten Brote, die knusprigſten Semmeln und die feinſten Kuchen hervorbrachte; Kundſchaft hatte er maſſig. Kein Wunder, daß ihm ſein Konkurrent Gorezki ſcharf auf die Finger ſah. Was natürlich nur bildlich gemeint iſt; denn die Bäckerei Poremba, die der „Pierun“ innehatte, war durch den großen freien Platz der Vorſtadt von der Konkurrenz getrennt.

Schlag ſieben Uhr früh tat ſich die Tür von Poremba auf, und die beiden weißgekleideten „Semmelungen“ eilten mit gefüllten Körben zu ihrer Kundſchaft. Bei Gorezki's wurde es immer ein paar Minuten ſpäter. Der Bäcker Gorezki erzählte jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, daß ſo etwas nicht mit rechten Dingen zugehen könne: er ſinge um fünf Uhr mit dem Backen an und wäre nie vor ſieben Uhr fertig.

„Ja, der Pierun, — große Bogen ſpuckt er, weil er mehr Kundſchaft hat als ich. Aber woher kommt das? Ich ſage nichts, doch wenn ich reden wollte . . .“ Dafür redete ſeine Frau deſto mehr. Sie redete ſolange, bis der Poliſiſt Henſchke, der in ihrem Hauſe wohnte, das Auge des Geſetzes auf die Bäckerei Poremba warf.

„Ja, der Pierun“, hatte Frau Gorezki zu Frau Henſchke, die Semmeln kaufen wollte, deſ öfteren geſagt. „Ja, der Pierun!“ ſagt mein Mann. Aber ich ſage, der Pierun wird was immer da frecher! Jetzt hat er uns ſogar den Herrn Doktor von oben weggeſchnappt; die Hedel von Doktors läuft ſchon den Poremabajungen entgegen, wenn ſie um ſieben Uhr losgehen! Mein Mann ſagt, der Pierun ſpuckt große Bogen, weil er mehr Kundſchaft hat als wir. Aber woher hat er ſie? Ich ſage, er hält das Nachbackverbot nicht ein; er fängt ſchon vor fünf Uhr an zu arbeiten! Aber es gibt noch eine Gerechtigkeit auf Erden; ich hab' zu meinem Mann geſagt, der Herr Wachtmeiſter Henſchke wird ſchon einmal da ordentlich nachſehen . . .“

„Ja, ja“, ſagte die Frau Wachtmeiſter Henſchke, packte ihre Semmeln zuſammen und entſchlüpfte dem weiteren Wortſtrom der Bäckerin.

So ganz unrecht hatte dieſe edle Seele nicht. Dem fixen Herrn Poremba dauerte die Zeit bis fünf Uhr morgens viel zu lange; denn er war ſo ſehr überzeugt von der Koſtbarkeit jeder Sekunde, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm, das heimliche Lieblingſwort

„Pierunje“ voll auszusprechen; er ſagte nur ſo oft als möglich: „Pierun“. Daher hatte er auch den Beinamen; nicht etwa von „piorun“ = „der Donner“, denn er war ſanftmütig und donnerte nie; für viele Worte hatte er ſo und ſo keine Zeit. Ehe er nach heißer Tagesarbeit den verdienten Schlummer fand, dachte er allemal mit Bedauern an die gute, alte Zeit, in der die Bäcker ſchon um drei Uhr nachts tüchtig bei der Arbeit waren. Ja, das war nun die neue, böſe Zeit; Pierun . . . Dabei ſchlieſ er immer ein. Nicht für ſehr lange; bis fünf Uhr zu warten, war ihm unmöglich. Zwar fügte er ſich gutwillig der Polizeiverordnung; jedoch auf fünf Minuten, meinte er, würde es wohl ſelbſt der ſtrengſten Obrigkeit nicht ankommen. (Womit er ſich leider täuſchte.) Deſwegen ſing er jeden Tag fünf Minuten vor fünf Uhr zu backen an, und mit ihm ſeine zwei Geſellen und die beiden Lehrlinge. Bei gut zugemachter Tür natürlich. Eines Morgens jedoch hatte der Pierun Pech — oder war es Glück? Er konnte nicht ſagen, wie es kam; vielleicht hatte er wirklich fünf Minuten länger als ſonſt geſchlafen. Vielleicht war es auch wirklich eine himmlische Fügung, wie er ſpäter behauptete: erſt um fünf Uhr betrat er die Backſtube, in der ihn die Geſhilfen ſehr erſtaunt erwarteten. Beinahe hätte der erſte Geſelle „Pierun!“ geſagt, aber der Reſpekt vor dem Meiſter ließ ihn noch das Wort zurückhalten. Herr Poremba hatte heute keine Zeit für ſein Lieblingſwort und kommandierte ſo raſend ſchnell, daß die Arme und Beine der Geſellen und Lehrlinge nur ſo herumwirbelten. Wahrhaftig: fünf Minuten nach fünf Uhr waren ſchon fünf große Bleche mit Hörnchen beſetzt und 250 Semmeln geformt. Als die fünf arbeitswütigen Bäcker gerade dabei waren, die Wohnſtöckchen zu drehen, wurde ohne Anklopfen die Tür weit aufgeriſſen. Der Bäckermeiſter Poremba vergaß heute zum zweiten Male „Pierun!“ zu ſagen und ſtarzte ohne Worte den beiden Poliſiſten entgegen; an den Händen klebte ihm bis über die Gelenke der weiße Gefeteig. Die Schupo's ſahen ſtrenge auf die Unmenge Backware, die fertig „zum Gehen“ dalag.

„Wann haben Sie angefangen zu arbeiten?“ fragte der eine.

„Heilige Mutter Gottes, Dank ſei dir!“ dachte in aller Eile der „Pierun“ und antwortete mit dem beſten Gewiſſen der Welt:

„Um fünf Uhr, Herr Wachtmeiſter.“

Der zweite Hüter des Geſetzes verſuchte, die Geſhilfen auszuſorſchen.

„Pierun!“ dachte der erste Gefelle, und entgegnete unschuldig:

„Aber wo werden wir eher als um fünf Uhr anfangen, Herr Wachtmeister! Das ist uns ja von der Polizei verboten worden!“ Der Schupo ärgerte sich; es war Herr Henschke, dessen Frau von der Frau des Bäckers Gorekzi wochenlang bearbeitet worden war, welche Bearbeitung dann seine Frau ihm zuteil werden ließ. Er gab deshalb die Sache nicht so leicht auf wie sein Kollege.

„Das ist unmöglich!“ sagte er böse, und schrieb den „Pierun“ regelrecht auf. Dann verließen die beiden uniformierten Sieger das Schlachtfeld. Nach ihrem Abgang sah Herr Poremba erst die Tür, hinter der sie verschwunden waren, durchbohrend an, ehe er sein gepreßtes Gemüt mit einem „Pierun!“ erleichterte. Der erst vor kurzem eingetretene jüngste Lehrling, respektlos von Natur und Erziehung aus, lachte; ihm war diese Verkürzung noch ziemlich neu.

Der Meister sah ihn wohlwollend an.

„Hast recht, Konrad!“ sagte er, „die Sache ist zum Lachen; Pierun! Aber seht, Jungens: dalli, dalli!“ Und wie der Blitz flogen die fleißigen Hände, die Beine rannten und auch des Feuers hatte sich höchste Geschwindigkeit bemächtigt. So wurden nicht nur die zuerst verlorenen fünf Minuten eingeholt, sondern auch die Zeit des hochnotpeinlichen Verhörs. Schlag sieben stürzten, heiß und ohne Atem, die beiden Lehrlinge mit der warmen Backware auf die Straße, begleitet von dem befriedigten „Pierun!“ ihres Meisters.

„Es geht auch so!“ dachte er und nahm sich vor, dem Fingerzeig seines Schutengels zu folgen und fürderhin niemals vor fünf Uhr mit dem Backen anzufangen. Damit glaubte er die Sache erledigt. Wenn er auch keine „großen Bogen spuckte“, wie sein Konkurrent vermutete, so hegte er doch von nun an in seinem schmalen Busen ein Gefühl ungeheurer Genugtuung. Denn trotz der verlorenen fünf Minuten war seine Ware um sieben Uhr austragfertig und um nichts schlechter als vorher.

Seine heitere Gewissensruhe wurde jedoch bald zuschanden: er erhielt eine Vorladung vor's Gericht. Wieder starrte er das verhängnisvolle Papierding durchbohrend an, wie damals die sich hinter den Schupo's schließende Tür, ehe er „Pierun!“ sagte . . .

Bei der Verhandlung gegen ihn wurde kurzer Prozeß gemacht. Wachtmeister Henschke sagte aus, er habe sich bei Herrn Bäckermeister Gorekzi persönlich davon überzeugt, daß es für fünf Menschen ganz unmöglich sei, in fünf Minuten 100 Hörnchen und 250 Sem-

meln zu formen. Der Angeklagte hatte im guten Glauben an sein Recht verschmäht, einen Anwalt dieses Rechts heranzuziehen und war, ehe er auch nur „Pierun!“ denken konnte, zu fünfzig Mark Geldstrafe verurteilt. Der anwesende Konkurrent, Herr Gorekzi, freute sich mächtig und redete auf dem Nachhausewege mit Mund und Händen. Er fing jeden Satz an: „Ich sage garnichts“, hatte jedoch bis zum nächsten Gasthause ziemlich viel gesagt. Dann aber feuchtete er seine schweigsame Zunge so tüchtig an, daß seine Frau zu Hause vor Ungebuld fast umkam. Als ihr Mann endlich erschien, war er sehr liebevoll gestimmt; er wollte seine zankende Gattin umarmen und dachte mit gleicher Zärtlichkeit an den sonst so kräftig gebasteten „Pierun“.

„Na, hat er was auf die Nase gekriegt?“ rief ihm Frau Amanda aufgeregt entgegen, als Herr Gorekzi mit selbigem Lächeln den schwierigen Eintritt in seinen Laden vollzogen hatte.

„Auf die Nase gekriegt? Wer denn, Mandchen?“ Mandchen wurde blaß.

„Du säusst ja was immer da doller!“ schrie sie und fing ihren Mann auf, der in tadellosem Bogen auf den mit Ware hochgestapelten Ladentisch zuschwankte. „Ich will wissen, ob dem Kerl, dem Poremba, das große Bogenspudden ausgetrieben worden ist! Du sagst doch immer . . .“

„Ich?“ entgegnete ihr Mann, und seine Zunge wollte nicht so, wie er wollte, „ich? Ich sage nie etwas, das weißt du ja, Mandchen!“ Mandchen schüttelte ihren Herrn und Gebieter so, daß er wackelte wie das Becken des Frieseurs am Nachbarladen bei Ostwind.

„Du Esel!“ keifte sie, „du betrunkenener Dummkopf, du wirst doch noch wissen, ob der Pierun verurteilt worden ist?“

„Verurteilt? Weshwegen denn, Mandchen? Der gute Pierun und verurteilt?“ Das war für Mandchen zu viel. Sie holte zu einer gewaltigen Ohrfeige aus und ließ dabei natürlich den wackelnden Mann los. Ihre herumsausende Hand aber traf nur die Luft: Herr Gorekzi hatte sich, des festen Haltes der fraulichen Arme beraubt, auf den Fußboden niedergelassen. Die strafende Gattin verlor durch den Schlag in die Luft ebenfalls das Gleichgewicht, sodaß der eben eintretende Gefelle Meister und Meisterin in seltener Eintracht innigst verbunden auf den frisch geschauerten Dielen des Ladens vorfand. Die Sache kam ihm sehr komisch vor, doch Mandchen Gorekzi sprang wie der Blitz auf, und ihre Rechte fauste wieder durch die Luft. Aber auch dieses Mal fand sie nicht ihr Ziel; der Gefelle sah sich vor und bekam da-

her statt der Ohrfeige nur ein paar Rosen-
namen an den Kopf. Sie störten ihn nicht,
weil er sie schon zu oft hatte hören müssen.
Er half der wutentbrannten Meisterin den
sanft Entschlafenen ins Bett tragen und
mußte sich dann nach dem Ausfall der Ver-
handlung erkundigen gehen. Ein Diplomat
war er nicht; er stürmte in die Poremba'sche
Bäckstube, traf dort die vier hilfreichen Geister
des Meisters bei der Arbeit und rief ihnen
zu:

„Hat der Pierun was gekriegt?“ Leider
hatte er hier Recht; der erste Geselle trat
schnell auf ihn zu, hob seine teiggefüllte Hand
und pappte sie kräftig dem Frager ins Ge-
sicht. Dabei schrie er:

„Ich werd' dir den „Pierun“ anstreichen,
du Kerl! Mach', daß du rauskommst, sonst
kriegst du noch was ganz anderes aufs
Maul!“ Der entstellende Gorecki-Jüngling
bildete nun den Anlaß großen Vergnügens
für die wenigen Vorübergehenden; denn
schief über der Nase klebte ihm ein Ballen
Hefeteig und fing an, langsam herabzutrop-
fen. Der unglückliche Bote hatte nicht son-
derlich Lust, vor seiner strengen Meisterin zu
erscheinen und maßigte daher bald seine
hastenden Schritte. Doch Amanda Gorecki
stand gespannt wie ein Fiedelbogen an der
Tür ihres Ladens und spornete den Säumi-
gen mit liebevollen Tönen zur Eile an.

„Was stehst du da wie ein Delgüß?“ rief
sie drohend. Der Jüngling setzte zögernd die
Füße voreinander, aber die Meisterin lief
ihm entgegen.

„Na, muß er sitzen oder haben sie ihn bloß
so verknackt?“ Dabei zählte sie mit Daumen
und Zeigefinger schnell eine Menge Geld in
die Luft. Der Geselle sah sie verlegen an.
„Ich — ich — ich weeiß nich' . . .“, stotterte er.
Frau Gorecki hatte ihn erreicht, und ihre
Hand zuckte empor. Aber der Teig aus der
Poremba'schen Bäckerei rann jetzt in breitem
Bogen die gefährdete Wange hinab. Der Ge-
selle saß danach und entzog sich mit einem
großen Saße den belustigten Blicken der an-
dern und dem Strafgericht der zürnenden
Meisterin. — — —

Wie hatte sich nun die Sache bei der Ge-
genpartei entwickelt? Der verurteilte Pie-
run hatte keinesfalls seinen Gram in Alkohol
erläßt; so etwas tat er grundsätzlich nicht.
Er war sofort nach der Verhandlung zu
Herrn Rechtsanwalt Schmidt gegangen, der
ihm riet, gegen das Urteil zu berufen und
bei der neuen Verhandlung den Beweis
seiner Kunstfertigkeit anzubieten. Die Folge
dieses Rates wirkte sich für die vier Po-
rembagehilfen nicht sehr angenehm aus; denn
ihre Meister pfeiffte sie von nun an, als

wollte er sie und sich selber für die bevor-
stehende Probe trainieren.

Der neueingetretene Lehrling wollte zu-
erst nicht mittun; er war, wie er am Anfang
stolz erzählt hatte, „auf dem kommunen Mist
geboren“. Diese Redensart hatte er jedoch
nur ein einziges Mal vom Stapel gelassen;
der ältere Geselle hatte ihm nämlich schnell
erwidert:

„Das habe ich gleich gemerkt, daß du ein
Mistvieh bist!“ So drang der Junge auch
dieses Mal nicht mit seinen revolutionären
Ansichten durch; die drei andern standen treu
zu ihrem Meister und setzten ihre Ehre drein,
jeden Tag ein paar Sekunden weniger für
dieselbe Arbeit zu brauchen. Nach viertägigem
Maulen kriegte der Jüngste das Beiseite-
stehen satt und entwickelte eine solche Ge-
schicklichkeit, daß ihn der Pierun ganz be-
sonders wohlwollend belobte. Und der vier-
zehnjährige „Revolutionär“, der „nicht nötig
hatte, sich der Gewalt des Kapitals zu beugen“,
strahlte übers ganze miekrige Gesicht,
wie die Welt nach einem Gewitter, bei diesem
Lobe des Meisters.

So kam endlich die zweite Verhandlung
gegen den Bäckermeister Poremba wegen
Nichteinhaltung des Nachtbäckverbots heran.
Wieder bekundete Herr Wachtmeister Henschke,
daß eine derartige Geschwindigkeit beim
Zubereiten der Backwaren unmöglich sei; er
habe mehrere Male dem Bäcker Gorecki bei
der Arbeit zugehört. Der Angeklagte hätte
mit seinen vier Gehilfen unbedingt zehn
Minuten zu den 100 Hörnchen und 250 Sem-
meln brauchen müssen. Der Pierun sagte
gar nichts; dafür redete sein Rechtsanwalt.
Am Schluß hatte dieser erreicht, was er
wollte: am nächsten Morgen um fünf Uhr
sollte in der Poremba'schen Bäckerei ein
Probepacken unter den Augen einer Kom-
mission stattfinden. Vier Herren, darunter
die beiden Schupo's, die den Pierun zur An-
zeige gebracht hatten, erschienen denn auch
zur festgesetzten Zeit am Tatort. Der dies-
mal nüchtern gebliebene Herr Gorecki konnte
zu seinem tiefsten Leidwesen nicht einmal
von ferne zusehen, denn seine Kunden zeigten
kein Verständnis für die Geschicklichkeit
anderer Bäcker und verlangten ihre frischen
Semmeln zur selben Zeit wie sonst. Herr
Gorecki war so aufgeregt, daß ihm das Ge-
schäft nur langsam von der Hand ging. Seine
Kunden schimpften nicht schlecht, als der
Austräger erst um 1/28 Uhr in der Tür der
Bäckerei erschien, und noch mehr schimpfte
die Meisterin dieser Bäckerei. Ihr Mann
sagte nichts, wie immer, mußte sich aber an
diesem Tage des Unheils mehr als je „Trot-
tel, Süffel, Esel“ und andere liebliche Be-

zeichnungen einstecken. Das kam daher, weil Mandchen Gorezki um ihren Triumph über den verhassten Pierun betrogen worden war; der Bäckermeister Poremba hatte den angebotenen Wahrheitsbeweis für seine Behauptung voll erbracht. Die denkwürdige Begebenheit hatte sich so zugetragen: Eine halbe Minute vor fünf erschien die Kommission; in großen Backtrögen stand der am Abend vorher zurechtgemachte Teig. Beim Eintritt der Herren in die Backstube kramelte der Pierun blitzgeschwind seine schneeweißen Hemdärmel auf; die vier Gehilfen taten desgleichen.

Der Wachtmeister Henschke hatte am Abend vorher etwas zu heftig Geburtstag gefeiert und daher heute einen etwas unruhigen Magen. Bei der harmlosen und zum Berufe notwendigen Bäckerbewegung wurde ihm schwindel zumute. Er hatte das unangenehme Gefühl, als wollten sich die fünf weißgekleideten, bloßarmigen Bäcker wie Boxer auf ihn und seine Kommissionsgenossen werfen. Aber sein besonderer Genosse von der Polizei zog seine Uhr, warf einen ernsten Blick darauf und rief: „Was!“ Und nun geschah etwas, von dem Herr Henschke hinterher bestimmt behauptete, es sei eitel Hexerei gewesen. Deutlich sah er noch die fünf weißen Gestalten zu den Backtrögen laufen. Dabei schien es ihm, als hätte jemand „Pierun!“ gesagt. Dann aber tanzten zehn nackte Arme vor seinen Augen so wild herum, als wären ihre Besitzer nicht friedliche Bäcker, sondern dem religiösen Wahnsinn verfallene Dervische. Und dann sah der Wachtmeister Henschke wahrhaftig die berühmten weißen Mäuse. Weiße Mäuse saukten durch die Luft, weiße Mäuse überfluteten den Fußboden, weiße Mäuse füllten im Nu die Backbleche...

Wachtmeister Henschke fühlte, wie sich sein Magen schmerzhaft umdrehte, und wie er selbst rettungslos seekrank wurde. Da donnerte die Stimme des Pierun: „Fertig!“ Und im selben Augenblick standen statt der geisterhaft herumwirrenden weißen Mäuse fünf weißgekleidete und in Schweiß geratene Bäckerbildsäulen da; kein Muskel zuckte an ihren Körpern. Ihre zehn Augen blickten starr auf die Taschenuhr in der Hand des Polizisten. Der schüttelte andauernd den Kopf.

„Das ist doch aber ganz unmöglich!“ sagte er. „Meine Uhr zeigt erst zwei Minuten acht- unddreißig Sekunden nach fünf! Wieviel Stück haben Sie fertiggestellt?“

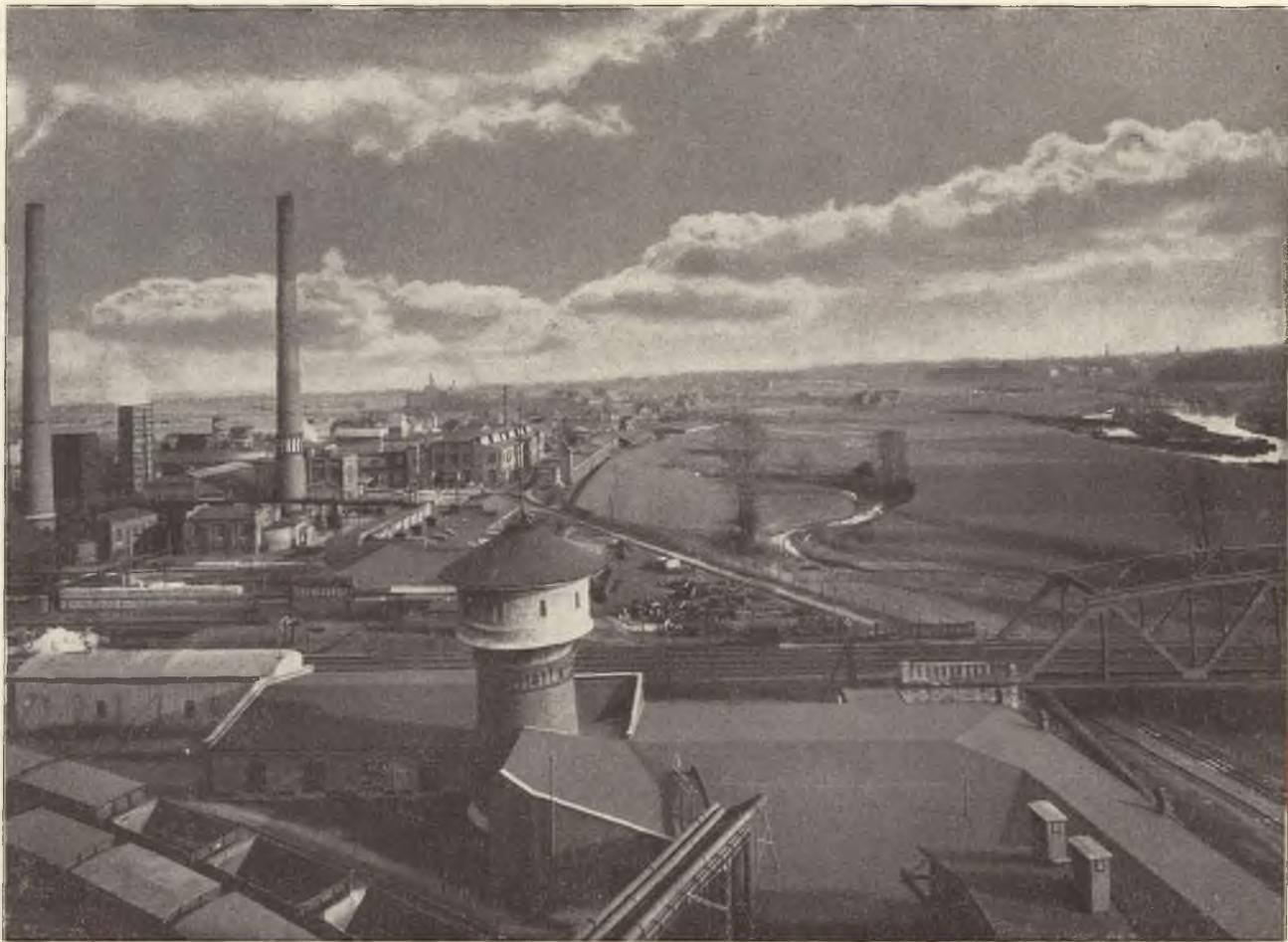
„Genau so viel, wie wir damals um fünf Uhr fünf Minuten fertig hatten, Herr Wacht-

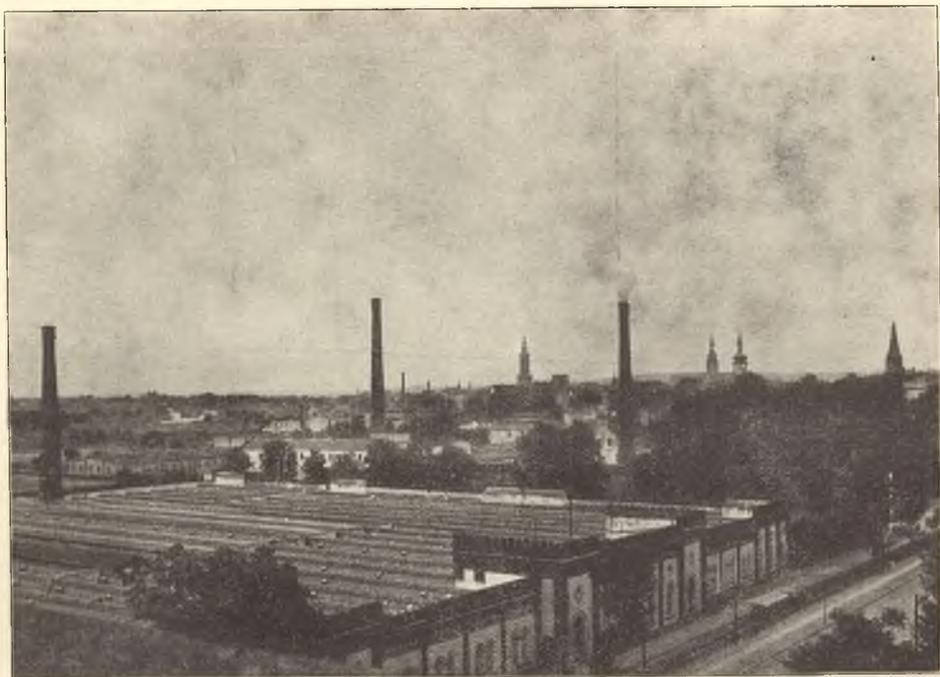
meister: 100 Hörnchen und 250 Semmeln“, antwortete „der Angeklagte“ stolz. Die Kommission mit Ausnahme des Wachtmeisters Henschke schritt feierlich an den großen Backtisch und zählte mit Andacht die tadellos hingesezte Backware. „Wahrhaftig, es stimmt!“ sagte der Schupo voller Hochachtung, und wendete sich, Zustimmung suchend, nach seinem Kollegen Henschke um. Doch der hatte genug von der Kontrolle; ihm kam es vor, als seien die unzähligen weißen Mäuse von vorn in seinen Magen gekrochen und führten dort einen Foyrott auf. Jrgendwohin mußten sie ja auch gekommen sein; er hatte sie während der zwei Minuten 38 Sekunden deutlich genug gesehen...

Beim freudigen „Fertig!“ des Pierun hatte daher der seekrankte Beamte schleunigst den Ort dieser unwahrscheinlichen Ereignisse verlassen und atmete tief die reine Luft im Freien, in dem es keine Angeklagten gab, die gegen ein ungerechtes Urteil berufen hatten. Lange jedoch erkreute er sich nicht seiner friedlichen Einsamkeit, denn Frau Gorezki hatte es heute nicht auf ihrem molligen Lager ausgehalten. Sie schlich sich wie selbhaft an den Schupo heran und fragte: „Nu, wie ist's gegangen, Herr Wachtmeister? Hat der Pierun große Bogen gespuckt?“ Leider vertragen sich weiße Mäuse im Magen schlecht mit Höflichkeit. Daher schnauzte Herr Henschke die freundliche Amanda gewaltig an:

„Ich kenne keinen Pierun! Und große Bogen spucken? Das tut ein so bescheidener und tüchtiger Mensch, wie der Herr Bäckermeister Poremba, bestimmt nicht!“ Damit drehte er sich heftig um, sodaß die verblüffte Amanda nur noch seine durch die Pelerrine verhüllte Rückseite sah. Das erste Mal in ihrem Leben hatte sie keine Worte. Erst als die noch fehlenden Herren der Kommission in der Türöffnung erschienen, klappte sie geräuschvoll ihre falschen Zähne zusammen und trat den Rückweg an. Sie fühlte sich geschlagen auf allen Fronten.

Ihr Gegner, der angeklagte Pierun, aber machte hinter der sich leutselig verabschiedenden Kommission drei tiefe Diener und unterdrückte mit großer Mühe sein Lieblingswort; als jedoch die Herren genügenden Abstand von ihm genommen hatten, was tat er da? Er schaute vergnügt in die Luft, verzog ein wenig den Mund und spuckte wahrhaftig und buchstäblich hinter der Kommission her, das erste Mal in seinem Leben einen großen Bogen. . . .





Neustadt O.



Cellulosefabrik Krappitz a. O.

Schmerzliches Idyll

Eine Eichendorff-Erzählung aus Heidelberg.

Von Hans Raboth.

In seiner Studentenwohnung auf der Mannheimer Straße in Heidelberg saß der junge Joseph von Eichendorff, schmauchte eine Pfeife und blätterte in einem dickeibigen Kompendium, das ihm sein Lehrer, der berühmte Jurist Thibaut, empfohlen hatte. Es war ein später, trüber Januarnachmittag mit viel Schnee, die Luft war aber dunstig und feucht und schien ein baldiges Tauwetter anzukündigen. Der sonst so fleißige Student war heut gar nicht recht bet der Arbeit. Immer wieder stand er auf und trat ans Fenster, um hinauszusehen, dann kehrte er zum Tisch zurück, versuchte wieder zu lesen, bis er merkte, daß er den Sinn der vertrackten Sätze doch nicht fassen konnte. Die nächsten Buchstaben formten sich zu wildphantastischen Bildern: Bildern von tollen, übermächtigen Maskenfesten, von Musikanten, die lustig blasend durch ein blühendes Waldtal ziehen, von Mädchen, die süß verschlafen vom Altan den wandernden Burschen nachblicken, von stillen, verzauberten Schlößern mit wunderschönen Frauen und vorwitzigen Kammerzofen.

„Ach Gott!“ rief er endlich unwillig und zugleich belustigt aus, „man sollte es nicht für möglich halten, was für kuriose Dinge in einem so trockenen, ehrwürdigen Herrn zu finden sind! Wenn ich das wieder Voeben erzähle, so wird er nichts Giltigeres tun können, als mir erklären, daß ich zum Poeten geboren sei, und daß ich die spitzfindigen juristischen Perücken schleunigst und für alle Zeiten von meinem Arbeitstisch verbannen sollte. Aber die Schuld an allem trägt doch nur A! Wer hätte es gedacht, damals als ich sie auf der Kirchweih in Rohrbach kennen lernte, daß ich mich so tief in ihre dunklen, leuchtenden Augen vergucken würde!“

Er räumte das Kompendium und verschiedene andere Gesetzestexte und Kolleghefte endgültig beiseite und holte sein Tagebuch hervor. „Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Voeben“ trug er ein, „wie wir zurückkehren, geht A. mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein vergebliches Nachrennen.“

Giltig verbarg er sein Tagebuch, als es klopfte, und Voeben, ohne das Herein abzuwarten, in das Zimmer trat. „Joseph, Herzensbruder!“ rief er und umarmte ihn lebhaft, „wieder bet der Arbeit? Pandekten und Paragraphen und ein Dichter wie du! Ich habe die Gedichte gelesen, die du mir gegeben

hast. Sie sind herrlich, göttlich! Unvergleichlich die Kraft deiner Sprache, deine Fähigkeit, die tiefsten Geheimnisse der Natur zu enträtseln, in ihre verborgensten Gründe vorzudringen und das Walten ihres wunderbaren Organismus zu belauschen. Ja, du bist ein echter Dichter, ich spreche dich mündig. Du bist würdig, in die Geheimnisse unseres eleusischen Bundes eingeweiht zu werden!“ Die großen Schwärmeraugen in dem schmalen, edel geschnittenen Gesichte Voebens glühten vor Begeisterung, im Klang seiner Stimme, die übrigens seine sächsische Herkunft nicht ganz verheimlichen konnte, lag ein ungewöhnlicher feierlicher Ernst.

„Du beschämst mich“, erwiderte Joseph, „gewiß, ich gebe zu, diese Gedichte sind das Beste, was ich bis heut geschaffen habe, aber ich weiß sehr wohl, daß sie noch recht unvollkommen sind, daß ich noch sehr viel lernen muß im Leben, um Goethe oder Tieck auch nur von fern zu gleichen.“

Lächelnd schüttelte Voeben den Kopf. „Du bist stolz und bescheiden zugleich. Aber gib dich nur immer dem hohen Rausch des Schaffens hin, vergiß die Welt um dich, den Kleinram der Dinge, und lausche der heiligen Harmonie der Sphären. Sieh, wir Dichter sind die Deuter der dunklen Mienen, welche die Natur in ihren geheimsten Verliehen aufbewahrt. Was willst du lernen? Wie der Schmied sein Pferd beschlägt und die Köchin die Rosinen in den Kuchen steckt? Das mag vielleicht einen Krämergeist interessieren, aber nicht einen wahren romantischen Dichter, der recht eigentlich im Himmelreich des Wahnsinns zu Hause sein sollte.“

„Gott bewahre!“ rief Eichendorff in komischem Erschrecken, und dann ernst: „Ich weiß nicht, ob ich dir darin ganz zustimmen kann.“

„Es ist mein voller Ernst!“ erwiderte Voeben. „Spricht nicht der göttliche Shakespeare von des Dichters Aug', das in schönem Wahnsinn rollt? — Doch komme jetzt! Dionysius und Atralis werden schon auf uns warten.“

„Wer? Dionysius und —“

„— und Atralis. So lauten die Bundesnamen unserer eleusischen Brüder Budde und Strauß.“

„Und du, Otto?“

„Ich bin Iffidorus Orientalis!“ war Voebens Antwort, und auf seinem Antlitz lag ein fremder und feierlicher Glanz.

*

In Loebens Wohnung wurden die beiden von Friedrich Strauß und Heinrich Budde erwartet, zwei junge Theologiestudenten aus dem Westfälischen, die sich unter dem Einfluß Loebens einem schwärmerischen Mystizismus hingegeben hatten. Man umarmte sich schweigend, und beim Licht einer Kerze begann Iñdorus das neueste Kapitel aus seinem Roman „Guido“ vorzulesen. Es war darin von seltsamen Dingen die Rede: von der Befreiung der Seele aus den Fesseln der nüchternen Wirklichkeit, von der Auflösung der sichtbaren Welt in Gesang und Musik, so daß alles zugleich Dichter und Gedicht werden sollte. Guido schreitet in ewigen Verwandlungen träumend durch die Natur, er wird Blume, Edelstein, Quelle und Baum und wächst in immer neuen Metamorphosen der Geliebten entgegen.

Joseph fühlte sich von der Dunkelheit, von der getragenen, klanglosen Stimme des Vorlesenden, von der gestaltlosen, phantastisch zerfließenden Dichtung wie benommen. Einige erstaunliche Sätze blieben ihm im Gedächtnis haften, ohne daß er hinter ihren Sinn kommen konnte. „Taktik und Musik müssen sich sehr nahe berühren. Vielleicht ist der Tanz das Symbol ihrer Näherung. Vielleicht lösen sie sich zuletzt auf in einen großen wahnsinnigen ewigen Tanz.“ Ihm schien es, als hätte er im Novallis ähnliche rätselhafte Sätze gelesen, aber dort als tiefstünige Deutung dunkelsten Geschehens, während hier alles wirr und willkürlich war.

Ein langes, tiefes Schweigen folgte, dann aber wurde Wein gebracht, und wie dieser allmählich die Zungen löste, begann das seltsamste eleufische Treiben. Die Freunde gestikulierten und sprachen wild durcheinander: Iñdorus erzählte einen wunderbaren Traum von einem blutenden Schwan, den man sofort als überstunliche Offenbarung auszulegen begann, Dionysius rezitierte überschwingliche Rhapsodien, Astralis stimmte ein feierliches Lied an. Dann begann wieder Iñdorus mit der Miene eines Sehers von dem Fortgang seines Romans zu sprechen. Er erging sich in kühnen, leidenschaftlichen Improvisationen und schloß damit, daß alles in der Welt romantisch, d. h. sublimiert werden solle. Sie beginne erst eigentlich dort, wo sie zum Gedicht werde, und sei dann selbst romantische Poesie, wie jede verklärte Gegend, wie das Waldhorn, die Minne und alle Entfernung des Geliebten, Nahe. Erschöpft sank Loeben auf einen Stuhl nieder, seine Augen rollten in trankener Schwärmererei. Nun gingen sie taumelnd hin und her, umarmten sich unter Freudentränen und schwuren ewige Freundschaft. „Als Florenz bist du in unseren Bund aufgenommen“,

sprach Loeben mit leiser, geheimnisvoller Stimme, und alle reichten sich von neuem die Hände.

*

Wie betäubt schritt Eichendorff über den dunklen, schmalen Pfad dem Geisberg zu. Der feuchtkühle Westwind strich ihm durch die bloßen Haare und tat ihm überaus wohl. Joseph überdachte die soeben erlebten Vorgänge, versuchte in ihr wirres Durcheinander Ordnung zu bringen und lächelte still und verträumt vor sich hin. Gewiß, in Loeben war so vieles, was man bewundern mußte: seine Begeiferungsfähigkeit, sein Edelmuth, seine Selbstlosigkeit. In seinen Dichtungen gab es Sätze, die wie geheimnisvolle Urworte klangen, aber wie vieles war daneben wirr und unausgegoren, nicht wahrhaft erlebt, sondern nur erdacht und erklügelt. Zum ersten Male erkannte Eichendorff, daß sein Weg sich von dem Loebens trennen mußte, wenn er wirklich an das Ziel, das dunkel vor seiner Seele stand, gelangen sollte. Aus einem hell erleuchteten Hause lönte Klavierspiel. „Professor Gries!“ sprach der junge Student leise vor sich hin und lauschte der herrlich gespielten Mozartschen Phantasie-sonate. Dann eilte er weiter, bog um den Geisberg herum und erreichte in kaum mehr als einer halben Stunde Rohrbach. Ein feiner, mit Schnee untermischter Regen fiel. Joseph empfand eine unendliche Sehnsucht nach Kathie. Er hatte das Gefühl, als müßte er sie unbedingt jetzt sprechen, ihr zärtliche Worte sagen, aus ihrem Munde die Bestätigung ihrer Liebe hören. Die vielen schönen Stunden, die er mit ihr verlebt hatte, traten ihm lebhaft vor die Seele, die himmlisch ausgelassene Kirchweih in Neuenheim, die stillen, beglückenden Spaziergänge auf das winterliche Schloß oder in die weite Ebene hinaus. Da war ja ihr Haus. Nur eine Stube war erleuchtet, dort mochte sie mit ihren Eltern sein. Er ging mehrmals um das Haus herum, unschlüssig, mit sehnsüchtiger Bangigkeit im Herzen. Dann entfernte er sich langsam, in dumpfer, wortloser Trauer, malte mit starren Fingern ihren Namen in den Schnee. Lange Zeit saß er im „Gasthof zum Ochsen“ als einziger Gast stumm vor einem Glase Wein. Die Fenster waren geschlossen, draußen rauschte der Bach geschwätzig durch die Winternacht.

*

Eichendorff stand mit Kathie auf der Schloßterrasse, und sie blickten ergriffen und berauscht auf das herrliche Land zu ihren Füßen. Es war Anfang April. Drüben der Heiligenberg schimmerte im hellen Rot der Mandelblüte, unten lag die Stadt mit ihren

uralten Türmen und Giebeln, die langgewundene Hauptstraße schlängelte sich wie ein schmales Band längs des Neckars hin. Gitarrenklang, ein heiteres Studentenlied flog von irgendetwo herüber.

„Ich werde mich nächstens mit Anton verloben“, sagte Kathie leise und vermied Eichendorff anzusehen, „meine Eltern wollen es, und schließlich ist es auch das Richtige. Du wirst ein Dichter werden, ein großer, berühmter Dichter, der in der Hauptstadt leben wird bei Fürsten und Großen. Aber ich muß hier bleiben.“

„Ja, du mußt hier bleiben, das empfand ich nie so wahr und so schmerzlich wie jetzt. Du bist wie das Land hier, ganz Natur und Anmut. Ihr beide seid für mich unzertrennbar, ihr habt mich zum Dichter gemacht.“

„Ich werde nicht mehr lange in Heidelberg bleiben, Joseph! Anton Ellwanger geht als Förster nach dem Schwarzwald, und ich werde ihm bald als Frau folgen. Ich liebe ihn, und ich werde ihm treu sein, aber doch wird mir dein Andenken immer teuer bleiben.“

„Ich habe viel um dich gelitten in der letzten Zeit, Kathie! Jetzt, wo wir uns trennen müssen, kann ich dir es offen sagen. Wie oft bin ich einsam und trostlos nach Rohrbach hinausgelaufen. Hätte ich dich nur von fern gesehen, ich wäre glücklich gewesen und hätte nichts anderes mehr gewünscht, aber du warst fern, und ich mußte den Schmerz ganz allein tragen. Auch mein Freund Voeben und selbst mein Bruder Wilhelm wissen von alledem fast nichts, in wenigen Tagen reise ich mit Wilhelm nach Paris. Ich will die Hauptstadt der Welt, ihr Leben und Treiben kennen lernen, denn wer ein Dichter sein will, muß die Augen offen halten und sich überall umschauen. Lebe wohl, Kathie!“

*

Am Nachmittage eilten die Freunde aus dem Kolleg des Professors Görres nach Rohrbach, um dort in einem Zimmer des „Dörsen“ Abschied zu feiern. Psidorus war tief gerührt, er faßte Joseph unter dem Arm und schritt mit ihm voran, während Wilhelm mit Strauß und Budde folgte. „Die Worte des großen Görres trage ich tief in meinem Herzen“, sagte Joseph, „sie sollen mir den Weg durch das Dunkel, das meinen Weg deckt, und durch das Dunkel unserer Zeit weisen. Wie lauteten doch seine prophetischen Worte? Das Kunstwerk muß mit wenigen Zügen die Ahnung einer ferneren Verborgenheit in unserer Seele wecken, hinter dem Ausgesprochenen muß ein Unausprechliches wie ein zarter Nachklang schweben. Ja, es muß sich über das dunkle und beängstigende

Gewühl unserer Tage wie ein unendlich reiner Klang erheben, der alle Disharmonien dieser Welt friedvoll löst. Hier in Heidelberg habe ich mich als Dichter gefunden und weiß auch, wie ein wahrer Dichter aussehen muß: er muß ein Mann der Tat und ein Mann des Geistes sein wie Görres. Unsere Zeit ist krank und morsch, Psidorus, der große Korse schreitet über die Erde hinweg und setzt Jahrtausendalte Einrichtungen fort. Wir müssen aber wieder Boden unter den Füßen gewinnen, wenn wir leben wollen. Sollen wir Dichter uns da verschließen, sollen wir abseits stehen und nur in einem schönen Traumreich leben? Nein, wir müssen der grausamen Wirklichkeit ins Auge blicken, den Finger auf ihre Wunden legen und fest und unerschütterlich sein im Glauben an die neue Zeit, die da kommen soll. Denn wir Dichter sollten Seher und Mahner sein, den Blick des Volkes aus dem trüben Schmutz des Tages wieder auf Gott und seine ewigen Befehle lenken. Das soll in Zukunft meine Aufgabe sein: die Gegenwart und ihre Räte zu zeigen und zugleich über ihr das himmlische Reich des ewigen Geistes wie eine leise, tröstliche Ahnung aufleuchten zu lassen. Diesen Weg werde ich gehen, denn eine Stimme in meinem Innern weist mir ihn. Seitdem ich weggehe werde ich oft schmerzlichen Abschied nehmen müssen und mich schuldig fühlen, obwohl ich unschuldig bin. Auch unsere Wege werden vielleicht auseinander gehen, und vielleicht wirst du mir daran die Schuld geben, aber jeder muß seiner inneren Stimme treu bleiben.“ Zutiefst bewegt drückte ihm Voeben wortlos die Hand.

Die Freunde waren im „Dörsen“ angelangt. Noch einmal angeblickt der Trennung wurde ein echt eusebisches Fest hervorgezaubert. Man bestellte Kaffee und Wein. Wilhelm setzte sich ans Klavier, und Joseph sang in drolliger Uebertreibung Arien aus dem „Donauweibchen“ und der „Zauberflöte“. Dann kamen die andern an die Reihe. Jägerhöre wechselten mit grauslichen Balladen und Kanons, und schließlich artete das Ganze in einen tollen scherzhaften Zank aus. Man schimpfte wild durcheinander, ohne überhaupt auf den andern zu hören, und brach am Ende, als der Wirt, um seine Tassen und Gläser besorgt, ins Zimmer guckte, in ein schallendes Gelächter aus. Psidorus improvisierte eine große Abschiedsrede, in der Scherz und Ernst seltsam gemischt waren. Er gedachte der Heidelberger Zeit und erinnerte an manches gemeinsame Erlebnis, er sprach von der Zukunft, von den Wünschen und Hoffnungen, und brachte zuletzt ein Hoch auf die Brüder Eichendorff aus, in das alle begeistert einfielen.

Am späten Abend ging es in die Stadt zurück, auf der langen Allee und durch die blühende Ebene, entlang an den einsamen Hängen des Bergfriedhofs. Das Abendrot lag auf den fernen Nebenhügeln und zeigte das Neckartal noch einmal in unbeschreiblicher Schönheit. Joseph war ernst und nachdenklich. Im Herzen überdachte er noch einmal alles das, was er hier in Heidelberg gefunden hatte: die Liebe Kathies, die Freundschaft

Loebens, die unvergeßlichen Lehren Görres' und seinen eigenen Dichterberuf. Der tiefe Schmerz des Abschieds überkam ihn mit plötzlicher Gewalt, und er fühlte die Tränen in seinen Augen. Aber das große Ziel, das er sich gesetzt hatte, stand vor ihm und erfüllte ihn mit neuer Kraft und Zuversicht.

„Morgen früh um sieben Uhr geht unsere Eilpost“, antwortete er auf eine Frage Loebens.

Ein Landsfremder

Tier- und Jagdnovelle von Franz Görlich.

Wölfe sind da. Seit Menschengedenken hat man keinen mehr bemerkt. Vor etwa sechzig Jahren soll ein Förster einen vorbeigeschossen haben. So erzählt man sich im Dorfe, und die Gemüter sind in arger Aufregung.

Wölfe!

Ihr Heulen geht durch die Nacht. Unheimlich und drohend. Die mutigsten Hunde ziehen angstvoll die Rute ein und verkriechen sich wimmernd in die Bude. Vom bissigen Rötter des Obermüllers fand man nur noch klägliche Reste hinter der Scheuer.

Gräßlich ist das Heulen, das da anfängt, sobald es dunkel ist. Erst klingt es dort weit draußen — wohl im Walde. Dann auf dem Mittelfelde. Dann — dann hinterm Dorfe. Man steht in der Haustür. Horcht und spürt in die Nacht. Gänsehaut kriecht über den Körper. Man fühlt nach der Wade, wo sie am dicksten ist, und nach anderen gefährdeten Körperstellen.

Sucht die stärksten Lederhosen aus dem Schrank. Holt den alten Speiß vom Schüttboden, der da in weher Erinnerung an vergangene Zeiten ein langweiliges Dasein führt. Läßt ihn beim Schmiede schleifen und spizen. Beguckt sich den rostigen Vorderlader aus Großvaters Zeiten mit Wärme und Hoffnung. Prüft Tor und Tür. Bestellt beim Tischler neue Fensterläden. Läßt da und dort Eisengitter anbringen. Sieht sich nach Schießscharten um, geht unruhig zum Nachbar und versucht, die Geschichte ins Lächerliche zu ziehen.

Aber — kaum ist man wieder daheim, so kommt das merkwürdige Gefühl wieder, das schon seit Tagen in den Knochen sitzt. O, das ist etwas Ekelhaftes! Es benimmt einem den Atem. Schnürt die Därme zusammen und macht das ganze Gestell lahm und lat-

schig. Wie nach der Grippe fühlt man sich Scheußlich einfach!

Das sind die Angsthasen, denen es so geht, freilich. Aber — auch die Tapferen haben ein ähnliches Rumoren und Ziehen im Gedärm. So einem verhungerten Wolfe irgendwo zu begegnen, wäre nicht gerade angenehm! „Quatsch doch keinen Blödsinn!“ spricht da einer. „Wo wird denn ein Wolf da sein. Die Kerle heulen drüben hinter Lublink in Polen, und Polen ist weit. Ghe so ein Biest da ist, können acht Tage vergehen.“

„Tummkopp! Acht Tage! Du hast 'n Ahnung! In einer Nacht ist so 'n Scheusal da. Achtzig bis hundert Kilometer macht so ein Biest in einer einzigen Winternacht. Hast gehört? Nimm dir 's Tierbuch! Dort steht 's groß und breit. Und wer hat den Hund vom Obermüller aufgefressen? Wer?“

„Ja — wenn 's so ist! Achtzig bis hundert Kilometer in einer Nacht. Teufel, dann wär 's möglich!“

Und der sagt keinen Ton mehr. Zieht die Waden ein und schaukelt nachdenklich seinem Bau zu. Legt den alten Schulatlas in der „guten Stube“ auf den Tisch. Holt den Zollstab vom Fensterbrett aus der Zigarrenkiste. Spreizt die Finger. Spuckt schnell noch einmal mit aller Schwungkraft über den Polsterstuhl in die Stubenecke. Mißt und zirkelt. Verdreht sich dabei das Genick und stöhnt wie ein schlaftrunkener Löwe.

Wahrhaftig, das stimmt wirklich! Mehr als zehn Meilen sind's nicht. Also kaum achtzig Kilometer. Und so ein Raubtier soll hundert in einer Nacht machen. Natürlich in einer langen Winternacht. Aber mag's auch sein!

Und man spuckt noch einmal nach der andern Himmelsrichtung. Und dann schnell noch mal nach Osten. Und damit die Symmetrie

nicht aus den Angeln geht, auch nochmal nach Westen. Und zum Schluß nochmal durchs Fenster und trifft gerade die Kleinmagd, die in den Keller geht, um Magermilch für's Abendbrot zu holen. Die merkt den Strahl. Knurrt etwas wie „Ferkel“, rafft die Kleider und sucht möglichst schnell aus der gefährlichen Schuhweite zu kommen.

Dann legt man den Atlas wieder hübsch bedächtig in den Schub ins unterste Fach zu Schulzeugnis, Militärpaß, Brieftasche, Abzeichen, Notizbuch, Patenbrief und Brustbeutel, gibt der Schublade einen Stoß, daß der ganze Schub wackelt und Photographien und Statuen umfallen, daß es aussieht, wie nach der Schlacht bei Leipzig.

Dann zündet man sein Pfeifchen an. Macht noch eine Runde ums Gehöft. Gibt dem Gefinde strenge Befehle, Tür und Tor und Fenster recht sorglich zu schließen und setzt sich alsdann vertattert an den großen Küchentisch. Ja — Steinbach ist in Aufregung. Wölfe sind da. Das steht fest. Ein Wolf bestimmt. Den hat der Höflich-Schneider gesehen. Und er erzählt es allen, die es hören wollen.

„Wie 'ne Kalbe so groß ist der Wolf. Ueber die Rohlwiese rannte er mit ungeheuren Sähen. Die Zunge hing ihm einen halben Meter aus dem Rachen. Und — da habe ich die Beine in die Hand genommen und bin gerannt wie a Tälcher.“

Ja, Steinbach ist wirklich in gräßlicher Unruhe. Denn Tatsache ist es eben, pure Tatsache, daß so ein Ungetüm aus Polen sein unheimlich Wesen treibt. Zwei Schützen haben das wilde Tier auch gesehen. Zwei Jäger, die es bestimmt unterscheiden konnten, ob es eine verwilderte Fleischerruppe oder ein Wolf aus Polen drüben ist.

Da waren sie hinausgezogen zu Zweien, Dreien und Vieren, die Dorfschützen. Hatten die Finger in die frische Fährte gelegt. Gemessen, verglichen, viel gedacht und wenig gesprochen und saht den Kopf geschüttelt. Und weiter waren sie gezogen. Durch Wald und Feld. Durch Junghau und Hochholz.

Abends sitzen sie im Straßengasthaus zum „Gelben Löwen“. Wohl an die zwanzig erfahrene Jäger. Und die Rede ist ernst und gewichtig. Große Schoppen stehen auf den Tischen und dampfende Groggläser. Als der alte Seger neben dem Ofen rasselnd die Mitternachtsstunde schlägt, ist alles festgelegt und beraten: Morgen früh punkt zehn Uhr Sammeln im „Gelben Löwen“. Schwerster Schrot in die Flinte. Möglichst Rehposten. Kugellauf bleibt geschlossen. Es könnte sich sonst leicht ein Böschchen verirren und den Nachbarschützen oder einen Treiber vorzeitig

und gewaltsam in ein besseres Jenseits befördern.

Dann trinken sie noch ein Stündchen, die Tapferen von Steinbach. Heißer werden die Köpfe und kühner der Mut. Mit heißerer Kehle schreit der Ferschke-Bauer: „Und ich saß'n bei der Gurgel. Steck'm die Hand ei's Maul und reiß'm die Därme aus'm Halse. Verklufft, das wäre gelacht, wenn ich's nicht könnte!“ Und der und jener brüllt, daß er das und jenes tun würde, wenn das Ungetüm ihn anstiele.

Aber — als sie um halbzwei nachts vor der Tür stehen und wieder das gräßliche Heulen vom Walde her hören, wackeln die Hosen doch ganz bedenklich. Noch ein Weilchen horchen die Männer. Dann gehen sie stockstill heim. Und es scheint, als ob das Heulen und heißere Taulen immer näher käme. Darum schneller! Und der Ferschke-Bauer ist der erste hinter der verschlossenen Haustür.

Der Frost schreitet flirrend durch die Nacht. Hell und zuckend funkeln die Sterne. Die dünne Schneedecke knistert. In Bach und Teich knarrt und knackt es. Eine prächtige Winternacht geht über Steinbach, das geduckt dakanert an der Berglehne, in Erwartung und Wolfsjieber.

Wie ein Glutball steigt die Wintersonne aus ihrem Nest. Milliardensach funkeln die Schnee- und Eiskristalle auf Fläche, Baum und Strauch.

Dann schreiten sie durchs Dorf, die Mutigen, die Helben und Waghalsigen. Und man sieht ihnen nach, die da gehen in Tod und Gefahr. Stolz und warm blüht es in Frauen- und Mädchenaugen. Jetzt stehen sie vor dem „Gelben Löwen“. An die dreißig Schützen und vierzig Treiber. Dickgejoppt und hochgestiefelt. Mit ungeheuren Pudelmützen, kräftigen Handschuhen und gewaltigen Lühern um den Hals.

Kurze Pfeifen hängen in den Mundwinkel. Da und dort qualmt eine Zehnmännerzigarre vom Dorfkrämer, der im allgemeinen ein jämmerliches Kraut führt. Und sie warten, bereit zu Tat und mutigem Angriff. Mancher hat daheim schnell noch seine Verhältnisse in Ordnung gebracht. Denn man weiß nie, was der heutige Tag bringen kann. Wenn so ein Ungeheuer einem an den Hals spränge, ein wenig stark zerre und nutsche, Teufel, das wäre fatal! Oder ans Genick hopse und da ein bißchen nörgele und liebkose. Ja, das wäre eine gefährliche Geschichte! Man hätte doch lieber daheim bleiben sollen. Hintern Ofen bei Muttern. Mochten doch die andern das Vieß auf die Schnauze hauen! Was geht einen eigentlich so ein russischer oder polnischer Lausigel an!

Aber nein! Das kann der blödsinnige Ehrgeiz und die schadhafte Neugier, die doch ganz grauam rumoren und piesacken, nicht zulassen. Man könnte ja was verpassen. Nein, lieber das Leben riskieren. Lieber den eigenen Kopf hinhalten, wenn es auch schwerfällt.

Der Rehmet-Schuster steht auf der Landstraße vor dem „Löwen“. Wehmütig sieht er heimwärts. Dort drüben auf dem Berge liegt sein Häuschen. Wie ein Schloßchen so sauber und fein. Es sind überhaupt ordentliche Leute. Er und sein Weib. Nur einen Fehler haben sie beide: das Mundwerk plätschert bei ihnen wie ein mutwilliges Wasserlein.

Wenn seine Karline plätschert, so plätschert er auch. Er denkt, was die Karline kann, das kann ich auch. Da sind sie halt schnell übereinander, und sie treiben sich geschwind mal ein bißchen ums Haus. Manchmal ist die Karline vorne, ein andermal der Karle. Aber meistens der Karle. Denn — ich will's bloß ganz leise sagen — die Karline ist eine Herbe. Die hat einen Schritt wie ein Holzfäller und eine Hand wie ein mittleres Kuchenblech. Wo die Hinhaut, dort bleibt kein Auge trocken. Dort blüht es wie Feuer- und Blutrosen hinterm Schlage.

Und man muß bedenken: Er hat nur reichliches Kälbergewicht, und sie, die Schustersin, wiegt fast zwei Zentner, und nach ihrer Größe gemessen, könnte sie getrost beim ersten Garderegiment eintreten. Und eine Wut hat sie, und fluchen kann sie wie ein Landsknecht. Und da kommt es halt sehr oft zu Sturmangriff und Renneri. Ist aber der Auszug ums Häusel vorbei, und Karle hat seine Keile weg, dann — dann sind sie wieder wie die Turkeltauben miteinander. Dann weiß die Amazone gar nicht, was sie dem Geschlagenen alles antun soll.

Dann bringt sie ihm die besten Leckerbissen. Dann singt sie ihm auch manchmal ein schönes Liedel vor. Ein Kirchenlied oder das Goethesche: „Sah ein Knab' ein Nöslein steh'n“. Daß dabei aus dem Nöslein ein „Neeslein“ wird, merkt natürlich niemand. Aber dem kleinen Schuster gefällt es. Er horcht und kriegt dabei ganz blanke Schnufsuchtsaugen. Dann sagt er meistens: „Karline, sing noch amal: „Du, du liegst mir . . .“ Und das tut die Meisterin sehr gern. Sie setzt sich in den großen Lehnstuhl, der so recht zu ihrer Gewaltigkeit paßt, zwingt sich die Hornbrille auf, nimmt das Strickzeug zur Hand und fängt dann an, recht schmalzig und aus keuschester Frauenseele zu singen.

Und das geht dann allen bis hinab in die große Bebe. Denn singen kann die Rielenkarline. War sie doch vor etwa zwanzig

Jahren die erste Sopranistin des Steinbacher Kirchenchores. Und das will was heißen! Daß sie seitdem mit ihrer Stimme ein wenig aus dem Winkel gekommen ist, das weiß und fühlt die Schustersin allerdings nicht. Aber für den Rehmet-Schuster sind das immer schöne Stunden. Er und die neunköpfige Nachkommenschaft sitzen dann schweigend und lauschen in seligster Andacht den Liedern der mütterlichen Sängerin.

Und der Schuster steht und sieht hinüber nach seinem Häuschen. Da werden ihm die Augen feucht. O, wäre er doch auf seinem Schemel sitzen geblieben! Aber — es mußte sein. Die Karline wollte es, und die weiß, was für den Ruf des Mannes notwendig ist. Und er steht und ängt. Den Knüppel in der Hand, das Schultuch wie eine Riesenschlange um den Hals und die Ohrenklappen über den Lauschern. Der Schnurrbart hängt herab. Strähnig und gewaltig wie ein Walroßbart.

Da fängt die Jagd an. Die Schützen treten heraus. Viel Heißes und Scharfes haben sie noch einmal zur Mutauffrischung hinter die Binde gegossen. Dann stehen sie im Haufen. Die Jäger und die Treiber. Kunkel, der Jagdleiter, ein Mann mit rollenden Augen, donnernder Stimme und einem Dauerwitz auf der lockeren Zunge, hält die Ansprache. Zur „Verorientierung“, wie er meint:

„Gesagt wird Wolf — nur Wolf, sage ich“, und der Tonfall ist gewaltig und voll Grimm.

„Möglichst wenig Geschrei machen“, — und er sieht voll Stolz und eigenem Erstaunen in die Runde über den Ausdruck, den er so unerwartet gefunden hat — „so kann's losgehen. Aber feste, sage ich! Kugel und schwerster Hartischrot!“

Und er bläht die knallroten Backen auf. „Aber Vorsicht, Vorsicht, meine Herren! Kugel und Menschenfleisch ziehen einander an.“

Alles lacht. Kunkel ist eben ein witziger Mann.

Und los geh's!

„Treiber vor! Zwei! Ein Schütze! wenn ich bitten darf. Etwas flotter, meine Herren. Die Nacht kommt uns sonst auf den Hals.“

Gilig schreiten die Männer. Weißgoldnen scheint die Wintersonne. Der Schnee knistert und quiescht unter harten Sohlen.

Und der, dem das Treiben gilt, liegt am Langen Berge an der Sonnenlehne unter Ginstern und Gezwerg und läßt sich den Pelz wärmen. Der hört und sieht noch nichts von dem, was da unten im Tale vor sich geht. Ein härres Blatt fällt von der Eiche am Wege. Da blinzelt der mächtige Wolfsrüde. Tut einen tiefen Schnaufser und duselt weiter.

Von Minnefahrten drüben in Polen träumt er. Von argen Beißereien mit Artgenossen und starken, fast ebenbürtigen Dorfhunden. Von Kraut und Rot, das ihn schon so oft bedrohte, trotzdem er erst im vierten Felde seines Wolfsdaseins geht. Denkt an die tüftliche Kugel, die ihm voriges Jahr zu Weihnachten fast das Leben weggerissen hätte.

Zwei Wochen lang hatte er unter dichtem Strauchgewirr gelegen, kaum imstande, durch Leiden den warmen Schweiß zu hemmen, der ihm aus schmerzlichem Bruche sickerte. So toll war ihm das Geschloß des Hegers in die Venen gefahren. Langsam war es wieder aufwärts gegangen, ganz langsam. Aber eine Hungerzeit war es gewesen. Nie mehr möchte er eine solche wieder erleben. Hätte er nicht eines Tages, als er fast am Ende war, die Seher fieberhaft leuchteten und er vor wahnsinnigem Hunger schon halb vergangen dahintorkelte, Naswitterung in den Windfang bekommen — aus wäre es mit ihm gewesen.

Naswitterung, verlockend und lebensweisend!

Wie ein Irerer war er ohne Vorzicht darauf losgestürzt. Hinunter in die dunkle Schlucht, wo die Wasser unheimlich rauschten und gurgelten. Und der Hirschkadaver half ihm, den Tod vollends in die Flucht zu schlagen. —

Jrgendwo schlägt ein Fuß die harte Erde. Kniffert ein Tritt. Schnäuzt sich ein Mensch. Der Rüde hebt den mächtigen Schädel. Die Seher weiten sich. Jede Sehne des gemaltigen Tierleibes ist gespannt. Jeder Nerv lebt im Erwarten. Die Gehöre sind aufs Geräusch gestellt. Lange spürt und späht der Grimme. Die Schritte haben sich verloren. Wäre er länger in der Gegend gewesen, so hätte er gewußt, daß es der alte Waldwarter war, der da jeden Wintertag hinauspolterte, um die Rehe zu füttern und nach dem Rechten zu sehen.

Langsam entspannt sich die Tierseele. Doch so ganz sorglos ist ihr nicht zumute. Das ist hier ein ganz anderes Land als Polen. Dort in den weiten Wäldern gibt es weniger zu reißern und zu rauben. Aber man ist in den Urwaldthickungen und Felsverließen wenigstens sicherer als hier.

Der Rüde knurrt verhalten und unruhig. Wieder ist etwas, was seinen Unwillen erregt. Leicht zuckt die Lunte. Verräterisch blitzen die Bichter. Scharf äugt er durch's Gefräuch. Es liegt etwas in der Luft. Etwas Drohendes, Unheimliches, noch Unkhabares zieht über seine Straße und will ihn zermalmen. Ihn, der in allem auf Kampf und Sieg gestellt ist.

Wer wagt es, ihm entgegenzutreten?

Da — klang da nicht verhalten Stimmen-gewirr von irgendwoher? War es nicht wie ein heimlich Rausen und Rufen? Und er spürt und wittert. Die Gehöre gespannt. Die Bichter starr auf die gefährliche Richtung gestellt.

Da springt er auf. Wie ein Gebild aus Erz steht er. Sinnen und Sein zitternd im Spiel des gefährvollen Augenblicks. Dann schnürt er sichernd und verhoffend hinüber in die Fuchschonung. Kein fallend Laub entgegen ihm. Die Tierseele ringt im Kampf mit der Gefahr. Beim geringsten Verdacht zuckt er zusammen. Bereit zu Sprung und Flucht.

Dann — zwei gewaltige Fluchten über den Waldweg. Jetzt ist er in der Schonung. Dort, wo die Jungtannen ihre dichtesten Schirme ausbreiten. Keine Sonne ist da. Keine Wärme, die da behaglich auf dem dichten Balg brütet. Aber sicherer ist es, viel sicherer.

Da liegt und lauscht der finstere Geselle aus Polens Wäldern. Und immer fester reißt in ihm der Entschluß: Sobald es dämmert, will er aufbrechen. Zurück nach den dunklen Dickungen und ungangbaren Schluchten Polens. Fort um jeden Preis! Mögen Fraß und Fang dort geringer sein, das Leben ist ihm tausendmal lieber. Nur raus aus dieser entsehllichen Gefahr.

Und das Unheimliche kommt näher. Rehe flüchten polternd an ihm vorüber. Zum Greifen nahe! Er läßt sie sein. Jetzt ist keine Zeit zu Sprung und Retßen.

Da wird es stiller. Nur hin und wieder ein leiser Tritt, ein warnend dumpfes Rufen. Und der Landfremde liegt in der Dickung und ahnt, daß etwas furchtbar Gefahrvolles gegen ihn im Gange ist. Die Pulke fliegen. Der tierische Instinkt drängt zu jähem Handeln. Jetzt bläht das Horn. „Vorwärts!“

Und die Männer dringen vor, schreiend und mit Knüppeln um sich schlagend. Mitten unter ihnen der Rehmets-Schuster. Der hat längst mit seinem Leben Abschluß gemacht. Wenn ihn hier das wilde Tier anspänge, wäre er unrettbar verloren. Dann ade, Karline, du geliebtes Weib, du Stern meines kleinen Menschendaseins, du Vielgeliebte mit der kräftigen und umfangreichen Hand!

Er brüllt und schreit und schlägt auf Busch und Baum wie ein Wahnwütiger. Soll's eben sein, nun, so will er als Held sterben. Sterben wie in blutiger Schlacht. Nun ein gellendes, sich überschlagendes Schreien: der Wolf, der Wolf!!

Huh, wie das klingl! Fürchterlich einfach. Dann bullert's und knallt's und kracht's, als ob es zum Sturmangriff ginge. Und der Schuster steht mitten im Ganzen wie ein

echter Frontsoldat. Schreit und schlägt und fühlt, daß da etwas Großes vor sich geht.

Da — da empfindet er einen dumpfen Schlag auf der Rehrseite seines Daleins. Dann — dann plötzlich ein wohlige Gefühl. Schwarz wird es ihm vor den Augen. Langsam — langsam sinkt er mit einem stillen Lächeln im Tannengeschirm zusammen. Und hört und sieht nichts mehr. Aus sind Angst und Unrast und Herbes.

Dann stehen sie um ihn, die siebzig Männer. Langsam kommt er wieder zu sich. Die bleichen Rippen bewegen sich. Tastend suchen die Hände.

„Wo — wo ist der Wo—Wo—Wolf?“

„Fort!“ sagt da einer fast ungewollt.

„So—so—fort?“

Dann wird es wieder still und dunkel um ihn.

Und die Dämmerung kam schnell. Bald ist es schon wieder Morgen. Hart ging der

Tod an beiden vorbei. Am Schuster und am Wolfe.

„Es ging noch einmal gut, liebe Frau. Es hätte können schlimm, sehr schlimm ablaufen. Es war nur ein Streifschuß.“

Bei diesen Worten reicht der Arzt der Schustern die Hand und verspricht, morgen wieder nachzusehen.

„Er — er wird wieder — gesund werden!“ lispelt die Niesenkarline, und mit nassen Augen streicht sie ihrem kleinen Schuster über die fieberglühende Stirn.

Und drüben in Polens Wäldern liegt der Wolfsrüde und denkt an das Abenteuer in Oberschlesiens Forsten. Die halbe Lunte war ihm bei dem grausamen Spiel abgeschossen worden. Eine halbe Meze Blei schleppt er mit sich herum. Da und dort juckt und beißt es sakrisch.

Aber — bald wird er wieder auf der Höhe sein und das unruhige Strauchritterleben weitersühren.

Labuffel

Eine heitere oberschlesische Waldgeschichte.

Der Schwarzkopf mit den braunen, wie im Traum verschleierte Augen, einem fecken, dunklen Bärtchen im schmalen, blassen Gesicht — das war der Waldeinlieger Labuffel. Wäre noch zu erwähnen, daß er sich gern in einer verblühtenen Jägerjoppe sehen ließ, dazu wasserscheue Leinwandhosen irug und bis in die Frosttage hinein barfuß ging.

Labuffel war ein armer Teufel und besaß nur einen Ehrgeiz, nämlich die Not von seiner Familie fernzuhalten, wobei es allerdings ohne irgend ein Gaunerstückchen nicht abging.

Schon die Herkunft der grünen Joppe war eine Geschichte für sich. Man wußte genau, daß sie aus dem Nachlaß des verstorbenen Hegemeisters Franzke stammte, aber ihrem jetzigen Inhaber weder geschenkt noch verkauft worden war, denn man hütete sich wohl, der Vorliebe des Waldeinliegers für die grüne Forstherrlichkeit Vorschub zu leisten, indem man ihn dazu gar noch uninformierte.

Aber Labuffel besaß die Joppe, daran war eben nichts zu ändern, und der kleine, gemüthliche Obersförster Janke konnte es bezeugen, daß sich zu einer verblühtenen, abgehauten Hegemeisterjoppe leicht ein neuer Jagdpelz hingezogen fühlte. Es war damals

eine lustige Hasenjagd, die der Obersförster mit seinen Nachbarn von der grünen Farbe und anderen geladenen Gästen veranstaltete. Doch an einem sonnigen Wintertage wird ein Jagdpelz lästig, besonders, wenn man so kurz und dick geraten ist, wie der Obersförster Janke. Also fuhr der Kutscher Anton den Jagdpelz seinem Herrn in gemüthlichem Zotteltrab nach, immer langsam und sacht auf dem Waldwege, den Schüssen und dem üblichen Treiberlärm folgend. Kommt da plötzlich die Hegemeisterjoppe in eiligem Trab den Weg entlang gelaufen, wischt sich den Schweiß aus dem Schwarzhair und fragt atemlos: „Ist das der Wagen des Herrn Obersförsters?“

Natürlich war er's. Labuffel kannte ihn besser, als sonst jemand in der Umgegend.

„Ich soll sofort den Jagdpelz holen. Die Jägerei macht bald Frühstücksrast; und da möchte sich der Herr Obersförster nicht gern erkälten.“

Anton, der nur mit Pferdetücken und gelegentlichen Obersförsterflüchen rechnete, war ein harmloses Gemüth. Er hielt den Grünjoppigen für einen ehrbaren diensteifrigen Waldarbeiter, machte auf seinem Kutscherstuhl eine langsame Halbwendung und sagte dabei im faulen Muschelton: „Da liegt er!“

Mit leuchtendem Gaunerblick hob Labuffek das leichte, mollige Ding vom Wagen und eilte geschäftig davon. Seinen neuen Jagdpelz sah der Oberförster nie mehr wieder, trotz Vorladung, scharfer Vernehmung und gründlicher Haussuchung in der Wald-einliegerhütte.

Mit den Haussuchungen, auch den überlegtesten und peinlichgenauesten, hatte man bei Labuffek überhaupt kein Glück. Man wurde eben regelrecht an der Nase herumgeführt; und Labuffek mußte wohl einen Pakt mit dem Leibhaftigen geschlossen haben, so fabelhaftes Glück begleitete seine Gaunereien.

Wing da einmal eine knirschende Wut durch die Försterei, als der kapitale Rehbock, auf den man den Herrn Grafen seit Wochen vertäubt hatte, meuchlings abgeschossen wurde.

„Labuffek war's!“

„Niemand anders!“

„Haussuchung! Sofort!“

So tobte und wirbelte der Entrüstungssturm aus zorngeschwellten Jägerherzen in den Forsthäusern und auf den Waldwegen. Alles, was von der grünen Farbe nur einen Funken Weidmannshehre im Leibe hatte, umstellte das Haus des Waldeinliegers. Der Verdächtige saß allein in der Stube; seine Familie war ausgeflogen. Mit väterlicher Hingabe wiegte er seinen Jüngsten in der Wiege, als seine Häsher und Widersacher eintraten.

„Komm mit, du Satansbraten! Wir drehen dir die Wude von oben bis unten um!“ donnerte ihn der Förster Bittner an, in dessen Revier der Frevel geschehen war.

„Sofort!“ rief Labuffek mit verblüffender Bereitschaft. „Aber möchte nicht unterdessen einer der Herren meinen Jungen wegen? Er ist schwer krank. Nur Schlaf kann ihn gesund machen!“ jammerte der besorgte Vater, und dabei stand wirklich ein bittender Glanz, dem selbst ein erbotenes Försterherz erliegen konnte, in den unergründlichen Augen.

Der jüngste Hilfsförster löste auf Bittners Befehl hin Vater Labuffek an der Wiege ab und schaukelte ahnungslos den gesuchten Rehbock im Bettstroh. Damals hatte man noch — es ist halt schon einige Jahrzehnte her — eine gewisse Scheu, ein schwerkrankes Kind, auch wenn es einem Wilddieb gehörte, wegen eines Rehbocks aus der Wiege zu reißen und es dem sicheren Tode zu überliefern.

Und so blieb die Haussuchung erfolglos. . . . In der Kirche sah man Labuffek nie. Er wohnte weitaus vom Gotteshause, und da er stets harfüßig durch des Herrgotts Tage und Nächte lief, konnte er sich doch unter an-

ständigen Christenleuten nicht gut sehen lassen. Aber gegen den Herrn Pfarrer zeigte er sich als das beste Pfarrkind, wenn es galt, Hochwürden einen Gefallen zu tun; und der geistliche Herr verlangte es nicht umsonst, auch wenn Labuffek eines der rüdigsten Schäflein in der Pfarrgemeinde war.

Da hatte sich der Herr Pfarrer an einem Frühlingstage im Walde verlaufen. Dienstlich verirrt. Denn der Graf wollte den sogenannten Kirchweg, der von den zerstreut wohnenden Mitchristen Labuffeks auf ihrem Gange zur Pfarrkirche benutzt wurde, sperren und einziehen. Sie störten auf ihrem Kirchgange das Wild, stahlen Holz und sammelten Waldfrüchte ohne Erlaubnißschein, behauptete der Waldbesitzer, und deshalb sollten die Leute auf die neue Chaussee verwiesen werden. Nun gilt solch ein Waldweg, wenn er seit undenklichen Zeiten die frommen Väter zur Kirche führt, als ein heiliges, unantastbares Recht; und dem Herrn Pfarrer galten noch dazu halt die Pfarrkinder, die doch lieber auf einem weichen, schattigen und kurzen Wege zur Kirche eilen, als auf der staubigen, heißen Chaussee, ebensoviel, wie dem Grafen die Hasen und Rehe. Um nun in dem entstandenen Streit die Sache seiner Schäflein beweiskräftig führen zu können, nahm der Pfarrer Mantel, Hut und Stab und schritt den Kirchweg selbst ab. Nun sind bekanntlich Waldwege arg tückische Gesellen, und sie weisen scheinheilig nach rechts, wo man links gehen soll. Selbst der geistliche Herr erfuhr diese Lücke, und wäre Labuffek nicht plötzlich inmitten der Waldeinsamkeit aufgetaucht, wer weiß, wo der um seine Parochianen sich eifrig mähende Pfarrherr gelandet wäre.

Labuffek war natürlich bereit, als ortskundiger Mann ein Stück auf dem sich schlängengleich hin- und herwindenden Wege mitzugehen; er erbot sich sogar, dem Herrn Pfarrer den schweren Radmantel zu tragen. Es galt immerhin, noch eine reichliche Stunde zu laufen, und da ist solch ein Liebesdienst nicht von der Hand zu weisen. Unter allerlei Gesprächen, bei denen der Seelenhirt feststellte, daß sein gefälliger Begleiter nicht zu seiner Parochie gehörte, kam man endlich ans Ende des Weges. Es folgten Dank, Handkuß und Abschied. Der Pfarrer ging seinen Weg; Labuffek ging auch und mit ihm des Pfarrers Geldbörse, die ihm dessen Wirtin noch rasch in die Manteltasche geschoben hatte, damit er der Zehrung nach so anstrengender Dienstreise nicht entbehre.

An jenem Tage erfuhr der Pfarrer von wissenden Leuten, daß Labuffek sein Pfarrkind sei . . .

Die entschwundene Börse war bald ver-
schmerzt. Nicht so leicht verdaute der dreißig
Jahre treu dienende Piglo das gemeinde-
vorkteherliche Donnerwetter, den Taler Straße
und die Entziehung jeglicher Bequemlichkeit
im schweren Dienst eines Dorfnachwächers.
Labussek war schuld daran.

Saß da in einer milden, etwas dunstigen
Herbstnacht der alte Piglo auf der Bank vor
der Hellerschen Bäckerei. Ein schönes Plätz-
chen war es. Wenn man als Rheumatiker,
halb blind und mit 65 Jahren noch Nacht-
wächter spielen muß, dann ist so ein Bänk-
lein in geschützter Mauerecke etwas unsagbar
Angenehmes. Man überfiehet, auf seinen
Spieß gestützt, die Straße; man kann auch,
unbeobachtet vom übergeordneten Auge des
Gesetzes, ein Nickerchen wagen, und hält es
bei derartigen Dienstbequemlichkeiten noch
ein paar Jährchen aus.

In jener verhängnisvollen Herbstnacht
aber schlief Piglo nicht. Das konnte er auf
seinen vor dreißig Jahren geleisteten Dienst-
eid nehmen. Da er aber nicht schlief, konnte
er ganz genau sehen, wie zwei Männer einen
Betrunknen führten. Der Kerl hatte einen
weiten Mantel um und grunzte und quiekte
aus fröhlicher Stimmung heraus, wie das
halt bei solchen Leuten üblich ist. Piglo
hörte ebenso genau, wie der eine Begleiter
andauernd sagte: „Halt's Maul, du versoffe-
nes Schwein!“ Unter solchen Liebkosungen
zogen die drei am Nachtwächter vorüber,
und er wollte es beschwören, daß der in der
Mitte ein leibhaftiger Mensch war und kein
Schwein.

Und doch hatte er sich von Labussek und
seinem Helfer täuschen lassen. Auch erhielt
die Sache ein um so schlimmeres Aussehen,
als das fette Vorkentier aus dem Stalle des
Gemeindevorktehers stammte. Piglo bekam
ein gefährliches Wackeln in seinem grauen
Kopf und sagte nur: „Für so einen Lumpen
hätte ich den Labussek nicht gehalten.“

Nach Jahren jedoch zeigte Labussek, daß
sein Gaunerherz auch einer edlen Tat fähig
war, die ihm ein Hintebein und einen Teil
der verlorenen Achtung eintrug. Der ein-
sam im Walde wohnende Förster Boel war
seit zwei Tagen abwesend. Eine Verhand-
lung gegen eine vielköpfige Wilddiebsbande
hielt ihn am Gerichtsort fest. Labussek hatte
mit der Angelegenheit nichts zu tun, denn
von Zünften, die mit ihrer genossenschaft-
lichen Betätigung für seine Gaunereien
keinen Reiz hatten, hielt er sich fern.

Labussek umschlich das Gehöft, um sich im
Gewehrschrank des Försters eine gute Jagd-
flinte auszusuchen. Zwar rasten die Hunde

an den Zaunpflanken hin und her; aber La-
bussek focht das nicht an. Unverwandt be-
obachtete er das Haus und erwoog kühl alle
Möglichkeiten des Einstieges. Da quoll plötz-
lich durch die Dachluke dichter Qualm gegen
den mondschein hellen Nachthimmel. Eine
rote Feuerrippe züngelte nach. Das Först-
haus brannte.

Labussek brüllte aus vollem Halse:
„Feu—er!“

Die Försterfrau mußte ein guter Engel
geweckt haben. Sie hörte das andauernde
Rufen Labusseks, sprang die Treppe hinab
und öffnete die Haustür.

Knecht und Magd purzelten verstört aus
ihren Betten. Alles lief kopflos durchein-
ander.

„Sperre die Hunde ein! Ich bin's, La-
bussek aus der Kolonie. Ich helfe.“

„Eine Hilfe mehr, und wenn's Labussek
ist“, hämmerte es im Hirn der Försterfrau.

Im nächsten Augenblick winselten die
Hunde hinter der Stalltür. Labussek stand
vor dem brennenden Hause und komman-
dierte wie ein erfahrener Brandmeister. Zu
retten war allerdings nicht mehr viel. Man
raffte zusammen, man schleppte, man suchte
und rannte hinaus und hinein. Mit unheim-
licher Schnelligkeit fraß das Feuer an dem
trockenen Gebälk.

Da gellte plötzlich die Stimme der För-
sterfrau über den Hof: „Mein Kind! Mein
Kind verbrennt oben in der Giebelstube“

Mit der ihm eigenen Rakengeschwindig-
keit war Labussek in dem brennenden Hause.
Die in Rauch und heißen, stikenden Qualm
gefüllte Treppe rannte er hinauf, quälte sich
in das Zimmer hinein, riß das schlafende
Kind aus dem Bett und sprang todesmutig
mit seiner lebenden Last zum Fenster hin-
aus. Es war ein harter Fall auf das Dach
des Stalles. Labussek hatte sich den Fuß
verstaucht. Was tat's! Das Kind war ge-
rettet; und trotz rasender Schmerzen und
versengter Haare fand Labussek noch den
Wasserschrank und holte sich die Flinte. Da-
zu war er doch hergekommen, und halbe Ar-
beit zu tun, das konnte er nicht.

Seit der Zeit galt Labussek als Held, dem
man vieles verzieh, trotzdem es da nicht viel
zu verzeihen gab, denn es konnte ihm selten
etwas nachgewiesen werden. Die Rettungs-
medaille erhielt er nun nicht; aber er hinkte,
und davon hielt er mehr, als von der me-
tallenen Auszeichnung. Sie hätte doch nicht
zu Labussek gepaßt.

Ma x N i e d u r n y.

Blüenträume

Die Geschichte meiner ersten Schauspielereinfahrt

Von Otto Suchland.

Die Rolle des jugendlichen Helden in dem Erfolgstück „Die goldene Eva“ lag aufgeschlagen auf meinen Knien, während mich der Schnellzug (Eilzug dritter Stille!) unter Donnern und Tosen durch die Rheinebene dahinführte . . .

Ich war auf der Fahrt in meinen ersten Sommerbühnenvertrag und kam aus meiner Heimatstadt vom entgegengesetzten Ende Deutschlands eigens hergereist, um meine ehrenvolle Stellung als jugendlicher Held und Liebhaber am Fürstlichen Theater in Großschwert anzutreten.

Es hatte ja natürlich nicht fehlen können, daß ich einen so glänzenden Antrag durch die geschäftliche Vermittlungskette in Berlin, an die ich mich gewandt hatte, auch sofort zugewiesen erhielt. Denn ich hatte ihr einfach durch die Ferne von meinen schauspielertischen Vorzügen Mitteilung gemacht und meinem Schreiben die Ankündigung meines ersten, soeben erschienenen Werkes: „Gedanken und Gedichte, Lieder und Feszen eines Schauspielers“ beigelegt, so daß ich annehmen durfte, daß man dort über die Art und Weise meiner künstlerischen Begabung vollständig im klaren war.

Daß ich mich auf einen solchen Ruhhandel geschäftlicher Vermittlung überhaupt eingelassen hatte, widersprach eigentlich all meinen Anschauungen von Kunst und Künstlern, die sich vermöge ihres Könnens allein die Welt eroberten! Doch ich hatte mir gelobt, daß man immerhin erst berühmt geworden sein müßte, ehe man es sei. Und so glaubte ich fürs erste Mal meiner Kunst derlei Zugeständnisse machen zu dürfen . . .

Dies Großschwert nun sollte mein Sprungbrett sein auf die großen Bretter, die mir die Welt bedeuteten! Um die Zukunft war ich unbesorgt. Denn ich trug dafür gewissermaßen die Bürgschaft in mir selber. Hatte ich doch durch den Vortrag fremder Dichtungen nicht nur meine Freunde bisher überall in schweigende Bewunderung zu setzen gewußt, sondern auch die Wirkung meiner Kunst auf die schlichte Seele des Volkes bei meinen eigenen Angehörigen in reichem Maße erfolgreich ausprobiert! So dachte ich durch die vielfältigen Erfahrungen, die ich in Großschwert noch sammeln wollte, des rechten Wegs zu Ehren und Ruhm gewiß zu sein. Anfragen der hervorragendsten Bühnen im Reich würden mir jetzt in Fülle

zuflattern, sobald man nur erst von meiner Wirksamkeit erführe!

Gegen das Versprechen lohnender Beschäftigung in meinem selbstgewählten stolzen Rollensache hatte ich mich sogar — auf den klingenden Namen dieser Bühne hin — mit einer Entlohnung meiner Tätigkeit zufrieden gegeben, die eigentlich zu der Größe dessen, was ich zu vollführen gedachte, in keinem rechten Verhältnis stehen wollte. Aber ich rechnete insgeheim darauf, daß mein Auftreten in Großschwert einen außerordentlichen Absatz meines Buches zur Folge haben würde! Ich hatte meinen Verleger bereits davon verständigt und ihn gebeten, eine zweite Auflage des Werkes vorzubereiten für den Fall, daß eine ganz unvorhergesehene Nachfrage den schon vorher angenommenen Erfolg etwa noch in Schatten stellte!

Alle Kräfte meiner Jugend fühlte ich neu in mir sich regen. Immer kühnere Pläne meines Ehrgetzes wurden durch immer größere Planungen meines Geistes umgestoßen, während mich der Schnellzug ratternd und knatternd dem Ziel meiner Wünsche entgegenführte. Ich war aufgesprungen und trällerte die Sätze des jugendlichen Peter in der „Goldenen Eva“, der meine Antrittsrolle in Großschwert sein sollte, sieggewiß vor mich hin . . .

Die Städte, Dörfer, Wälder draußen flogen tausend an meinem Blick vorbei. Träume holdester Erfüllungen meines Lebens durchwirbelten mich . . .

„Ich singe zu der Frauen Preis

Um süßer Minne Lohn . . .“

Jo sang ich . . .!

Und in der Ferne sah ich die Berge ruhen und die Burgen, und schaute im Geiste bereits die Plätze, durch die ich — ein Sieger — bald dahinziehen sollte, ein Sänger am Rhein . . .! Denn die Gastorte, in denen ich aufstreten würde, waren im Vertrage genau festgelegt . . .

Und aus der leuchtenden Pracht der Wiesen, über denen die Abendsonne nun gebreitet lag, flogen neue, wunderliche Träume auf: Luftigste Gebilde meiner Phantastie, sonderbar verwoben mit Erinnerungen an Abenteurer edler Ritter unseres Standes, und an alte Sagen hoher Recken, die hier in ihren tiefen Gräbern schliefen . . .

Durch weite Burghöfe sah ich mich schreiten und über breite, verwitterte Sandsteintreppen hingehen . . . Auf schmalen Altanen

stand ich mit lieblichen Frauen im Gespräch und schaute mit ihnen hinauf zum glühenden, schweigenden Sternenhimmel . . .

Durch verschwiegene Pforten ging ich heimlich, und weiße Frauenschleier winkten mir aus spitzen, verschörkelten Giebel Fenstern ihren Gruß . . .

Ich hörte den leisen, metallenen Klang eines in ein kostbares Täschlein gehüllten Schlüssels am eisenbewachsenen Mörtelwerk

einer Gartenmauer zu meinen Füßen niederfallen . . .!

Die „Wirklichkeit“ erfüllt leider unsere schönsten Träume nicht.

Vier Wochen spielte ich in dem kleinen Burgneß am Rhein. Dann machte der Bandenführer unserer Gauklertruppe, der mich mit so vielen Versprechungen hierher gelockt hatte, Pleite . . . Und meine Gedichte hat kein Mensch gekauft!

Der Bruder

Skizze von Franz Dingia.

Hestig schlägt der junge Hofbesitzer Hans Gregers den Fensterflügel zu, dreht sich schnell um und blickt mit funkelnden Augen zu seinem Bruder hinüber, der in der dämmerdunklen Ecke sitzt.

„Also die Pferde werden morgen nicht ausgeliehen, verstehst du?“ braust des Hofbesitzers Stimme, „für diese Leute habe ich nichts mehr übrig. Zuerst prozessieren sie um zwei Meter Land, werfen Schimpf und Schande auf mich, und dann soll ich noch . . . nein, es bleibt dabei . . .“

Da kommt die leise Stimme des Bruders etwas gequält aus der Dämmerung:

„Aber Hans, damals warst du wirklich im Unrecht, vergiß die Sache endlich! Weilmanns wurden durch das Hochwasser so geschädigt, daß sie das beste Vieh verkaufen mußten, um über das Schlimmste hinwegzukommen; das weißt du.“

„Dann sollen sie sich selbst vor den Pflug spannen.“ Hans Gregers lacht laut zu seinen Worten und beginnt, mit schweren Schritten durch die Stube zu gehen.

„Ich habe ihnen für einen Tag die Pferde versprochen, weil ich dachte . . .“

Hart stampft der Fuß des andern auf den Boden. Die Stimme ist wie ein Donnerrollen.

„Versprochen? . . . Das steht dir gleich. Aber das muß ein Ende haben. Es ist jetzt das drittemal, daß du über meinen Kopf hinweg etwas bestimmst. Wer hat denn hier etwas zu sagen? . . . Ja, wenn du wenigstens noch etwas arbeiten könntest . . . aber mit deiner verkrüppelten Hand . . . ich brauche Leute, die schaffen können und sich meinen Anordnungen unterstellen. Geh doch endlich zu deinem Onkel, dort bist du besser brauchbar!“ Hans schlägt mit der Faust

durch die Luft. „Keine unnützen Worte, nächsten Monat kannst du gehen, ich habe genug!“

Wie ein Sturm brausen diese harten Worte über den Bruder. Hans Gregers wendet sich, die schwere Tür fährt ihm ins Schloß, und seine Schritte verhallen dumpf.

In der zunehmenden Dunkelheit sitzt Anton Gregers gebeugt in der Ecke und starrt vor sich hin. Die Gedanken lasten wie schwere Gewichte in seinem Kopf. Er weiß ja, daß seine Arbeit auf dem Hofe nicht viel taugt, denn seine Hand, diese verkrüppelte Hand, ist ihm ein großes Hindernis. Aber so hart hätte der Bruder nicht zu ihm sein sollen. Es ist doch die gemeinsame Heimat, aus der er ihn vertreibt. Und diese Hand . . . der Bruder denkt nicht mehr daran, wer die Schuld an dieser verkrüppelten Hand trägt. „Also nächsten Monat . . . ich will ihm nicht im Wege sein.“ Anton flüstert diese Worte vor sich hin und geht dann leise hinaus in sein Zimmer.

Und drüben im Dorfwirtshaus trinkt Hans Gregers eifrig den andern Gästen zu.

Langsam geht der Wohlstand auf dem schönen Anwesen zurück. Eine Viehseuche, dann eine verhegelte Ernte, Anachtsamkeiten der Dienstboten . . . denn die verkrüppelte Hand des Bruders ist nicht mehr warnend erhoben, und der Hofbesitzer hat immer weniger Zeit, er sitzt fast immer beim Trunk. Die Helmwehbrüese seines Bruders beantwortet er nicht und erreicht dadurch, daß er nur noch zum Jahreswechsel einen kurzen Gruß erhält, über den er wegwerfend auflacht.

Nun wäre es an der Zeit, eine gute Heirat zu machen. Aber die vorsichtigen Väter, die durch eine stattliche Mitgift nachhelfen könnten, warnen die Töchter, und Hans

Gregers hat immer wieder das Nachsehen. So vergeht ein Jahr um das andere. Von der schönen, stolzen Heimaterde muß ab und zu ein Stück veräußert werden, damit Hans Gregers seine Schulden bezahlen kann.

Eines Tages aber wächst doch ein furchtbares Trauen in ihm auf, und eine qualvolle Not durchwühlt ihn. Seine Blicke irren nach der Wand, an der das Bild der toten Eltern hängt. Er streckt die Arme lang über den Tisch, und seine Finger krümmen sich zur Faust. So sitzt er am Tisch und sträubt sich, das auszudenken, was kommen muß.

Und so findet ihn der Bruder, den die mächtige Sehnsucht und das Wissen um die schlimme Lage des Hofes nach der Heimat trieb. Er befindet sich schon in der Mitte des Zimmers, als Hans Gregers seines Bruders Namen hinausschreit.

„Aber nein . . . geh' doch wieder . . . geh' . . . was willst du denn hier . . . geh' doch . . . was brauchst du zu sehen, wenn alles . . .“

Die Stimme bricht plötzlich ab. Hans Gregers wendet seine Augen vom Bruder fort. Dieser aber kommt langsam näher und legt ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Ich mußte einmal kommen, Hans . . ., denn die Heimat ist wie eine schöne Musik,

die man nicht mehr aus dem Herzen bringt. Aber ich gehe wieder, sofort, wenn du es haben willst. Nur muß ich dich bitten, daß ich diese kleine Mappe hier lassen darf. Wir dürfen die Heimat nicht verlieren.“

Anton legt eine gut gefüllte Geldmappe auf den Tisch, und ein glückliches Lächeln überstrahlt sein Gesicht.

„Anton!“ . . . Zum zweitenmal macht Hans den Ausruf. Seine Blicke zucken seltsam. Dann verdeckt er mit den Händen das Gesicht und ist ganz still. Neigt weit den Oberkörper vor und verharrt so. Nach einer Weile mahnt des Bruders sanfte Stimme:

„Hans . . . auf . . . auf . . .“ Und streckt die gesunde Hand hin.

Hans Gregers ist plötzlich in der Höhe. Die Augen sind ihm warm und feucht.

„Die andere Hand, Bruder, gib mir die andere Hand!“

Er greift nach der verkrüppelten Hand und umschließt sie mit seinen beiden Händen.

„Nun bleibe daheim!“

Fast leise, zitternd, sind ihm diese Worte über die Rippen gekommen. Dann stehen die Brüder einander stumm und ergriffen gegenüber, und ihre Gesichter sind von einer hohen Freude verschönt.

Der Schuß nach dem Marienbilde

Von Fritz Lischka, Breslau.

Zur Zeit, als die Malteserritter noch Herren auf Kleinöls bei Ohlau waren, dehnte sich in weiten Flächen ein Wald zwischen den Wegen, die von dem „Städtl“ Kleinöls nach Tempelsfeld und Günthersdorf abzweigten. Mächtige Eichen, helle Birken und hohe Eschen standen auf dem Grunde, den heute der Pflug furcht. Durch den „Mittelwald“ schnitt eine Straße nach dem stillen Dorfe Fauer, und an ihr rechte eine knorrige Eiche ihre starken Arme. An ihrer Brust barg sie ein verwittertes, durchlöcheres Marienbild. Noch heute steht an dem „Bildwege“, wie ihn die Kleinölsler nennen, ein Bildstock, von Kiefern und Birken umsäumt, und wer zu nächtlicher Stunde am Fuße des Bildes ruht, der hört durch das Orgeln des Windes in den Baumkronen, durch das Knacken biegender Äste das Flüstern und Raunen von Stimmen, die geheimnisvoll eine Sage künden aus längst vergangenen Tagen. —

An einem klaren Herbsttage trat aus der alten Oberförsterei in Kleinöls der Förster Lukas, verdrossen und mürrisch, und sein verwittertes Gesicht mit der finsternen Falte zwischen den Augen paßte so gar nicht in die lachende Sonnenlust. Mit hastigen Schritten bog er am Ende des Fleckens nach links in den Mittelwald ein. Seine nachtdunklen Augen sahen an all der Morgenschönheit vorbei. Mit Groll dachte er an die schroffen Worte, mit denen ihn sein Herr, der Komtur, gestern verabschiedete, nicht ohne Grund; denn seit drei Tagen warteten die Brüder Malteser auf Wild zur Tafel. Es war wie verhezt; das Wild schien ihm auszuweichen. Heute mußte er zum Schuß kommen, sonst wartete ein noch schärferer Anpiff auf ihn.

So war er nach zwanzig Minuten an die alte Eiche gekommen, an der, klein und angeschmiegt, ein Bild hing; ein Bild, das einft kindliche Einfalt gemalt und frommgläubig

an den Stamm gefügt, und das nun seit langen Jahren manchen Beter getröstet hatte.

Unwirsch blickte er auf. Vor ihm stand die Winkler-Witwe, eine rundliche Häuslerin aus dem „Städtl“. Sie hatte die schönste Kuh im kleinen Stalle und das frischeste Mädel im Hause. Um die Tochter zog der dunkle Geselle seit langem seine Kreise. Aber die Winkler-Vore lachte nur und zeigte nach dem „Hochwald“, wenn Lukas blanke Augen machte. Das suchte ihn mächtig, denn dort saß ein Jagdgenosse, der so ganz anders war als er: schlank, hochgewachsen, mit frischem Gesicht und lichtellen Augen. Und der Kleinöfser wußte, warum der Hochwälder so oft durch sein Revier nach dem Kretscham in Kleinöls pirschte.

Er knurrte die Frau an.

„Was macht Ihr hier, Winklern?“

„Beten, Herr! Wenn man eine Tochter hat, findet man manches Anliegen an die Gottesmutter.“

Er lachte verbissen.

„Das hilft, Herr Förster, das hilft! Der Hochwald-Förster, Herr, steckt immer einen Birkenzweig hinter das Bild. Deshalb hat er auch recht Blick im Walde“, sagte die Winklern, und ihr rundes, glattes Gesicht zeigte eine reine Freude.

Die Worte trafen den Murrkopf wie ein Peitschenhieb.

„Schert Euch zum Teufel, und plärrt nicht! Was versteht die da oben von Wild und Jagd. Paßt auf Eure Vore auf, alte Krähel!“

Die Winklermutter blickte ihn fest an.

„Der Hochwälder ist ein guter Mensch, Herr; der tut meinem Mädel nichts.“

„Schert Euch fort, alberne Gans!“ schrie Lukas und riß einen Birkenzweig vom Bilde herab. „Was kümmert die sich dort um Hirsche und Liebesgeschichten!“

Er stieß der Witwe den Gewehrkolben in die Seite, daß sie taumelte.

„Raus aus dem Walde, hab' ich gesagt Paßt Euch!“

Wütend stampfte der Förster davon. Die Unrast seines Herzens trieb ihn durch den Wald, wie schon die Tage vorher. Er wollte niemand sehen. Jedes Wesen war ihm zuwider. Sogar seine Hunde konnte er nicht ausstehen und ließ sie zu Hause. Er schimpfte und fluchte, verbohrt in den Gedanken, daß ihn das Pech verfolgte. Seit einer Woche war er Tag und Nacht auf der Spur eines Hirsches, doch der war immer wie weggeblasen.

Und als der Abend hereinbrach, hatte er nur noch einen Schuß im Laufe. Der Zorn fraß in ihm wie tückisches Gift. Zwei elende Kaninchen, die armfellige Beute eines

schwarzen Tages, schleuderte er tobend in den Graben, ehe er im Fauerischen Krug einfiel, um dort seinen Groll hinter dem Becher zu betäuben.

Dort traf er auf seinen Feind, den Hochwald-Förster. Mit dem fing er Händel an. Doch der Blonde wich ihm aus, und bald sah Lukas allein mit dem alten Kretschmer und schüttete den Wein in sich hinein, tobte und wettete, bis ihm die Adern wie Stricke an Hals und Stirn hervortraten. Wankend warf er Geld auf den Tisch und torkelte in die mondhelle Nacht.

Die Turmuhr der alten Dorfkirche hatte zwölf Schläge durch die Stille, als er den mit Pappeln und verkrüppelten Weiden gesäumten Weg entlang stolperte, der zum Mittelwald wies. Leer und verbittert, wie er am Morgen ausgezogen, kam er zurück. Sein Blut rauschte, und in ohnmächtiger Verzweiflung überquerte er die Straße, die Tempelfeld mit Gänthersdorf verband. So kam er zum Bilde. Hell fiel der Mondschein auf den Weg, und seine Lichter legten über die Erde und die schlichte Tafel daran einen märchenhaften Schimmer. Er blieb stehen, und seine irren Augen hefteten sich an das blaße Madonnenantlitz. Es schien zu lächeln. Höhnisch lacht sie! fuhr es ihm durch seinen überhitzten Schädel. Verzerrt zuckte sein Gesicht, und all die wildbäumende Wut seiner zerrissenen Seele flackerte Haß auf das stille Mariengesicht.

Die war schuld an seinem Weidmanns-unglück! Tod und Teufel! Sie war schuld daran, daß er vergeblich die Winkler-Vore umgirtete! Sie ließ sich bestechen durch ein einfältiges Gebet und einen Birkenzweig von dem hübschen Laffen, dem Hochländer!

„So eine bist du!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor. Sinnlos voll Zorn und Wein brüllte er wie ein tobendes Tier. Es lochte in ihm auf. In seinem Kopfe wirbelte es, vor seinen Augen tanzten blutrote Kreise. Er riß das Gewehr vom Rücken, und in einem Anfall von Raserei schob er seine letzte Patrone ab auf die Mildreide, die wie abwehrend ihr Kind auf dem Arme ihm entgegenzuhalten schien.

Der Schuß rollte durch die Stille. Die Schrotladung prasselte in das dürre Holz, in den rissigen Eichenleib. Blätter rieselten herab. Lufttrockne Nester knackten und brachen. Dann folgte schauriges Schweigen.

All seine brodelnde Wut, aller Wahnsinn fiel von ihm ab. Ihn fröstelte. Kalt lief es ihm durch die Adern. Er lachte irr auf. Sie, die dort oben hing, blickte auf einmal so wehmützig und schmerzlich auf ihn nieder, wie entsetzt über seine frevelnde Tat. In

ihrem Gesicht und in den Händen sah er kleine Löcher. Er lachte wieder.

„Da! — Da! — Was sickerte aus den runden Oeffnungen? War's nicht Blut?! —“

Er starrte entgeistert hinauf. Ja! Wahrhaftig! Es rann langsam und rot aus den winzigen Schußlöchern herab. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Sein Mund öffnete sich; seine Augen weiteten sich in schreckhafter Angst.

„Blut! — Blut!“ schrie er, und sein Gewehr fiel schwer vor seine Füße.

Er zuckte zusammen und griff sich ins Haar. Es war naß und kalt und klebte an seiner Stirn.

„Ich — ich hab' sie erschossen!“ röchelte er.

Sein Fuß hallte wie das Aufstöhnen eines Verwundeten durch die Stämme. Er schrak zusammen, wandte sich wild um.

Knackte nicht dort das Unterholz? Knackte es nicht hinter ihm? Er drehte sich wieder wie in fieberndem Entsetzen zum Bilde.

„Da!“ — Ein gurgelnder Schrei riß sich aus ihm. „Da!“ — Der Hirsch! — Schwarz und riesengroß hob er sich ab. Unbeweglich stand er, und sein mächtiges Geweih starrte durch die Nacht.

Da packte Lukas ein eisiges Grauen. Er riß die Arme hoch und jagte durch Stämme und Gestrüpp, knickte zusammen, stieß wie-

der hoch und flüchtete weiter. Kannte, wie von Furien verfolgt! Und die knackenden Zweige, die Haselruten, die hinter ihm zusammenschlugen, hämmerten ihm in sein wirres Hirn die Gewißheit, daß der Hirsch hinter ihm herpresche, um sein Riesengeweih ihm in den Leib zu bohren. So hezte er durch den Wald, keuchte, und sein rasselnder Atem wurde schwerer und schmerzender. Die Hecken zerrissen ihm Gesicht und Hände und peitschten ihn blutig. Und er sah keine Rettung. Hinter ihm stampfte und schnob und brach der Verfolger.

Nun kam er wieder an den Weg, setzte mit letzter verzweifelter Kraft über den Graben und schlug hin. Er fühlte einen brennenden Stich in der Lunge und rang aufgurgelnd nach Luft. Etwas Warmes stieg in ihm auf; ein Blutstrom quoll aus seinem Munde. Danach wurde es Nacht um ihn. — —

Als die Sonne durch den blanken Morgen ihr feines Goldnetz über den Weg legte, daß der Thymian am Grabenrande durch tausend Taütropfen erschreckt, mit verschlafenen Augen in die Lichtsönheit blinzelte, trippelte die Winkler-Witwe in frommen Gedanken zum Bilde. Nicht weit von der Marieneiche entfernt, fand sie als erste den Toten. Auf dem Wege, die Hände in die Erdschollen verkrampft, lag der Förster, und seine verglasten Augen starrten ins endlose Blau des Himmels.

Ein Märchen, worin kein Mensch etwas Wahres finden wird

Oberschlesisches Volksmärchen.

Von E. Czموk, Gleiwitz.

In alten Zeiten, als es noch keine Streichhölzer gab, war man genötigt, um Feuer zu haben, dasselbe auf dem Herde Tag und Nacht zu erhalten und es niemals ausgehen zu lassen. Damals auch brachten die Menschen die langen Winterabende beim Scheine angezündeter und am Kamin festgesteckter Kienpäne zu. So geschah es auch in einem Dorfe, sieben Meilen hinter Dingsda. Dort lebte ein altes Weiblein, welches ständig auf ihrem Herde Feuer unterhielt und sorgsam darauf achtete, daß es niemals erlosch. Passierte es aber einmal dem einen oder andern der Dörfler, daß ihm das Feuer ausging, so kamen sie zu dem bewußten alten Weiblein und holten sich welches von ihr. Man nannte sie daher „das Feuerweibchen“. Sie hatte drei Söhne. Zwei von

ihnen waren geschick und klug, der dritte galt als Einfaltspinsel. Einmal passierte es, daß auch bei dem alten Feuerweibchen das Feuer ausging, und zwar gerade in der kalten Jahreszeit. Nirgend's in dem ganzen Dorfe war Feuer aufzutreiben. Da sagte sie zu ihren Söhnen: „Geht in die Welt hinaus und suchet dort irgendwo Feuer zu bekommen.“ Die Söhne gingen weit hinaus, fanden aber nirgend's das Gesuchte.

Als sie nun abends in der Dunkelheit nach Hause zurückkehrten, bemerkten sie tief in dem Walde, durch welchen sie gingen, einen hellen Feuerschein. Das alte Mütterchen schickte nun sofort ihren ältesten Sohn um Feuer in den Wald. Als dieser bei dem Feuer angekommen war, sah er zwölf Räu-

ber um dasselbe herum lagern. Er brachte nun seine Bitte um Ueberlassung von ein wenig Feuer vor, worauf ihm der Räuberhauptmann erwiderte: „Feuer kannst du von uns bekommen, jedoch nur dann, wenn du uns vorher eine Geschichte erzählst, in der wir nichts Wahres zu finden vermögen. Wenn du das aber nicht imstande bist, wird dir die Nase abgeschnitten!“ Er wußte aber nichts zu erzählen, und so schickten ihn die Räuber mit abgeschnittener Nase ohne Feuer nach Hause zurück. Am nächsten Tage ging nun der zweite Sohn in den Wald, Feuer zu holen. Auch dieser traf die Räuber bei ihrem Lager an und bat sie um etwas Feuer, worauf ihm der Anführer der Räuberbande wiederum entgegnete, er solle vorher eine Geschichte erzählen, worin niemand etwas Wahres zu finden vermöchte. Aber auch dieser zweite vermochte nichts zu erzählen, und so wurde er wiederum ohne Feuer mit abgeschnittener Nase heimgeschickt. Am dritten Tage ging nun der jüngste der drei Brüder, der „Dumme“, in den Wald nach Feuer. Er zog sich den schwarzen „Kapudrok“ (Sonntagsrock) an, trat unerschrocken und dreist an die Räuber heran und ersuchte sie um Hergabe von etwas Feuer. Wiederum sagte der Räuberhauptmann dasselbe, was er auch seinen beiden Brüdern vorher gesagt hatte, nämlich, daß er Feuer bekommen könne, jedoch nur dann, wenn er vorher eine Geschichte erzählte, in der niemand etwas Wahres finden könne. Und der „Dumme“ spricht zu ihnen: „Meine Herren! Ich werde auch eine solche Geschichte erzählen, jedoch dürft Ihr mich gar nicht unterbrechen, denn wenn mich jemand dabei unterbricht, so würde ich ihm die Nase abschneiden, so wie Ihr es meinen Brüdern getan habt.“ Der Räuberhauptmann entgegnete ihm darauf: „Gut, einverstanden!“ Nun begann er: „Also höret, meine Herren, die Geschichte: Als ich noch in den Windeln lag und bevor man mich zur Taufe brachte, hatte ich bereits damals schon junge Sperlinge aus dem Neste ausgenommen. Die alten Sperlinge hatten ihr Nest ziemlich hoch in eine alte hohle Weide hineingebaut. Ich kletterte also auf den Baum hinauf und steckte nun die eine Hand in das Nistloch. Es geht aber nicht. Nun stecke ich die andere Hand ins Loch: es geht nicht. Nun steige ich mit dem einen Fuß hinein: es geht nicht. Nun auch mit dem anderen Fuß: geht auch nicht. Nun stecke ich

auch den Kopf hinein, und der flog bis an den Nabel da hinein. Nun nahm ich die jungen Sperlinge heraus und steckte sie in meine Hosentasche. Als ich nun am Baume herunterkletterte, waren mir die Sperlinge aus der Tasche fortgeflogen und verhöhnten mich mit ihrem Gezwitzcher, als ich unten auf dem Boden stand. Das ergrimmte mich so sehr, daß ich voller Wut in die Höhe sprang und zwar so hoch, daß ich mit dem Kopfe an den Mond stieß und in den Himmel hineinschaute. Jedoch machte ich, daß ich herunterkam und gelangte langsam wieder auf der Erde an. Ich schlenderte nun weiter und komme an einen großen Teich. Ich erblickte da ein Wasser, auf dem sich viele Nester befanden. In den Nestern hatten wilde Enten ihre Jungen ausgebrütet. Ich verspürte da mit einmal großen Appetit nach Entenbraten, und es fiel mir auch ein, daß ich eine Art hinter dem Leibriemen bei mir trug. Ich warf also mit der Art nach den Enten. Die Art flog aber auseinander; der Stiel verank, das Eisen blieb aber oben auf dem Wasser schwimmen, wie ein vom Winde herabgewehtes Weidenblatt. Wie sollte ich nun meine Art wiederbekommen? Ich erinnerte mich, daß ich seit etwa hundert Jahren in der Tasche noch Feuer in einem Papierchen eingewickelt bei mir trage. Ich schüttete also das Feuer in das Wasser hinein, und sofort trocknete der Teich bis auf den Grund aus. Ich langte also meine Art heraus und brachte sie wieder in Ordnung. Aus Freude darüber, daß ich meine Art wieder hatte, sprang ich in die Höhe, und zwar so hoch, daß ich mit dem Kopfe in den Himmel stieß. Schnell schlüpfte ich durch das dabei entstandene Loch in den Himmel hinein und schaute mich nach allen Seiten um. Und wen erblicke ich dort? Eure Väter erblickte ich dort mitten drin. Sofort frug ihn einer der Räuber neugierig: „Was machten denn unsere Väter dort?“ „Eure Väter pukten meinem Vater die Stiefel“, entgegnete ihm der Einfaltspinsel und Dummkopf. „Das ist nicht wahr, du lügst!“ riefen die Räuber aufgebracht und zornig dazwischen. „Ihr solltet mich doch nicht unterbrechen“, sagte der Dumme. „Da Ihr mich aber gestört habt, so will ich Euch die Nase abschneiden, so wie Ihr es meinem Bruder getan habt.“ Nachdem er dieses vollführt hatte, nahm er dann das Feuer mit sich und brachte es auch glücklich nach Haus.





Zülz mit altem Wehrturm.



Ziegenhals.

Der Ronda mit der Laute

Dorffkizze aus Oberschlesien. Von Christine von Winkler.

Der Arbeitslose Roman Lupa ging seit dem Frühjahr mit der Laute über der Schulter fechten. Er war achtzehn Jahre alt, sein Gesicht sah alt und grau aus, es lag eine stumpfe Gleichgültigkeit darauf, hinter der sich eine tiefe Scham verbarg. Im Winter hatte er's durchgehalten, denn dann blieben einem für nachts zum Unterkriechen nur die Obdachlosenasyile, und dort war's nicht schön, man kam unter Lumpen und Diebe. Aber der Vater war selber arbeitslos, und so saßen sie freudlos um den Tisch und aßen die Armenluppe, er holte sie selber täglich in einem Eimer ab und stand Kette. Die Mutter brockte noch von den eigenen Kartoffeln hinein, und so wurde man schlecht und recht satt, aber es war ein Hundeleben für einen jungen Menschen. Sie waren sechs Geschwister, und er als der Älteste fühlte sich am überflüssigsten. Tagsüber hatte er mit einem ganzen Trupp anderer am Grabenrand vorm Dorfe gelangert und mit den Kameraden Karten gespielt, so vergingen wenigstens die langen Stunden.

Nun aber mehte ein sanfter Frühlingswind, und er hielt es nicht mehr aus. Die Eltern gaben einem ja kaum ein gutes Wort mehr, sie waren selber zu verbittert und vergrämt. Auf der Landstraße hatte man wenigstens ein wenig Abwechslung. Freilich, die Halben ruhten, und am Horizont rauchte kaum ein Schlot. Er lief in den besseren Häusern der kleinen Ortschaften treppauf, treppab und bettelte um ein Stück Brot oder ein paar Pfennige. Oft öffnete man ihm die Tür gar nicht, denn der graue Strom der Ronda's, der bettelnden Einzelgänger, sickerte unaufhörlich, und die Herzen der Bessergestellten verhärteten sich, da das Klingeln den ganzen Tag kaum auslegte. Aber zuweilen bekam er doch einen Teller Suppe oder einen Ranst altbackenes Brot.

Meistens aber ging er gar nicht erst die Treppen hinauf, sondern stellte sich in den Höfen auf und sang ein paar schwermüthige polnische Volksliedchen zur Laute. Seine Stimme klang hübsch, und die Herzen der Weiber wurden stets weicher, wenn sie Mußk hörten. Dann hingen sie halben Leibes aus den Fenstern, wiegen die Hüften sehnüchtig im Takt und warfen nachher kleines Silbergeld, in Papier gewickelt, zu ihm hinunter. So konnte er sich zuweilen einige Zigaretten kaufen, das war der größte Genuß, den er konnte! Nachts schlief er meist in der Nähe der Städte auf heißen Kohlenhalben und erwachte oft ganz taumelig, denn dort strömten

böse Gase aus. Als es wärmer wurde, nächtigte er hinter Hecken oder im Walde. Zuweilen zündete er sich auch ein kleines Feuerchen aus trockenen Reisern an, um sich zu erwärmen, denn die Nächte waren noch kalt. Ein besonderes Glück war es, wenn er in einer Scheune auf Heu liegen konnte, aber das kam selten vor, denn es gab kaum Bauern hierzulande, sie waren auf den Dörfern alle Bergleute.

Seine Kleider gingen an, zu zerlumpen, die Sohlen schlappten ihm bei jedem Schritt hernieder, ach, sein Geschäft ging schlecht! Kam er in einen Hof, so stand sicher schon ein Messerschneider da, oder ein anderer Ronda spielte ein Stückchen auf der Geige. Letzthin hatte er sogar Konkurrenz durch einen Bärenführer bekommen, der einen anderen Kumpel, der mit Fellen geschickt verkleidet war, tanzen ließ. Der Bursche hatte den Vogel abgeschossen. Alles stand in den Fenstern und lachte, und es regnete Silberstückchen. Roman stahl sich mit seiner Laute erbittert hinweg. Lange saß er an einem Feldrain und stierte dumpf vor sich hin. Bohnte das Leben eigentlich noch, oder sollte man sich am nächsten Baum aufhängen? Er hätte den Nächstbesten ermorden mögen und mit seiner Geldbörse davongehen! Und dann nahm er doch die Laute auf und trittete weiter.

Als der Sommer kam, wurde es ein wenig besser. Man konnte sich doch einmal eine Rübe aus einem Felde ziehen oder im Morgenrauen in einem Schrebergarten Erdbeeren stehlen. Dann war er wieder guten Mutes, und das Leben freute ihn gleich wieder.

Heute brannte die Sonne so heiß, es verlockte ihn, zu baden. Er ging quersfeldein. Da lag ein Wiesenflüßchen, es schlängelte sich zwischen Weidengebüschchen. Roman zog die Kleider vom Leibe. Ein Hemde hatte er schon lange nicht mehr, ein schäbiges Halstuch ersetzte alle Wäsche. Es war beglückend, einmal wieder sauber zu werden. Wie ewig lange hatte er sich schon nicht mehr gewaschen. Er schwamm wohligh ein wenig her und hin. Da und dort strömab leuchteten die weißen Leiber der jungen Arbeitslosen. Das Schwimmen war die einzige Sommerfreude für den Ronda, die nichts kostete, und es schaffte einen guten Zeitvertreib dazu, denn das ertötende Gleichmaß der leeren Tage erdrückte jeden, wenn sie auch alle denselben gleichmüthig stumpfen Gesichtsausdruck trugen, wie eine Maske. Man biß halt die

Sähne zusammen, lachte dumm und fluchte ein wenig, wenn sich zweie trafen, das tat gut.

Roman lag dann lange nackt in der Sonne, sah in den Himmel und dachte an gar nichts. Ein Storch flog vorüber, er wiegte sich schräg im Winde wie ein schönes Lustschiff. Weiße Wolken zogen durchs Blau, ein Sperber kreiste ruhig und feierlich in großer Höhe.

Da fuhr ein Jagdwagen aus dem Walde auf den Wiesenweg. Eine junge Dame saß darin, fein und schön gekleidet, ein Kutscher in Civree thronte auf dem Bock und hielt die zwei edlen Pferde. Sie sah im Vorüberfahren neugierig auf den jungen Burschen, der sich schamhaft seinen Rock über den Leib zog. Ein Stich ging durch seine Seele. Die hatte's gut. Wer so in der Kutsche sitzen könnte und dann mittags Braten essen und gute Suppe! Er warf sich verbittert auf den Bauch und laute Gras in sinnlosem Zorn.

Da rief ihn eine Mädchenstimme. Ein blutjunges Mädel, kaum sechzehn Jahre alt, in einem rotgestreiften hübschen Badeanzug, stand neben ihm und küßte ihn mit einem Binsengalm. Sie hatte Kleine, zierliche Brüste, fast noch wie ein Kind. Eilig schreckte der Roman hoch und fuhr mit beiden Füßen zugleich in seine Hose. Sie lachte schallend. „Brauchst dich doch nicht zu schämen!“ Das Mädel setzte sich neben ihn ins Gras. „Willst eine Schnitte? Da haßt du!“ Sie warf ihm ihr Frühstückspaketchen in den Schoß. „Ich habe keinen Hunger!“ Roman laute verschämt und heißhungrig. „Woher bist du?“ „Von Laurahütte drüben; und du?“ „Ich bin hier im Dorfe Dienstmädchen gewesen, aber seit heute bin ich auch stellunglos, und eine neue Stellung krieg ich doch nicht wieder, — ausgeschlossen! Und da wollt' ich mir mal einen schönen Tag machen, eh' ich mich bei den Eltern hinsetze und hungere. Die Mutter schimpft nämlich den ganzen Tag.“ Sie sah ihn drollig verschlagen an und lachte dazu. Ihre Augen blitzten, und in dem kurzgeschnittenen blonden Schopf spielten Sonnenlichter.

„Bist hübsch, Mädel“, sagte der Roman mit bebender Stimme. Dann legte er sich wieder auf den Rücken, er war ganz rot geworden. „So, findest du? Schach hab' ich noch keinen“, meinte sie kindlich und zupfte ihn am Ohrläppchen. „Haßt du schon ein Mädel?“ Er lächelte halb verschämt und schüttelte den Kopf.

„Sing' mir etwas vor“, sagte die Kleine, legte sich lang ins Gras, stützte die Hände unterm Kopf und sah in den Himmel. „Ich heiße übrigens Jadwiga, daß du's weißt.“

„Und ich Roman, und jetzt werd' ich dir einen Kuß geben.“ Und er drehte sich im Plegen zu ihr und küßte sie, ohne sie anzufassen, mit geschlossenen Augen, mehrmals. Das Mädel wurde blutrot und lachte ein bißchen. „Mein erster freier Tag fängt ganz hübsch an. Weißt du, ich hab' sehr schwer müssen arbeiten in der Bäckerei, die Frau hatte sechs Kinder, und faul und böse war sie auch. — So, nun sing!“ Da setzte er sich auf, nahm die Laute und sang, ein Lied nach dem anderen, er mochte gar nicht aufhören. Die Jadwiga hatte die Augen geschlossen. „Fein singst du“, sagte sie aufseufzend, als er aufhörte. „Ach, nun heißt's sich anziehen und nachhaus' ins Glend gehen. Man sollte sich liebhaben und dann ein Ende machen.“ Dem Burschen brannte das Herz, wie sie so redete. Er strich sehr an ihrem jungen glatten Leib hinunter. „Bist schön, Mädel!“

Sie begannen beide zu zittern, nahmen sich bei den Händen und gingen in den Wald. Dort kam es über sie, und sie herzten sich wild und heiß. Dann saßen sie lange in einer trockenen Mulde, sahen sich in die Augen und sagten gar nichts. Nur zuweilen senkzten sie vor Glück, und dazwischen steckten sie einander Blaubeeren in den Mund.

Da flüsterte das Mädchen heiß in sein Ohr: „Was erwartest uns daheim? Ein Hundeleben, Hunger, Arbeitslosigkeit, Glend! Komm, wollen zusammen in den tiefen Teich gehen, der hier herum liegt.“ Sie zog ihn ins Dickicht. Da ruhte regungslos ein schwarzer Teich, ganz von Binsen und See-rosen durchwachsen. Ribellen flogen darüber hin. Ein Hügel, fast wie ein Hünengrab, lag dunkel daneben. Sie standen eng verschlungen und schauten hinunter. Ein Schauder lief ihnen den Rücken hinab, es stieg kühl aus dem Wasser auf.

Auf einmal schrie das Mädchen gellend: „Du, da schwimmen Kröten! Nein, nein, wollen weiterleben, das Leben ist doch schöner, als da unten zu liegen!“ Und sie brachen durchs Dickicht wie gehezt, bis sie wieder bei ihrem Kleiderhäufchen waren. Sie zogen sich wortlos an, dann gab das Mädchen dem Burschen die Hand: „Leb' wohl, Roman, es war ein schöner Tag. Wollen uns lieber nicht wiedersehen, es ist doch keine Hoffnung dabei!“ Und sie lief unter Tränen schnell davon. Roman nahm betroffen seine Laute auf und ging auch quersfeldein nach der Landstraße. Er schritt aber schlank aus, mit weiten und fast fröhlichen Tritten, denn es war irgendwie wieder ein bißchen Hoffnung in ihm, weil ihn solch schönes Mädel geküßt hatte. Hoffnung auf Arbeit, auf richtige, gute Arbeit!

Ueberlistet

Von E. K. Kull.

Es war in Ratibor in den Septemberwochen des denkwürdigen Jahres 1914. Lachend lag die Sonne über dem Tag trotz Krieg und blutigem Ringen da draußen vor dem Feind.

Um die gewohnte Stunde geht Paula ins Büro. Ganz in Gedanken versunken schreitet sie dahin und kommt am Zaun des auf der Zwingertstraße gelegenen Schulhofes vorbei, in dem die in der Schule einquartierten Verwundeten teils hinkend oder mit verbundenen Armen hin- und hergehen.

Paula schrickt plötzlich auf, als das Wort „Fräulein“ an ihr Ohr dringt, das einer der Soldaten zu ihr spricht. Sie reagiert nicht darauf, vermutet sie doch dahinter nur ein plummes Anbandelnwollen.

Nein, dafür war Paula nicht zu haben, so auf offener Straße eine Bekanntschaft zu machen. Stolz schreitet sie weiter.

Nochmals ertönt der Ruf „Fräulein“. Die Angeredete jedoch strafft ihre Figur, wirft den Kopf in den Nacken, als wollte sie mit dieser Geste andeuten: nun versuche nochmal, wenn du den Mut hast, und schreitet hoch erhobenen Hauptes weiter.

Wider Erwarten aber ging auch jener jenseits des Zaunes neber ihr her und hatte Mut genug, nochmals zu sagen:

„Fräulein, nur einen kleinen Augenblick!“

Aber auch nicht den kleinsten Augenblick gestattete ihm Fräulein Paula, die ihrerseits in hellste Empörung geriet. Hatte sie diesem aufdringlichen Patron nicht deutlich genug gezeigt, wer sie ist? Den Blick unverwandt geradeaus gerichtet, ging sie weiter, ohne sich um den neben ihr Herschreitenden zu kümmern.

„Liebes Fräulein, haben Sie denn kein Erbarmen mit einem Vaterlandsvertei-

diger?“ ertönte von neuem die Stimme um einige Grade weicher als zuvor.

Was war das? Vaterlandsverteidiger hat er gesagt? Sollte man denn nicht doch den Stolz fahren lassen? Die rauhe Wirklichkeit der Feldgrauen da draußen stand vor ihr und widerstrebende Gefühle erwachten in ihrem Innern, das ja gar nicht so hart war, wie sich Paula den Anschein gab. Aber dieser hier, das war doch klar, suchte ja doch nur einen Flirt, und dies gab's nicht, also ging Paula weiter mit der hochmütigsten Miene.

„Wollen Sie denn einem armen Verwundeten wirklich nicht einen Gefallen erweisen?“ kam es nochmals von drüben.

Paula, unschlüssig, was sie diesem Appell an ihr Mitleid gegenüber tun soll, stockt für den Bruchteil einer Sekunde, überlegt in ihrer raschen Art und kommt angefichts dieser anscheinend von Herzen kommenden Bitte zu dem Entschluß, den Soldaten anzuhören. Er mag vielleicht einen Brief zu besorgen haben oder sonst ein Anliegen, das mit amourösen Dingen nichts zu tun hat, denkt sie.

Also dreht Paula ihr stolzes Köpfchen nach dem Zaun, streift ihre Hochmütigkeit bis zum Grad wohltemperierter Höflichkeit ab, tritt einige Schritte an den Zaun und spricht nicht gerade sehr ermutigend:

„Was wünschen Sie von mir?“

„Einen Kuß!“ lautete die prompte Antwort aus lachendem Munde, hinter dem eine Reihe blinkender Zähne erschien.

Paula war sprachlos, derart überlistet worden zu sein, stumm drehte sie dem Lachenden den Rücken und schwor sich, diesen Weg nie mehr zu gehen, solange noch in der Schule Soldaten einquartiert seien.

Oberschlesisches Wiegenlied

Pick, pack! — Pick, pack! — Schlafe ein!
Vater kann zu Haus' nicht sein.
Pick, pack! — hackt jetzt Kohlenstein.

Pick, pack! — Mit dem Kohlenstein
back' ich heute Küchel fein!
Bick, back! — für mein Kindelein!

Tick, tack! — Unsre Uhr schlägt acht.
Kind hat's Aeuglein zugemacht
Tick, tack! — tick, tack! — Gute Nacht!

Leo Rinke.

Bollstoat und Taifstoat

Von Johanna Epstein, Leobschütz.

De junge Peshkin fuhr mit'm Rupper ei de Stoadt. Se mußt noch viehrl besurga, denn der Klopfersturch, dar de ei a nächsta Wucha kumma sellde, mußte a richt'ga Empfangung hoan. Genächt hotte se schon viehrl, bluß a Taifstoat mußt se noch besurga und woß zum Kuchaboacka.

Zuiricht ging's ei a Kleederloada um an schiena Stoat. Kaum hotte de Berkeeserin a poor Kleedlan vüргеlegt, do packte jemond de Peshkin vu hinda:

„Nee, Anna, bistes werkl'ch? Ich hoa dich hale nie gefannt, asu lange hoa ich dich nie gefahn. Kimmste nie wieder amol uff Boabß!) Woß mocht d'n Deiner? Wie gieht's d'n ei der Wertschoft? Gott's bei Eich vergangne Wuch' aa gehogelt? Hot Ihr z' Johr gudes Futter? Woß mocha denn Eire Schweinlan? Woß host d'n derzune ge-soat, doß de Franzke Grete ike an Bubifloop hot? Hot de Koatschecke schon gefolbt? Weeste schon, doß dei irschter Schamster, der schlaue Sesse, mit am Weibsbild uff Amereka ies? Vu der Kupfe Paula hiert ma ooch Socha. Na, ich frei mich zu stehr, doß ich dich getruffa hoa. Ich wußt doch nte, doß . . . Odder ich soa der'sch, akrat su, wie ich denne Poate bien, will ich oo de Poat zu dem Ir'schta sein.“

„Inne, do helst mer zuiricht an schinna Taifstoat sucha.“

„Vu Garza gerne! Nimm och a blooes Kleedla, do kimmst bestimmt a Junge, und wenn's nie is, werd's dos Freilein schon imtauscha, gelt?“

Akrat wie se dos soate, kom a junger Pauer rei. De Berkeeserin packte 's ausgesuchte Kleedla und Mizla ei, und de Peshkin bezahlte. Se wer gerne wetter gegonga, obber de Boabser Poate wulld noch asuvel wissa und goab ka Ruhe. Sugoar noch'm Meisthaufa derkundigte se sich.

Derwelle verlangte dr junge Pauer a schinnes Vollkleed. A sulld's seiner Braute mitbrennga. Do wor a grienseidnes mit sitter finkliger Spitze, dos gestiel'm. A ließ's eipocka, bezahlte und ging dermite naus. De zwee Weiber stonda noch immer uff eem Fleck, und de Peshkin wußt sich schon ka Kroat meh, wie se der Poate auszicka kinnde.

Uff eemol hot's draußa 'n Uffloof. Der Stroakafehrer hotte a poor sitte klinge Dinger vu a Hundta zusummaefehrt, und a Besuffner war aroade mit'm Gesichte neigefolla! Dos goab a Gelächter! A suvel

Minscha koama derzune, bis a Pulzist vantsulzierte und dam Besuffna wieder uff de Beene holf. Doas war a Fressa ver de Beier-Poate. Se kinnde sich gornie trenna, ober der Peshkin koam der Uffloof stehr z' posse. Sie wißchte schnell im de Ecke ei a Kroamloada nei, keeste woß zum Kuchaboacka; schon koam der Rupper vüргеfohrt und aheeme ging's. „Nee“, lochte de Peshkin, „ike bin ich de Poate schnell lusgewurda, die werd mich sucha.“

Derheeme derzählte se 'm Moan derwone, dar lochte, doß'm der Bauch wockelte. „Ich gleeß, die sibt gerne 's gonze Joahr uff'm Doch und wortet uff a Zepplin, dar de nie kimmst!“ De Peshkin ging nu ei de Kiche und der Moan mochte 's Paketla uff und suchte noch'm Kleedla. Zefersich nee, woß woar d'n doas? Der Peshke Pauer kriegt a ruata Koop, rannte ei de Kiche un schrie: „Anna, biste verrickt? Woß host d'n mitgebrucht? Du denkst wull, ich war dich lossa zum Tonze giehn ei d am Zustande? Nee, de Weiber denka bluß on sich. Als ob w'r nie genung Obgoaba zu zohln hoan; uff seidne Kleeder muß 's noch longal!“ Wie sich de Peshkin a Schoada besoah, kriegt se a longes Gesichte. Dos mißt doch 'ne Verwechslung sein, sie hätte a blooes Taifkleedla ausgesucht, nie ärndt a Vollkleed. Zerlechte, wie's der Moan nie gleeßa wullde, sing se oan zu flenna und haut 'm de Dir f'r der Noase zu. Wie se ni zum Wittigassa koam, kriegt's Peshke doch mit'm Gewissa zu tun und fuhr ei de Stoadt, weil a wissa wellde, woß mit dam Kleede lus war.

Der junge Pauer, dan de Peshkin noch ei'm Koada gefahn hotte, wor irsch noch een heba gegonga und dernochernt aheeme gefohrt.

„Weest de, Trudla“, soat a dann zu seiner Brante, „ich hoa groad die Forb ausgesucht, die d'r asu gutt stieht. Du wirscht sahn, 's werd d'r gefolla.“

Die Trude mochte uff und sahte sich für Schreck uff a Stuhl.

„Nee, Franzla, doas hätt ich nie geducht, doß du mer'n sitta Schobernock uffspiela konnst. Sei fruh, doß de su eene kriegst, wie ich bin. Ober ihr Moansbilder wullt lieber sitte schlechte Weiber, nie ärndt a vanskänd'ges Madla. Nee, bir sein gesch'edne Leit!“

„Ober Trudla, ich wees jo gornie, woß lus is, ich hoa d'r doch su a schtenes Grienseidnes gekest!“

„Do huste dei Grienseidnes!“ rakte de Trude und schmieß'm 's Paketla on a Koop.

1) Babitz.

„A sooch nei: du menne Bitte, do log a Kinderkleedla und a Mikla drinne. Nu ging'm a Seefasieder uff. Verwechself! Der Wanke Alois, der Kihkippler,“) fuhr groade vurbei uff de Stadt zu: schnell nuff, wie a ging und stund. Dos toar ma jo keem Minicha derzähla, viel winger noch 'm Kihkippler, dam grizta Klotzschweeb aus'm Durse.

Ma, de Berkeeserin hurte ka gudes Wurt. Se wor verzweifelt, denn iz mißt sie dan Schoada derseka und hotte duch richtig der Froo dos Paketla mit'm Kinderkleedla hingelädt. Pluße ging de Tir, und der Peschte Pauer stirzte rei.

„Edeword, was mochst d'n du do?“ staunte der junge Pauer. Se kannta sich nämlich beede vu d'r Winterschule har.

„Ich will guttmocha, was mei Weib verpocht hot, und doß ich d'ich do treffa muß, dos is nährsch. Soan Se amol, Freilein, hot menne Froo merklich a Bollkleed hier gekeest odder worsch duch a Kinderkleedla?“

„Hurrah!“ schrie Franz, „nu hoan mer de Berwechslung. Sitte, Edeward, mei Trudla wulld' mer schun a Laufpöß gan, weil a Kinderkleedla eim Pakete woar, und weil se

2) Viehhändler.

ducht, ich wulld' se veräppeln. Nu kinna wer glei de Socha austauscha und dan Schreck und 's Wiedersehn begiffa.“

's Freilein stroachte und derzehlte, 's wär a ales Weib mit der junga Froo dogewäsa, dos hätte juwel gepoapert und do wärsch possiert.

Wie's wetter gieht, kinnt ihr eich denka. De Trude noahm a Ring zerride, und och de Anna wor versehut. Der Klopfersturch brochte hernochernt werkllich an Kleena Junga. De Poate zu Boabs hotte (zum Glicke) a Fuß verrenkt, do kinnd se zu der Stippe nie kumma. 's Jungla hotte obber zwee junge Poata, Franz und Trudla. Wie se hernochernt uff's Wohl vu dam Kleena oanstieka, zwinkerte der Peschte Pauer 'm Franzla zu und versproach, sich später amol mit dan zwee'n obzustuda.3)

Dos Taifkleedla hot noch uffte seine Schuldigkeet geton, und de Peschkin hot amol gefeiffz: „Ma hot a, wenn ma a Heesla hot, ehb se olle bekleedt sein.“4)

3) sich zu revanchieren.

4) Vandläufiger Stokseufzer von Kinderreichen.

A verpuchter Junge

Von Karl Klings.

„Nu ging's nu baale dret Fuhr. Jeda vierta Sunntich krigte de Matsche-Mutter Besuch; dos koam ihr Franzla, daarde zu Fuchswinkel, eim Kukwerderfla, beim Krautworscht-Schuster ei der Viehre stoand, of a poar Stunda hääm. A koam immer asu 'n Bertelstunde nooch 'em Mittagläuta, und obens em siebne mußt' a sich mit militärischer Pinflichkeit bei der Määstern wieder melda. A broochte der Mutter de Wäsche, woas zu slicka, woas zu stuppa und, woas ihr immer om besta gefill, de lehta Fuchswinkler Neuglääta. Wenn a senn Kroom ausgepackt hotte, goab ihm de Mutter a Bierwuchabericht ieber de neufta Vierfälle eim Häämtebersla: Fuchzich, Tääsa, Schweintlachta und ander wichtige Dinge, a mußte doch of 'em Voofenda blein.

De Zeit vum Mittagassa bis zum Kaffeetrinka verplopporta se mehrsch recht lustig und gemittlich. Noah der Vasper oaber worda se sachte immer stiller. Franzla soaß ei der Ecke, schielte ieberhansweille nieber of

a Sääger, und je nehnder, doß der Weiser of de Sechse zuruckte, desto meher zwinkert' a mit a Dogalidern, und dernoo tauert' 's ne lange, doo faulka 'hm häämlich a poar Träppla ieber de Wanga. Wie a sich vo verfallte, de Mutter merkt' 's doch immer baale, wenn ihm der Duorg horte worde, und doo troat ihr oo 's Wosser glei ei de Gucka. Franzla doochte: kaum bien ich kumma, doo muß ich schunn wieder gihn, bei der Mutter vergiht de Zeit doch goar zu flink! Und de Mutter: Wie de Stunda sunntigs immer verfliega! Buchatags kricha se wie de Häuslaschnecka, sikt oaber Franzla naaber mir, da slika se verbei wie Gevattala! Inne ja, dernoo redt s' ihm gutt zu: „Fuß 's gutt sein, Franzla, du bist ju baale Geselle, doo hult es ieberstanda, doo toar dich de Määstern nimme fuignieren, die Waaterhege, die biese; doo muß se dich Sieza und vier dir Respekt hoan. Und Geselle brauchste ju ne lange blein. Nu baale wie 's gih, machste de Määsterpriefung, und dernoo zteh wer zu-

somma, ich bien deine Wertin, doas wott oaber schien sein, gelloch? Wär der Woater ne zu frih gestorba, wär freilich olls andersch kumma! Daber 's himmlische Herrgootla hoot's halt ne gewullt."

"Nu ging's, wie gesoat, baale drei Fuhr. Daber om lehta Sunntige schlug pluze 's Woater em, de Matschke-Mutter fill aus a Wulka.

Nooch 'em Kaffetrinka schielte wull Franzla wieder monchmol of a Sääger, oaber ne verstohla wie sunst, und a soaß ne ei der Ecke, wie wenn ihm de DINNER 's Brut gefrassa hättal! A sporzierte eim Stiebla uf und nieder, und ofdelehte sing a goar van zu feisa.

De Mutter horchte. A verstellte sich, dooch' se; a hoot 'n gude Absicht: ich sool denka, a hoot kääne Angst meh vier der Määstern. Daber 's wott ihm halt ne gelinga, de Träppla wann schunn noo kaula, und de macht' sich druf gesoh't.

Wie der Sääger ausschulte zum Sechschloon, soht' sich Franzla a Hutt uf. De Mutter hullte schwer Odem und fuhr nooch 'em Scherzazippel. Daber 's Woater blieb treuge, de Matschken kunnd sich ne genung wundern, Franzla fluschte, und ää Wurt goab 's ander.

"Ich muß gihn. Sust mirsch Packsla zurechte gemacht?"

"Fu doch, Franzla. De Bierhemdla, Socka, Schnupptichla — —"

"Bezoahl dirsch Goot, Mutter. Blei hibsch gesund!"

"Daber Junge, wie kimmst mer 'n vier heute? Du bist mer wull goar kää hibsla nimme gutt?"

"Warum säub ich dir nimme gutt sein?"

"Inne sunst huste doch immer erscht a Gefekla gefleunt. Daber heute —?"

"Doas muß doch amool ufgiern, Mutter, lebersch Fuhr bien ich Gefelle, doo poht sich's doch nimme. Ich muß mich feste macha mit sacht'em."

"Fu doch, fu doch. Recht huste ju, oaber 's hoot mer halt immer asu gutt gefolla, und ich fiennte ju ganne miet. Doo soh'g ma 's doch zum wingsta —"

"Saab ek gesund, Mutter!"

"Doo griß mir och de Määsterleutel! De Määstern verdient ju kenn Gruß, weil se dich zu schlecht behandelt; oaber ma muß halt a Doge zudricka —"

"Bier der Määstern brauch ich mich ntmme fercht. Doo mach dir kenn Kummer! Die treet mich of a Hända."

"Der Berhand bleit mir stihn, Junge. Of a Hända treet se dich, de Määstern?"

"Ich wa' dich doch ne heliege, Mutter. Der Määster hoot mich immer schon ganne ge-

hoat. Oh macht's oo de Määstern gutt mit mir."

"Goot sei's gedankt, Junge, vieltausendmool, wenn's asu stiht. Daber wie denn asu of äämool? Doo muß doch woas viergefolla sein?"

"Biergefolla? Och ju."

"Ich brix vier Wunderhöstigkäät, Junge. Doo rede doch a Wurt. Woas hoot's denn doo gehoat?"

"Wetter goar nisch. Ich rede ne ganne derwoone. Du denkst amende: ich wiel mich dermit gruß macha. Und 's betrifft a Määster."

"Junge, du morterscht mich zutude. Ich riegel de Tihre zu, ich looß dich ne nauß. Erscht muß' mir Bede stihn. Woas hoot's gehoat mit 'em Määster? Blei gestiht es!"

"Du weßt's doch: a frigt monchmool de Sammelwuche?"

"Kää Wärtla wääß ich, nisch wääß ich. Daber ich hoo's wull vergassa. Doo hoot a se wieder amool gehoat?"

"Inne ju. Vier verz Tage. A stoonb halt, wie a 's immer macht, of äämool voo der Arbt uf, zug sich a Schwenker oan, stackt' sich a Strääfla Popier ei de Tofsche, und ehb ich mich versoh'g, soat' a: ich gih Mooß nahma, und a tippelte eim Dorfe nunder. Daber halt schnurtracks ei a Kratschem, und doo soaß a wieder seine drei Tage."

"Du heilige Muttergoots! Und de Määstern litt a ruhig sika? De mißt' a doch gihn häämhulla, ehb a sich erscht feste seht!"

"Nä, doas macht se ne. Doas teet 'em Renumeh schoada. Daber wie der Hellateifel fährt se derno derhääm' eim Hauße rim. Ich mach mich asu klään wie a Määkaaser und hull kaum Odem. Doas Mool oaber toat se mer doch lääd."

De Määstern? Warum denn?"

"A soaß halt schunn a vierta Tag feste. De Määstern wußt' sich kenn Koot meh. A ganza Morga flennt' se und lauerte om Fauster, eeb a baale keem. Of äämool fill se ieber a Tisch und heulte zum Stäänderwäächa: „Ich unglücklich Weib! Kää Mensch hoot mit mer Derborma. Heilges Herrgootla!" Ich hätt' baale muß' mitflenna. Daber ich macht' mich stork, troat zu-n-ih'r und soate: Määstern, nahma Se doas 'em Määster ne iebel. A koan doo ne berniere. Der Brantweinteifel hoot a ei der Gewalt, und wenn daar a ne freilitt, koan a ne lusz; sah'n Se. Der Määster tuit mir ei der Seele lääd, und oo Sie tun mir lääd, Määstern."

"Doas huste sibr schien gesoat, Junge. Und wie nohm se 's uf?"

"Gutt. Franzla, soat' se, holb fluscht' se, holb flennt' se noo, doas konnt' mer glei beweisa. Huste werkllich Derborma mit mir,

doo zehst dir of der Stelle de Jacke oan, gihst nieber ei a Kratschem und hullst mir a Määster hääm! — Angst krigt' ich doo freilich ganz verpuchte, oaber plantern kunnd' und wulld' ich mich doch ne, doo hullt' ich mir halt de gute Jacke. Und wie se soh, doß ich mich zurechte machte, krigt' se grüße verwunderte Doga und läät' mir de Hand of de Schipprine und fluschet: Daber pfiffig mußte 's vanstella, Franzla, sunst kimmt a ne mit. Sprich och: der Dmtmann vum Hofe wär doo, a wäld sich a Paar neue Langschäfter oanmassa loon; doo mächte der Määster doch amool of 'n Dogeblied häämkomma. Und wenn d' a brengst, Franzla, huch und heilig versprech ich dirsch, a Stimmel sullste do hoan bei mir ei der Schusterstube, kää biele Wärtla meh hiern voo mir! — Sulld ich doo ne gihn, Mutter? Es muß ich's oaber forz macha, sunst kumm ich zu speet."

"Doo brauchste kenn Kummer hoan, der Sääger gihst 'n Bertelstunde zu frih."

"Forz, ich ging und hullt' a Määster."

"Und hust a broocht?"

"Du. Daber 's wär baale schief ganga."

"Doas muß' mir noo derzeehla, Franzla!"

"Daber ja käämenschan derwoone woas verroota!"

"Wu war ich denn?"

"Heute muß ich driebler lacha. Daber doozumool! — Der Määster hott mich wull schunn kumma sahn. A soaß om Fanter ei der Schenfstube. Weil ich neikoam, muß' ich mich zu-n-ihm seka und a Stampala Brantwein mlet 'hm trinka. Trink aus, Franzla, soat a, dernoo gih wir mitsomma hääm, ich wullde groade vo ganz allääne schun kumma. Die Fauche doo schmeckt mir nimme. — A redte ganz kloar, oaber wie wir usstoonda, tunkt' a doch verflischt rieder und nieber; ich grief oaber flink zu und broocht a glücklich aus 'em Kratschem raus."

"Du bist a Mordstalle, Franzla."

"Känä, Mutter, 's dicke Ende kimmt erscht noo. — Of der Strooße blieb a stihn und lachte: Voß mich lus, Franzla, ich gih allääne, soat' a; wenn ins de Bente asu eigehooft gihn sahn, reda se driebler. A tortelte doch oaber ganz verpucht, a wär mir baale nundergeschussa ei a Strooßagroaba, do packt' ich a wieder und soate ei menner Schusterjunga-Zummbhää: „Kumma Se och,

Määster, ich wa' Se lieber fihrn!" Doo hott ich oaber gutt eis Wespanaast gestochal Vermolldeitt! — Woas, du Ruhlich, du — mich fihrn? krääsch' a verbuust. Der Stift wiel a Määster fihrn? Du Knerps dul! Schaam dich, du niederträchtiger Kalle! — Und a goab mir 'n Schubbs, doß ich mich of der Stelle dreimool ieberkugelste."

"Du heil'ge Muttergoots! 's Genicke kunndste brecha. Dar vermolldeite Brantwein!"

"Wuhaar och! Ne amool wiß getoon hott mirsch. Daber ich toat, wie menn ich ne usstihn kände. Weil ich's doch soh, doß a sich ne wullde fihrn loon vum Stifte, dooch' ich oan de Määstern, die hotte doch gesoat: oaber pfiffig mußte 's vanstella. Und do verfallt ich mich und jammerte hinderlistig: Määster, der Brantwein muß mir sein zukuppe gestiega, de Häuser drehn sich radlarim im mich, und mir werd schlecht. Sein Se gebaata, fihrn Se mich hääm, doß ich mich glei kvan eis Bette lään!"

"Du Racker, du verpuchter, vo waam huste denn die Pfiffigkää, vum Boater oaber vo mir?"

"Woas kunnd ich andersch macha? Vo mir ließ a sich doch ne häämstihrn; do muß' ich äben a Spieß imdrehn und sprecha: a sool mieh häämstihrn. Doo kannt ich a doch. A toot's vo werklisch sthr ganne, und wer koama gutt zu Rande. A wääß heute noo nisch't vo menner Niederträchtigkää und denkt immer noo, doß haar mieh hoot häämgefuhrt."

"Du hust's werklisch hinder a Ohrn. Und de Määstern?"

"Die treet mich of a Hände seitdaam. Franzla hinda, Franzla vorna gih't a ganze Tag. Der Määster watt sich baale wundern driebler. Es riegel oaber de Tihre us, Mutter!" —

Doo brauch wir freilich nimme flenna, a verpuchter Junge, doochte de Matschen, wie s' ihm usriegelte. Und weil s' ihm anooch soh, wie a forsch eim Dorfe nuff stablierte, fluschet' se und soate ganz laut: "Doo sprecha de Leut' nimmer, de Berliner Schusterjunga hoan de Pfiffigkää gepacht', oaber de schleescha sein vo ne of a Koop gefolla. Met Franzla hoot's bewies. A verpuchter Jungel!"

Erkenntnis

So schlecht ist kein Mensch,
wenn ihn Finsternis auch
wie die tiefste Hölle umnachtet,

daß die Stunde nicht kommt,
wo das Licht in ihm siegt
und wo er sich selber verachtet.

Otto Suchland.

Die Ruhjungs auf der Krähenwiese

geschrieben von ihnen selbst, mit Ausnahme des ersten Kapitels, das der Herr Lehrer verfaßt hat, weil aller Anfang schwer ist.

Die Krähenwiese.

Wenn man das Dorf in nördlicher Richtung verläßt und in Verfolg des Weges weitergeht, gelangt man in etwa 10 Minuten zu der linkerhand in den Wald eingeschrittenen Blöße, die im Volksmunde den Namen Krähenwiese führt. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß in früherer Zeit hier Krähen horsteten, die aber im Laufe der Zeit durch allzuhäufiges Auslegen von Giftbrocken ausgerottet wurden. Was ihre Größe anbelangt, so weist die genannte Wiese ganz beträchtliche Ausmaße auf, als sie 120 Meter breit und 150 Meter lang ist. Unter Länge ist hier die auf dem Wege errichtete Senkrechte nach Westen zu verstehen. Wie bereits erwähnt, ist die Wiese von Wald umschlossen. Steilragende Fichten und Kiefern, vereinzelt von Erlen und Birken unterbrochen, bilden dichte Wände. Ein Graben durchschneidet die Wiese von Osten nach Westen, und bei Hochwasser geschieht es des öfteren, daß er aus seinen Ufern tritt. Von der Vegetation der Wiese ist nicht viel zu berichten. Außer den bekannten Wiesengräsern finden sich dort vereinzelt Büschel Binsen, Ranunculus officinalis und an den feuchteren Stellen Vergißmeinnicht und Münzen.

Das Gras gedeiht hier nicht zum Heu, und so dient die Krähenwiese als Weide. An den Sommernachmittagen tummeln sich hier etliche Schulbuben mit ihren Kühen. Leider verursachen sie nicht selten ein müßiges Geschrei, was die Stille der umliegenden Natur sehr beeinträchtigt.

Mein Lebenslauf.

Der Herr Lehrer hat uns jetzt gar nicht zu sagen, denn wir haben Ferien. Mich nennen sie Amselhal, weil ich einen schwarzen habe. Und bin zehn Jahre. Meine Kuh heißt Alma. Sie gibt sechs Liter täglich und ist gerötet.

Meiner auch.

Ich bin Igelohr, weil mir die Ohren abstehen, sowie die Haare. Ich werde im Oktober zwölfe. Ich hüte die Laura. Sie ist grau. Und ein Kalb. Dieses heißt Kalb.

Fröschlein seiner.

Fröschlein ist schon einmal sitzen geblieben. Sie sind erst beim großen F. Er hütet die Sterna. Sie ist schwarz wie weiße Gamaschen.

Von der Tante Clementine.

Wir wollten sie gleich wegkellern, denn sie sitzt am Graben und strickt. Deshalb machte Fröschlein einen Handstand und kippte um. Der Tante auf den Kopf. Sie schrie. Aber Fröschlein war schon über alle Berge. Dann stellten wir uns an den Graben und riefen sehr laut: Egel! Egel! Egel! Da kam die Tante mit der Peitsche. Ich sagte: Haben wir vielleicht dich gemeint? Da stund doch welche. Aber die Tante holte aus. Wir entfernten uns rasch. Und kletterten auf die Bäume. Dort riefen wir noch lauter: Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Von den Hummeln.

Wir spielten Schmeling und Baer. Igelohr war der Schmeling und gab mir eine, daß ich umfiel. Da hörte ich was brummen. Erst dachte ich, das Trommelfell, aber dann sah ich, wie eine Hummel in ein Mauselloch flog. Ahal sagte Fröschlein. Und wir gruben mit den Fingern. Der Gang war mindestens einsfüßzig lang. Endlich hatten wir das Nest. Der Honig ist in Töpfchen wie Taubeneier. Das hat aber geschmeckt!

Die große Hize.

Es ist immer sehr heiß. Und wir laufen bloß in Badehosen. Als wir aber heute nach Hause treiben wollten, war Fröschlein sein Hemd futsch. Die Laura hat ihm die Aermel abgefressen. Fröschlein weinte sehr, denn seine Mutter ist streng.

Der Storch.

Ich habe ihn zuerst gesehen. Er spazierte im Graben. Aber er hatte nicht im Schnabel. Im Winter war er in Afrika. Die Leute in Afrika heißen Chinesen oder Neger, weil es dort sehr heiß ist. Er kam ganz ran. Und stand auf einem Bein. Diese sind rot. Guck mal, sagte ich. Lieber nicht, sagte Fröschlein, denn da müßte ich in der Schule von ihm erzählen. Da flog er ab. Die Beine hingen ihm runter.

Von den Nestern.

Manche Vögel bauen sehr hoch. Aber wir finden sie alle. Die Drosseln haben niedrig. Es sind drei nackte drin. Die wilden Tauben haben hier auch ein Nest. Vorläufig ist noch nicht drin. Aber auf der anderen Seite sind junge Eichhörnchen. Igelohr wollte sie ausnehmen. Da kam die Alte und sprang ihm ins Gesicht. Er rutschte runter. Die Hose plakte. Oh warte, Igelohr, die Mutter!

Der Räucherhering.

Im Graben ist kein Wasser mehr. Da haben wir uns aus Schlamm und Steinen einen Ofen gebaut. Amselfals brachte einen Hering und Fröschlein die Streichhölzer. Wir hingen den Hering an einen Draht. Ich mußte den Draht halten. Ich hielt ihn, aber er wurde heiß, und der Hering fiel ins Feuer. Schade.

Der Zepp.

Heute kam der Zepp. Er sah aus wie ein Schwein, das flog. Er brummte fürchterlich. Die Kühe hoben schon die Schwänze. Fröschlein versteckte sich unter der Brücke. Besser,

er wäre nicht gekommen, da brauchten wir ihn nicht zu beschreiben.

Der Ede.

Heute kam der Ede, der was aus der Stadt ist. Wir jagten erst die Hoppapferden. Dann saßen wir unter der Eiche. Hat einer von euch Feuer? fragte Ede. Ich, sagte Fröschlein, und gab ihm die Schachtel. Ede rauchte den Stummel an. Er gab uns jedem einen Zug. Als er alle war, nahmen wir trockene Eichenblätter. Fröschlein wurde blaß. Mir ist vorläufig noch nicht schlecht.

Viktor Kaluza.

Großstadtabend

In den Straßen flammen schon die Lichter,
Das Geräusch des lauten Tags verblaßt.
Ausgelöscht erscheinen Menschgesichter.
Bleich und wirr, als schlichen Bösewichter,
Geh'n wir unter uns'res Lebens Last.

Groß und fremd umdämmern uns die Nächte,
Manchmal weht ein unbekannter Wind.
Eines rätselhaften Schicksals Knechte,
Ich entwurzelt, ohne Heimatsrechte,
Fühl'n wir dumpf, daß wir Verdammte sind.

Wir belächeln uns're Todeswunde,
Wissend um die Lethargie des Nichts.
Und wir stürzen uns ins Glück der Stunde:
Tanz, Musik und Wein und Liebesrunde . . .
Und ernüchtern fahlen Angesichts.

Großstadtabend! Dämmertrunk'nes Grauen,
Lichtfanfare einer blinden Lust! —
Doch wir dürfen morgen einen blauen
Himmel und die Sonne wieder schauen,
Und das Leben atmen, tiefbewußt!

Gertrud Aulich.

Der alte Pflanzensammler

In seinen Mappen sucht der alte Mann,
Drinn säuberlich gereiht nach Ort und Arten
Die Blümchen, die er lebend lieb gewann,
Die farbenfrohen, duftigen und garten.

Sie sind nun fahl, und fahl ist auch sein Haar. —
Wie sind die Zeiten doch so schnell entschwunden,
Daß er sie jugendfrisch von Jahr zu Jahr
An manchem heimlich stillen Ort gefunden.

Nur eines lächelt ihn wie lebend an,
Der guten Gattin erstes blaues Veilchen.
Die Treue ging den letzten Weg voran
Und wartet wohl im Grabe noch ein Veilchen.

E. Eichhorn.

Humor in Wort und Bild

Gachgemäße Kritik



A.: „Das Mädcl sollte lieber Holz hacken!“

B.: „Kann sie nicht, — sie haut ja immer vorbei.“

Gerichtspräsident (zum Vagabunden): „Womit haben Sie Ihren Lebensunterhalt bis jetzt verdient?“

Vagabund: „Von meinem vierzehnten Lebensjahr bis jetzt war ich teils Ziegel- teils Landstreicher.“

Wie der Herr Privatier Dufelmeier eine Ente schoss



Was ist sonderbar, scheinbar widersinnig oder paradox?

- Wenn ein geschickter Bote ungeschickt ist.
- Wenn jemand von vielem Bier Weinkrämpfe bekommt.
- Wenn ein junges Fräulein „Alt“ singt.
- Wenn ein Rechtsanwalt auf die Frage: Wie gehts? antwortet: Ich kann nicht klagen.
- Wenn eine dumme Gans Hühneraugen hat.
- Wenn jemand nach ärztlichem Rat seinen Furunkel im Auge behalten soll.
- Wenn ein heller Kopf dunkles Haar besitzt.
- Wenn sich jemand vom Kreisarzt um die Ecke bringen läßt.
- Wenn eine Kreisbahn geradeaus fährt.
- Wenn ein Kommunist „Fürst Pückler“ liebt.
- Wenn ein Menschenfresser ins Gras beißt.
- Wenn in der Obsthandlung die Pfändung fruchtlos verläuft.
- Wenn einem Riesen das Zwerchfell platzt.
- Wenn der Stehkragen schlecht sieht.
- Wenn ein Schwarzviehhändler am Gründonnerstag Rotwein trinkt, bis er blau ist.
- Wenn sich Herr Herbst im Winter in Sommers Hotel eine Frühlingschmitte geben läßt.
- Wenn ein Schöfför blau ist und eine Schwarzfahrt mit einer weißen Dame ins Grüne macht.
- Wenn die Schwester der Braut Rosa nicht grün ist und diese bei der Mutter anschwärzt, weil der Bräutigam mit ihr ins Blaue gefahren ist.

Sr. 56.

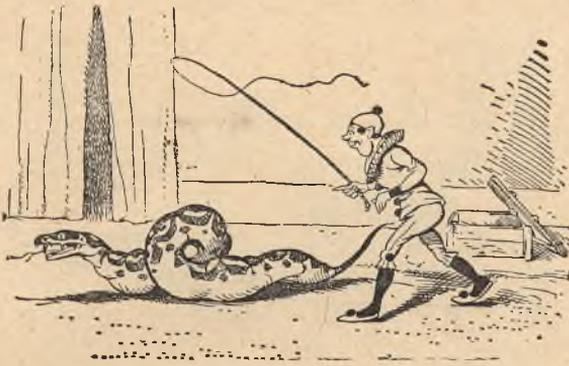
Clown Schlumps mit seiner dressierten Riesenschlange



Schlumps, ein Clown, ein schrecklich dummer,
produziert 'ne neue Nummer.
Vorsicht Weisheitsmutter ist
auch bei einer Schlangenkist'.



Schlumps jedoch schwingt diese lange
zentnerschwere Riesenschlange,
trotz Geringel und Gezisch,
leicht wie einen Federwisch.



Treibt sie dann mit Peitschenknalle,
bei entfesseltem Beifalle,
ringsum wie 'nen Zirkusgaul,
Wiße reizend, oberfaul.



Spricht zu der schon etwas futschten:
„Kannst mir lang den Buckel rutschten!“
Und, sieh da, das Schlangengebist
macht auch dieses, wie du siehst!



Auf jetzt klappt er ihren Rachen,
 und daraus — es ist zum Lachen —
 springt ein Schlumps en miniature
 an das Tageslicht herfür.



Doch der bleibt nicht lang' alleine;
 denn ihm folgen noch zwei Kleine
 und ein Teckel. Mit Wauwau
 schließt die wunderbare Schau.

R. K.

Auf der Wohnungssuche



Ich bin der Käfer Krabbelbein
von Oberbrummelhausen.
Als Junggeselle, aus Prinzip,
tu ich einschichtig hausen.

Die Wohnungssuche ist, Pok Bliß,
nicht immer sehr erfreulich;
sie wird bei dieser Wohnungsnot
jetzt gradezu abscheulich!

Halt! — Hier, das wäre was für uns!
Bei Pilzens will ich mieten,
wenn die nicht grade gar zu hoch
die Bude mir anbieten.

Frau Wirtin! He! Jetzt aufgetan!
Was kostet Euer Zimmer? —
Sechs Dreier? — Nun, da habt ihr mich
als Zimmerherrn für immer.

Doch habe ich kein bares Geld,
weil ich der Kunst nur huld'ge;
Drum brauchte ich bisher auch stets
bloß Wirtinnen, geduld'ge.

Gern will ich Euch für Miet' und Kost
mit meinem Lied belohnen,
so werden wir in Eintracht stets
hübsch beieinander wohnen.

Doch droht Ihr mir mit Kündigung
und ähnlichen Geschichten,
so freß' ich Euer ganzes Haus.
Nun wißt Ihr Euch zu richten!

R. K.

Der Dekorationsmaler und die kleinen Fliegensänger



Maler Klecksel soll Baron von Galen
stilgerecht 'ne Zimmerwand bemalen.
Auf der Jagd nach einem neuen Muster
steht er grübelnd hier und blicket duster.



Läßt sich sinnend in den Sessel nieder,
und ihm fallen zu die Augenlider.
Währenddessen ist den Fliegenjungen
schon das Kunstwerk meisterhaft gelungen.



15 Renaissancebau in Meisse (Bischofstr. 11).
 (Zu „Meisse als Renaissance-Stadt“ von Prof. Dr. Knötel.)



Rammerei-gebäude in Meisse (links v. Turm).
 (Zu „Meisse als Renaissance-Stadt“ von Prof. Dr. Knötel.)



Staubeden Ottmachau.

Im Jahre 1928 begann der preussische Staat mit dem Bau dieses Riesenstaubedens, das im Juni 1933 in Betrieb genommen wurde. Das Becken hat ein Gesamtspeichervermögen von 143 000 000 cbm Wasser. Beim Höchststau werden 24 Quadratkilometer Land unter Wasser gesetzt. Der Staudamm hat an seiner

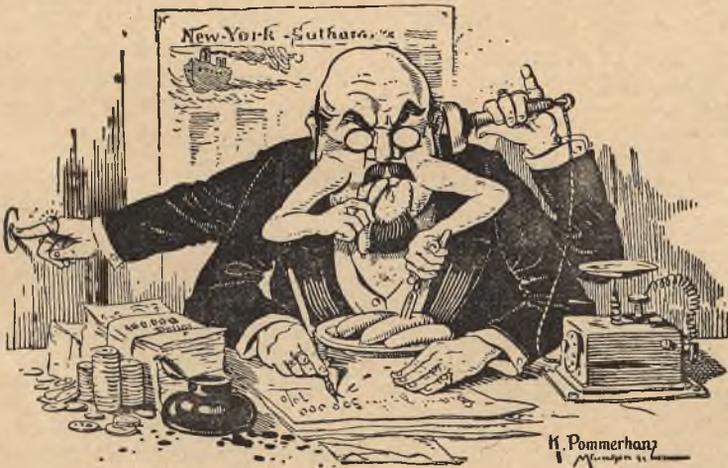
höchsten Stelle am Grundablaßwerk (im Bilde links) eine Breite von 120 m und eine Höhe von 17 m. Die Baukosten betragen insgesamt 55 Millionen Mark. Das Becken speichert das Wasser der Gläser Neiße auf, um es bei Trockenheit der Oder zur Schiffserhaltung zuzuführen.



„Sabelhaft fürwahr!“ spricht Herr von Galen,
 „Will die Leistung doppelt gern bezahlen!“
 Klecksel strahlt. — Es denkt bei sich der Brave:
 Ja — den Seinen gibt's der Herr im Schläfe.

R. K.

Wie sich Bankdirektor Immergrätig den idealen Angestellten denkt



Wurzel der Papagei

Eine lustige Menschen- und Tiergeschichte von Onkel Waldemar.

1. Herkunft und Fähigkeiten

Familie Hofenschneider Haase
Galt bei den Nachbarn als 'ne Blase
Mit Großgetu' und nichts dabei:
Sie hatten einen Papagei.

Für zehn Glas Grog und ein Paar Hosen
Von einem trunkenen Matrosen
Erstand ihn Haas. Doch log er stark,
Er kostete dreihundert Mark.

Grün war er, schrie, und schlug ein Rädchen.
Der einz'ge war er in dem Städtchen
Klawitterheim am Flüßchen Knar.
Nun hatten sie ihn fast ein Jahr.

Er war ihr Stolz — und Purzel hieß er.
An Sprachtalent nicht viel erwies er.
Sobald ein Mann den Gruß ihm bot,
Den schrie er an: „Du Idiot!“

Sonst sprach er nur noch seinen Namen —
Doch war er höflich gegen Damen;
Bekam er nur ein Kleid zu seh'n,
So rief er aus: „Ach, bist du schön!“

2. Trauriger Abschied

Den Haase's brachte nicht viel Segen
Der Purzel. Es begann zu regen
Sich rings die Steuerriecherei,
Und sie umschlich den Papagei.

Klawitterheim tat sich erregen:
Der Haase hat geheim Vermögen
Versteckt, verschickt ins Ausland Geld,
Da er den Papagei sich hält

Das Steueramt glaubt diesem Rufe,
Erhöht um eine Steuerstufe
Die Armen. Das war doch ein Hohn
Bei hundertzehn Mark Monatslohn!

Doch trug selbst solche grause Steigung
Für Purzel ihre tiefe Neigung,
Als dieser bei Frau Haase's Trän'
Gar zärtlich rief: „Ach, bist du schön!“

Und Hans und Horst und Inge baten
Für ihn, die Kinder. Beim Beraten
War drum der Schluß: Ob Hinz und Kunz
Es neiden, Purzel bleibt bei uns!

Schließlich schlug doch auch Purzels Stunde.
Durch Deutschland schlich die wehe Kunde:
Bazillen bringt der Papagei,
Zumal wenn er aus Hamburg sei.

Der Purzel war's. Dort von den Massen
Des Grog's berauscht, hat überlassen
Ihn einst Herrn Haase der Matros'.
Bei Haase's ging ein Trauern los.

Frau Haase und die Kinder heulen,
Doch Haase sagt: „Ihn zu verkeilen
Ist besser als der Kinder Tod.“
Drauf schrie der Purz': „Du Idiot!“

Frau Erna weint: „Bei dieser Seuche
Kauft keiner ihn im ganzen Reiche.
Drum ist es besser, man verschenkt
Ihn dem, der dankbar an uns denkt.“

3. Wurzel als Geburtstagsgabe

Herrn Haase's Tante Eveline,
Von seinem Vater die Kusine,
Die hatte drauf Geburtstag bald
Und war sehr reich und ziemlich alt.

War arglos auch, las keine Zeitung,
Von Papageikrankheit-Verbreitung
Nichts ihre Einsamkeit noch kennt.
Herr Haas' hofft auf ihr Testament.

Und denkt: Es wäre garnicht schade,
Wenn diese Maid des Himmels Gnade
Verkostet durch den Papagei
Und reichlich uns bedenkt dabei.

Nach tränenreichen Abschiedsfeiern
Wird Purzel rings umhüllt von Schleiern,
Ein Schleifchen hat er um den Hals,
Um jedes Pfötchen ebenfalls.

Familie Haase, ihrer fünfe,
Macht sich mit Tränen auf die Strümpfe
Zu Tante's Villa, doch mit Macht
Befiehlt Herr Haase, daß man lacht.

Und wirklich, Tante Eveline
Empfängt sie mit beglückter Miene,
Drauf Inge, die zehn Jahr alt war,
Bringt Verwunsch und Geschenk ihr dar:

Du liebe Tante Eveline,
Wir bringen heut mit froher Miene
Zum Ehrentage dir herbei
Den Purzel, unsern Papagei.

Er möge dir Gesundheit bringen;
Mit seinem Sprechen, Pfeifen, Singen
Mög' dich das liebe Tier erfreu'n
Durch langer Lebensjahre Reih'n.

Wir wollen heute ihn dir schenken,
Daß du in Liebe unser denken
Auch magst — dies wünschst dir ohne Phrase
Verehrungsvoll Familie Haase.

Die Hülle fiel. Die Tränen wischte
Die Tante, drein sich Schluchzen mischte
Der Kinder. Plötzlich hallt Getön:
„Ach, bist du schön, ach, bist du schön!“

Bei diesem Wort die Tante strahlte,
Der Ing' ein Fünfmärktstück sie zahlte
Und sprach zu Haase's gnadenreich:
„Mein Testament bedenkt nur euch!“

4. Bei Tante Eveline

Dort war's nun schön. Die Eveline
Tat morgens schon mit froher Miene
Im Unterrock am Käfig steh'n
Und Purzel kräht: „Ach, bist du schön!“

Und jeden Tag zu ihm sie hauchte
Ein Wort, das sie so oft gebrauchte,
Daß er es endlich lernen muß:
„Geliebter Schatz, gib Kuß, gib Kuß!“

Er gab ihr mit dem Schnabel Küsse,
Sie ihm dafür viel Zuckernüsse.
Doch ging zu End' mit Donnerschlag
Das Glück an einem Donnerstag

Da kam der Briefbot' angeschlichen,
Bringt eine Zeitung angestrichen
Mit Blaustift, wie ganz tödlich sei
Der Kuß von einem Papagei.

Auch einen Brief vom Neffen Müller:
Ach, Tantchen, ich war stets dein stiller
Verehrer doch, du weißt es ja,
Doch nicht wie diese Haase's da.

Die schenkten dir den Papageier
Zum Zweck, daß deine Leichenfeier
Herbeizuführen schnell gelang.
Ich bin ganz anders, Gott sei Dank!

Nicht wie die schlechten Erbschaftsjäger,
Ich nehme dir den Todkeim-Träger,
Mich opfernd, ab, — das ist mein Ziel.
Ich hole ihn zu mir nach Kiel.

— Mit Zittern, matt, als ob sie schlief,
Frug Evelin mit diesem Briefe
Den Purz': „Bringst Leben oder Tod
Du mir?“ — Der sprach: „Du Idiot!“

Da faßte sie der Todangst Fessel,
Ohnmächtig sank sie in den Sessel
Lang hin Doch vor dem Abendbrot
Schrie Purz' aufs neue „Idiot!“

Von Kiel traf ein der Gastwirt Müller,
Die Eveline retten will er.
Er weckt sie aus dem Ohnmachtschlaf
Und tröstet sie, benimmt sich brav.

Aus einem Korb hebt seine Tasse
Am Sell eine Angorakaze,
Ganz weiß. Er spricht: „Die schenk' ich dir,
Den Vogel, Tante, laß nur mir!“

Ich hab' in Kiel 'ne Schifferschenke,
Voll Rauch und Alkohol Ich denke,
Dort wird er so desinfiziert,
Daß die Bazillen er verliert.“

Die Kaze sich an Tante schmiegte,
Bald weich auf ihrem Schoß sich wiegte.
„Hans“, sprach die Tante gnädiglich,
„Mein Testament bedenkt nur dich!“

5. Bei Gastwirt Müller in Kiel

Im Restaurant „Zur lahmen Robbe“
Gab's Grog, Geschrei und Skatgekloppe.
Das machte unser'm Purzel Spaß,
Doch lernte er auch dies und das.

Und zwar nichts Gutes: Kräftig Fluchen,
Und auch: „Ich will 'nen Grand versuchen“,
Und schließlich auch: „Ich hab' heut Schwein“.
Das war nun wirklich nicht ganz fein.

Doch da er jedes Mädchen grüßte:
„Ach bist du schön“ — und wirklich küßte,
Freut's auch den Mann von gutem Schrot,
Wenn er ihm sagt: „Du Idiot!“

Viel Zuzug kriegt Hans Müller's Laden
Zu seines Gegenübers Schaden,
Der auch in Kiel 'ne Kneipe hat,
Der Hasen- und der Musenstadt.

Der Konkurrente hieß Niels Knappe,
Sein Restaurant „Zur flinken Krabbe“.
Der lief voll Wut zur Polizei
Und denunziert den Papagei.

Ringsum grassiert die Pfittakose*
Ist's nicht eine gewissenlose
Gemeinheit, daß man Kiel verseucht!
— Der Schupo kommt — der Gast entfleucht.

Der „Robbe“ Gäste zieh'n zur „Krabbe“,
Und höhniisch lacht der Nielsen Knappe,
Indeß die Kieler Polizei
Versteigern läßt den Papagei.

6. Vetter Friß, der Mediziner

Ein einziger Käufer nur, ein kühner,
Schon sehr bemooster Mediziner
Kam zum Versteigerungstermin.
Er sagt: „Zum Studium brauch' ich ihn.“

Dort in Klawitterheim Frau Haase
War seine sehr entfernte Base.
Er leistete, der Vetter Friß,
Zehn Schoppen glatt auf einem Sitz.

So kam er nach dem Nachtgelage
Zur Auktion ganz früh am Tage
Und sprach: „Hohes Präsidium,
Die Papageikrankheit geht um.“

Um dieser Krankheit Kern zu fassen,
Muß man das Tier mir billig lassen!
Doch, als er fünfzig Pfennig bot,
Schrie Purzel bö: „Du Idiot!“

Dem Amt gelang's, ihn zu bewegen,
Noch fünfzig Pfennig zuzulegen,
Worauf er, daß ihn Bier ergötzt,
Den Vogel für drei Mark versetzt.

*) Papageikrankheit.

So saß nun Purzel, schlecht gefüttert,
Im Leihhaus ärgerlich, verbittert,
Schrie zwischen Pelz und Silberbruch
Manch' kräftigen Matrosenfluch.

7. Zurück nach Klawitterheim

Mein Pegasus fährt mit Geblase
Zum Städtchen der Familie Haase
Jetzt hin. Dort sieht's gar traurig aus,
Geschrei und Schmerz erfüllt das Haus.

Das aber war des Schmerzes Wurzel:
Die Kinder sehnen sich nach Purzel,
Und täglich tönt ihr Weheschrei:
„Kauf' uns 'nen neuen Papagei!“

Um seiner Kinder Schmerz zu stillen
Und ihre Sehnsucht zu erfüllen,
Schlich Haase sich zu Tante's Haus, —
Der Hausmeister warf ihn hinaus!

Im Fenster schrie ihm Eveline
Dann nach mit zornentstellter Miene:
„Erbtschleicher, Mörder, ganz verderbt!
Die Haasenbande ist enterbt!“

Ihr wolltet euern Gelddurst stillen
Mit Papageikrankheitsbazillen,
Nun sucht euch euren Papagei,
Und mit der Erbbschaft ist's vorbei!“

So kam er trostlos heim, der Sünder,
Und neu scholl das Geheul der Kinder,
Zumal man in der Zeitung las:
Die Papageikrankheit war Spaß.

Nur jene Schar, die vor 12 Wochen
War in Brasilien ausgekrochen
Und mit dem „Greif“ nach Hamburg fuhr,
War krank. Die andern — keine Spur!

Und nun begann das Schrein und Streiten.
Da gellt die Klingel, und beizeiten
Kam der Briefträger Klingebiel
Und brachte einen Brief aus Kiel.

Der alte Haase sprach mit Schmollen:
„Von Vetter Friß. Geld wird er wollen.
Sechs Jahre schon studiert der Mann,
Und jeden Onkel pumpt er an.“

Doch wie er fertig las die Zeilen,
Springt froh er auf: „Laßt euer Heulen!
Im Leihhaus sitzt ein Papagei,
Ich denke, daß es unsrer sei.“

Fritz hat ihn zufällig erstanden,
Als ihn bei Vetter Müller fanden
Die Schupos, und für zwanzig Mark
Löst er ihn aus Ich zahl den Quark!"

Da jauchzten Hans und Horst und Inge
Und wurden wieder guter Dinge,
Herr Haase holt den Purz aus Kiel,
Der fast vor Lust vom Stängel fiel.

"Doch wartet", rief der Vater Haase
Laut in die Wiederseh'n's-Ekstase,
"Der Vetter Fritz, er tut noch mehr,
Er schafft uns selbst die Erbschaft her."

Im Kieler Blatt schreibt unser kühner
Und schriftgewandter Mediziner
Einen Artikel klug und stark.
Ich gab dafür ihm dreißig Mark."

Nicht lange drauf stand in dem Blatte
Von Kiel, das hier Verbreitung hatte,
Daß ein gesunder Papagei
Lebensverlängernd wirksam sei.

Er lebt ja selber gut zweihundert
Jahr, drum es keinen Arzt verwundert,
Daß sein Besitzer — das ist klar —
Es leidlich bringt auf hundert Jahr.

Dagegen die Angorakazen
Vor Tücke und Bazillen plazen,
Sodaß sich Mordverdacht aufdrängt,
Wenn man Angorakazen schenkt.

Als dies sie in dem Blatt gelesen,
War Evelinens Herz genesen,
Sie sprach: "Ich habe Purz geliebt!
Heil dem, der ihn mir wiedergibt!"

Natürlich eilte unser Haase
Mit dem Geschenke zu der Base,
Und Purz, als er sie kaum geseh'n,
Rief jauchzend aus: "Ach, bist du schön!"

Sie schickte die Angoramieze
Dem Wirt zurück mit Zornesblize
Und sprach zu Haase's gnadenreich:
„Mein Testament bedenkt nur euch!"

Die Kinder können Purz besuchen
Und kriegen Kaffee hier und Kuchen
So oft sie wollen, ohn' Verdruß.
Da kräht der Purzel: „Schatz, gib Kuß!"

8. Purzel's letzte Tat

Purz hing an der Familie Haase
Viel mehr als an der alten Base.
Geändert war das Testament,
Und Purzel's Herz nach Heimkehr brennt.

Ein Laster von Frau Eveline
Erzähl ich mit betrübter Miene,
Ja, es erregt fast meinen Zorn:
Sie nippte nämlich oft 'nen „Korn“.

Und denkt euch, diese alte Unke
Verführte Purz zum selben Trunke:
Sie zechten und betranken sich
Und küßten sich dann wonniglich.

Doch eines Abends kam das Ende:
Do! Tücke biß ihr Purz behende
Die Lippen durch mit falschem Kuß. —
Ach, daß ich dies erzählen muß!

Sie konnte rufen nicht, nicht sprechen,
Der Schrecken ließ das Herz ihr brechen —
Bei ihrer kurzen Todespein
Sprach Purzel frech: „Ich hab' heut Schwein.“

So sorgte er für seine Leute,
Es erbten dann mit reich'r Beute
Die Haase's Purz, den Papagei,
Und leben glücklich, reich und frei.

Frühlingsanfang

Reif deckt die Dächer weiß und kalt,
Früh ebel liegt auf leeren Feldern.
Verschwommen steht der Welt Gestalt
Vor schattenhaften, weiten Wäldern.

Doch aus der Tiefe trübem Dunst
Steigt eines Himmels sel'ge Reine,
Und droben jauchzt mit heil'ger Brunst
Ein Lerchenlied im Frühlichtsheine.

Elje Roßtaiski.

Meiße als Renaissancestadt

Von Professor Dr. Paul Anstetl.

Als äußerst malerisches Gesamtbild stellt sich die alte Bischofsresidenz Meiße dem Reisenden dar, der sich ihr nähert. Mächtig erhebt sich über den Bürgerhäusern der gewaltige Bau der katholischen Stadtpfarrkirche mit seinem hohen Steildache, neben sich den nie vollendeten Torso des abseits stehenden Glockenturmes. Ein Gegengewicht gegen die stark betonte Horizontale der Kirche bildet ihr zierlicher Dachreiter und die nadelstark in die Luft stehende Spitze des Ratsturmes. In den genannten Baumerken treten uns die hauptsächlichsten Denkmäler des Mittelalters in Meiße entgegen. Ihnen gegenüber vertreten die niedrigeren Kirchen des ehemaligen Kreuzherrenstifts und der Jesuiten, jetzt des Gymnasiums, mit ihren durchbrochenen Zwiebel Doppeltürmen das Barock. So heben sich die beiden Zeit- und Stilperioden, die das Stadtbild auch im Inneren mitbestimmen, schon von außen gesehen hervor. Dieses Außenbild aber läßt eine dritte Stilperiode fast ganz vermissen, die entwicklungs-geschichtlich zwischen den beiden genannten liegt: die Renaissance. Um so reicher ist sie im Inneren vertreten und war es früher in noch größerem Maße. Erst das letzte Jahrhundert hat das Bild der Straßen und Plätze stark verändert, indem der Charakter der Stadt als Festung bei steigender Bevölkerungsziffer keine Ausbreitung nach den Seiten gestattete, sodaß vielstöckige Häuser mit flachen Dächern die alten Giebelhäuser verdrängten. Das waren aber zu einem guten Teile Bürgerhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts.

Wenn damals hier in Meiße, wie auch sonst in Schlessien, zahlreiche massive Bürgerbauten in dem neuen Stil anstelle älterer traten, so beruht das darauf, daß gerade das 16. Jahrhundert nach dem ewigen Kriegen und Fehden der Vergangenheit eine längere Friedenszeit heraufführte, in der sich der bürgerliche Wohlstand entfalten konnte. Für Meiße kam noch als fördernd der Umstand hinzu, daß es als Hauptstadt des gleichnamigen geistlichen Fürstentums Residenz der Breslauer Bischöfe mit ihrer großen Hofhaltung war, und zahlreiche Fürstenbesuche bei dem Landesherrn auch sonst der Bürgerschaft Einnahmen brachten. Diese Blüte der Stadt wirkte sich nun auch auf dem Gebiete der Kunst aus. Nicht auf dem der kirchlichen Baukunst; denn auf diesem war das Mittelalter wie auch sonst überall in überreichem Maße tätig gewesen. Vielmehr stand der

Prosanbau unter Förderung durch die bischöflichen Landesherren und die Bürgerschaft durchaus im Vordergrund des Kunstschaffens.

Die mannigfachen Schöpfungen der Bischöfe in dieser Zeit haben allerdings unter einem Unglücksstern gestanden. Das heute noch unter dem Namen Bischofshof bekannte Gebäude in der Südostecke der Altstadt, die ältere Residenz der Bischöfe, vermag uns nichts mehr von der Pracht zu zeigen, mit der Bischof Jakob von Salza sie nach dem Stadtbrande von 1525 wieder aufgeführt hatte. Verschwunden aus dem Stadtbilde sind die Vogtei und das Zeughaus, die Bischof Balthasar (1539—62) gebaut hatte. Dagegen ist auf der Bischofsstr. (Nr. 11) noch das stattliche Haus erhalten, das Bischof Andreas von Jerin 1592 als Stift für adlige Schüler hat erstellen lassen. An ihm sesselt sowohl der hohe reich gegliederte Giebel als auch das zierliche Portal mit dem Wappen des Erbauers.

Glücklicher sind wir mit Bürgerbauten daran, wenn auch, wie schon gesagt, die Neuzeit starke Breschen in den ursprünglichen Bestand gelegt hat. Wenn sich in das noch Erhaltene Renaissance und Barock teilen, so ist doch zunächst zu bemerken, daß in all diesen Bauten, soweit sie die meist dreieckige Giebelseite der Straße zuzwenden, die Gotik des Mittelalters in ihrer Höhenentwicklung und dem Steilgiebel noch nachklingt. Neben manchen Varianten der Volutengiebel erscheint aber eine Art von Giebeln, die an verschiedenen Straßen austritt, gerade für Meiße charakteristisch, nämlich eine Gliederung durch Pfeiler, die in Nischen und Giebelschen aufgelöst sind, während zugleich eine straffe Zusammenfassung derselben durch mehrere Waagerechte erfolgt, wie z. B. an dem schon erwähnten Stiftungshause des Bischofs Andreas Jerin an der Bischofsstraße. Im Gegensatz zu den malerischen Giebeln ist ein anderer besonders ins Auge fallender Schmuck des Bürgerhauses im Laufe des letzten Jahrhunderts an Zahl besonders stark zurückgegangen. Selbst der ärmere Bürger — das bedeutete ja zugleich Hausbesitzer — hatte es sich einst nicht nehmen lassen, den Eingang zu seinem Hause durch ein wenn auch noch so einfaches Portalgewände zu schmücken, das außer seiner Haus- und Namensmarke wohl noch ein Zeichen seines Gewerbes — etwa die Brezel des Bäckers oder drei Schiffchen des Webers —

enthielt. Netzer waren natürlich die Portale an den Häusern vermöglicher Bürger, wie etwa das mit Schmuckwerk überfüllte, das den Eingang zu dem 1603 von dem Doktor beider Rechte Johannes Felde erbauten Hause am Ringe (114) schmückte und seit ein paar Jahren infolge eines Umbaues entfernt, der Wiederaufführung an einer geeigneten Stelle harret. Unter anderen sei auch auf das jetzt im Museum angebrachte Portalgewände hingewiesen. Viele sind, ehe dieses bestand und man überhaupt der Erbschaft der Vergangenheit liebevolle Aufmerksamkeit zuwandte, ganz beseitigt worden, als man mehr und mehr im Erdgeschöß Läden ausbaute. Dabei gingen zumeist auch die gewölbten Hallen zugrunde, die gewöhnlich die ganze Breite der Häuser einnahmen und oft mehr oder minder reiches Stuckwerk an den Gewölben, wohl auch geschmackvolle Türumrahmungen an den Innenwänden aufwiesen.

Was für den einzelnen Bürger galt, galt auch für deren Gesamtheit, die Stadtgemeinden. Auch sie konnten sich gerade in der Renaissancezeit nicht genug tun im künstlerischen Schmuck der öffentlichen Gebäude, wie uns zahlreiche Beispiele von Rath- und Kaufhäusern, Zeughäusern u. a. überall in deutschen Landen beweisen. So auch in Neisse. Zwar das am Ende des 16. Jahrhunderts, vielleicht mit Benutzung älterer Teile neu errichtete Rathaus hat im 18. Jahrhundert dem Bau der evangelischen Garnisonkirche weichen müssen, dagegen besitzt Neisse ein wahres Kleinod in dem früheren Waagehaus, das jetzt die städtische Spar- und Girokasse enthält und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts entstanden war. An die ursprüngliche Bestimmung des Bauwerks erinnert noch heut der in seiner Laube aufgestellte Waagebalken. Die Bemalung gehört erst einer Erneuerung im vergangenen Jahrhundert an, vermittelt aber trotzdem noch ganz gut die Vorstellung der ursprünglichen Form, die den beiden oberen, bis auf die Fensterumrahmungen, ganz schlichten Stockwerken ihren Charakter verliehen hatte. Ueber dem stark betonten Hauptgesims steigt der steile Giebel empor, an Höhe noch den unteren Teil des Hauses etwas überragend. An ihm halten sich die seine Stockwerke trennenden Gesimse als Waagerechten und die senkrechten Gliederungen durch Pilaster, Nischen und Obelisken in wohl durchdachter Weise durchaus die Waage. An seinem Aufbau beteiligt sich auch die Plastik durch Figurenschmuck in den Nischen und an anderen Stellen. Gerade diesem Bauwerke merkt man so recht an, wie das damalige Stadtrégiment bestrebt war, über die Forderungen des Bedarfs und der Zweckmäßigkeit hinaus der Bedeutung des Stadtwesens auch äußer-

lich durch das Mittel der Kunst gerecht zu werden. Das zeigt sich auch an der Krönung des Torturmes am ehemaligen Breslauer Tore. Wohl erinnern uns an ihr verschiedene Oeffnungen, Zielscharten und Luken daran, daß von hier aus der Zugang zur Stadt von oben her zu Verteidigungszwecken unter Feuer genommen werden konnte, aber die volutengeschmückten Giebelchen und Ecktürmchen sollen doch auch noch einem anderen Zwecke dienen, nämlich auf den Fremden, der sich einst der Stadt näherte, Eindruck zu machen.

Ich habe schon im Anfange darauf hingewiesen, daß die kirchliche Baukunst infolge ihrer zahlreichen Schöpfungen während des Mittelalters in der Renaissancezeit in den Städten — und so auch in Neisse — keine Rolle spielen konnte. Das aber besagt nicht, daß die Kunst überhaupt sich an und in den Kirchen nicht betätigt habe. Unter anderen Arbeiten an der Jakobipfarrkirche bedarf besonderer Hervorhebung die Ausschmückung ihres mächtigen Giebels durch die noch vorhandenen, mit Knöpfen und Fächchen geschmückten Säulchen, durch die er im Sinne der damaligen Gegenwart modernisiert wurde. Leider im letzten Jahrhundert abgebrochen wurde im Innern die sogenannte goldene Empore, die 1547 Bischof Balthasar hatte auführen lassen, um von ihr aus die Predigt zu hören. Als Ersatz für diesen Verlust mögen zwei Renaissancealtäre gelten, von denen besonders der mit der Jungfrau Maria in der Mittelnische als tüchtiges Kunstwerk anzusprechen ist. Rings um die Kirche zog sich früher der Kirchhof der Gemeinde herum, auf dem ihre Mitglieder ihre letzte Ruhestätte fanden, wenn sie nicht in den Gräften des Bauwerks selbst beigesetzt wurden. So erklärt sich die noch heut bedeutende Anzahl von Grabdenkmälern an seinen Außenwänden und in seinem Innern, nachdem sehr viele dem Lose alles Vergänglichen im Laufe der Zeit anheimgefallen sind. An ihnen hat die Merker- und Latenwelt der Stadt gerade aus den Blühetagen im Renaissancezeitalter den Löwenanteil, an erster Stelle die geistlichen Landesherren, die Breslauer Bischöfe. Bezeichnend für die Bedeutung, die damals Neisse als ihre Residenz hatte, ist der Umstand, daß von den acht Männern, die von 1506 bis 1608 den bischöflichen Stuhl inne hatten, sechs ihre letzte Ruhestätte in der Jakobipfarrkirche fanden. Dann aber entsprach es ganz dem Geiste der Zeit, wenn ihr Andenken durch prächtige Grabmäler festgehalten wurde, als deren künstlerischer Hauptteil die Bildnisfigur des betreffenden Kirchenfürsten erscheint. Dem Mutterlande der Renaissance, Italien, entstammt die uns heut etwas seltsam anmutende

Darstellungsweise, daß der Verstorbene in voller Amtstracht, mit dem Bischofsstabe in der einen Hand, auf den anderen Arm das mitrageschmückte Haupt gestützt, schläft. So zeigen ihn die Denkmäler des Balthasar von Promnitz († 1562), Kaspar von Logau († 1574) und Johannes von Sitsch († 1608). Während der erste auf einem Unterbau unter einem von sechs Rundsäulen getragenen Baldachin ruht, sind die Gestalten der beiden anderen Bischöfe in reich ausgestattete Wandaufbauten eingefügt, die die Grundform des Renaissanceepitaphs abwandeln. Eine andere Art der Abwandlung zeigt das Grabmal des 1590 gestorbenen Arztes Jakob Schorestius aus Glogau, das mit den Bischofsgrabmälern in Wettbewerb treten kann und vielleicht vom Meister des Sitschdenkmals herrührt. Es fehlt auch nicht an Figurengrabmälern, die die Toten in voller Lebensgröße innerhalb der Inschriftumrandung zeigen, teils Geistliche, teils Mitglieder von Adelsgeschlechtern, die ja diese Art des Grabmals vor allem bevorzugten. Vereinzelt aber wählte es auch der Bürger. So tritt uns hier in lebensvollen Gestalten der 1633 verstorbene Psefferküchler Georg Klehr mit seiner Ehefrau entgegen, die noch zu ihrer Lebenszeit das Denkmal stifteten. Auf dem Steinepitaph des Fleischers Balthasar Hein-

rich († 1615) und seiner zwanzig Jahre vorher gestorbenen Gattin erblicken wir, wie so oft auf Denkmälern dieser Zeit, zwischen der Inschrifttafel unten und dem Hauptbaldachin oben den Verstorbenen mit seinen fünf Söhnen links, und rechts seine Ehefrau mit der einzigen Tochter. Diese Beispiele aus vielen mögen genügen.

Durch unseren Besuch bei den längst Verstorbenen unter den hohen Gewölben des Gotteshauses, durch ihre Bildnisse, die uns dort lebensvoll entgegentreten, wird ja die ganze Zeitperiode, die wir uns beim Wandern durch die alte Bischofsstadt ins Gedächtnis zurückgerufen haben, gleichsam wieder lebendig. Wir sehen die Männer und Frauen, deren Leiber längst der Verwesung anheimgefallen sind, wieder durch die Straßen schreiten, und mit ihnen lassen wir die Blicke noch einmal über die kunstvollen Türgewände schweifen und fühlen selbst etwas von dem Stolz, den sie über ihr Besitztum und ihre Anteilnahme am allgemeinen Wohl finden. Zwischen den schweren Zelten der Hussitenstürme und des dreißigjährigen Krieges war die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts an bis in das 17. hinein wirklich eine Blütezeit für Kunst, die sich, wie wir sehen, auch heut noch an und in ihren Bauten und Kunstwerken widerspiegelt.

A glücklich Weibla

Mei Naazla hoot ang lange Uhrn,
 A schielt awing zuzeita;
 De Noase hoot a sich dertrurn
 Und hinkt of beede Seita
 Sunst oaber — sihr a hibschער Moan,
 Ich brauch und wiel kenn hibschערn hoan!

A redt bloß mit mir, wenn a muß,
 Doch tutt mich doas nich kränka,
 Sei Reda hoot wing Hand und Fuß,
 A hoot kenn Kopp zum denka.
 Sunst oaber — sihr a kluger Moan,
 Ich brauch und wiel kenn kliegern hoan!

A schleet mich monchmool bloo und grien,
 A zerrt mich oan a Loda,
 Doas muß ma äbens ieberstihn,
 A hoot halt sitte Moda
 Sunst oaber — sihr a guder Moan,
 Und besser doch, wie goar kenn hoan!

Karl Klings.

Friedrich der Große und die obereschlesische Landwirtschaft

Von P. Römer.

Bei der Beschäftigung mit der Lebensarbeit Friedrichs des Großen scheint es zunächst einmal so, als ob dem großen Könige an Oberschlesien nicht viel gelegen gewesen sei. Im Jahre 1741 beabsichtigte er zeitweise, sich mit Mittel- und Niederschlesien zu begnügen und Oberschlesien den Sachsen zu überlassen. Die Grenze sollte durch die Neiße gebildet werden. So trug er sich auch mit der Absicht, an der Mündung der Neiße in die Oder eine große Festung zu erbauen. Erst später gab er diesen Plan zugunsten von Cosel auf.

Man machte aber wohl den König auf den Holzreichtum Oberschlesiens aufmerksam, und so verlangte er in den Friedensverhandlungen eine „Listere“, einen Landstreifen von einer Meile Breite östlich der Neiße. Vielleicht dachte er dabei an den alten Bannwald, die Preszka, die sich hier früher entlang zog. Bald darauf legte er Wert darauf, daß diese „Listere“ breiter würde, um möglichst viel von den obereschlesischen Wäldern zu bekommen.

Diese Verhandlungen endeten ja im Breslauer Frieden damit, daß fast ganz Oberschlesien an Preußen fiel.

Demgegenüber trauerte man von der österreichischen Seite dem Lande sehr nach. Es geht die Sage, daß Maria Theresia weinte, wenn sie einen Oberschlesier sah, und Josef II. sprach bei Begehung der Landesgrenze im Jahre 1779 in Markt Weißwasser bei Betrachtung der schönen Aussicht die bekannten Worte: „Den Garten hat man mir genommen, den Zaun gelassen.“

Umgekehrt gehört aber zu einem Garten ein Zaun. Dieser Gedanke beschleicht einen immer wieder, wenn man durch die Gebiete jenseits der heutigen Grenze wandert, die uns doch so wegensverwandt sind. Troppau, Jägerndorf, Freiwaldbau bildeten früher mit Leobschütz, Neustadt, Neiße ein Wirtschaftsgelände, das man nicht zerreißen durfte. Man wundert sich auch über einzelne Enklaven, z. B. zwischen Deutsch-Rasselwitz und Dittersdorf, wo das Gebiet um Paulsdorf plötzlich in unser Land hineinragt. Man sagt, der König habe dieses Land bei Österreich belassen, damit der Besitz seines Freundes, des Grafen Hodiß auf Rosßwald, bei dem er öfter zu Gast war, nicht zerrissen würde.

Nachdem Friedrich der Große aber erst Oberschlesien besaß, wandte er alle Mittel auf, das Land zu heben und zu fördern, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet:

erst von diesem Zeitpunkt ab beginnt Oberschlesien aufzublühen.

Es ist erstaunlich, wenn man sieht, wie oft Friedrich der Große trotz der schlechten Verkehrsverhältnisse innerhalb kurzer Zeit in Oberschlesien war. Diese Reuereisen machte er in einem mit acht Pferden bespannten Wagen, der zum Schlafen eingerichtet war, und hatte ein ziemliches Gefolge um sich. Alles war bis ins kleinste vorbereitet, sodaß die Reisen sehr schnell vonstatten gingen. An die Haltestationen waren schon die Landräte, Dorfschulzen usw. hinkommandiert, die nun einen kurzen Bericht erstatten mußten.

Das erste Mal kam er 1746 nach Oberschlesien, wobei er über Kreuzburg, Cosel, Neiße reiste. 1748 berührte er Oppeln, Cosel, Ratibor und Neiße. Diese Fahrten wiederholen sich häufig. 1767 fuhr der König durch Ottmachau, Neustadt, Gultschin, Ratibor, Cosel und zurück über Zülz nach Neiße. Bei der Reise im Jahre 1778 reiste er über Dhlau, Brieg, Löwen nach Cosel. Am zweiten Tage kam er über Ratibor nach Rybnik und am dritten Tage nach Kauden, Jakobsvalde, Slamenitz. Am vierten Tage besuchte er die Kolonien Prinkow, Heinrichsfelde, Georgenberg und die Stadt Kreuzburg. Am fünften Tage erschien er schon wieder in Breslau. Wochenlang nahm er manchmal seinen Wohnsitz in der ihm zugewandten Bergel-Apothek in Neiße und fuhr dann durch das ganze Land.

So überzeugte sich der König durch den Augenschein, ob seine Anordnungen auch wirklich ausgeführt würden. Er sah dabei viel und behielt das meiste im Gedächtnis. Manchmal täuschte er sich auch, öfter aber wurde er hintergangen. Der gerade, ehrenwerte Provinzialminister von Schlabrendorff tat das nicht. Er widersprach sogar manchmal dem Könige, hatte es allerdings nur seinem frühen Tode zu verdanken, daß er ihn nicht des Amtes entsetzte. Sein Nachfolger, Graf Houm, zog daraus die Lehre, daß man es allen recht machen müsse. Er förderte den Adel, tat aber auch alles, was der König im Interesse der Bauern verlangte; ließ sich das nicht miteinander vereinbaren, so wurden die Berichte gefärbt oder sogar gefälscht. Die Statistiken ergaben immer ein günstiges Bild in dem Sinne, wie es der König haben wollte.

In Wahrheit sah es manchmal anders aus. Kam der König selbst, so durfte ihm

nur das gezeigt werden, was seinen Wünschen entsprach. Man gründete Bauernstellen, in Wirklichkeit waren es nur Gärtnerstellen. Man siedelte gegen den Befehl des Königs polnische Bauern an, aber nur in den abgelegenen Gebieten, die der König nicht berühren konnte. Graf Hoym erließ geheim Instruktionen an die Beamten über das, was sie dem Könige zu antworten hätten.

Das erwachende Mißtrauen des Herrschers wurde immer wieder eingeschläfert.

Trotzdem wurde aber doch sehr viel geleistet; dem Könige genügte das aber nicht. Er verlangte immer noch mehr.

Sein Lieblingsplan war ja die Kolonisation, die „Peuplierung“ des Landes. Er ging von der Ansicht aus, daß die Seelenzahl den Reichtum des Staates ausmache. So stellte er bald verhältnismäßig große Mittel für die Siedlung, im ganzen 25 Millionen Taler, bereit. 1773 erschien das große Edikt über die Kolonien, nach dem die Vasallen jedes ihnen zugehörige Terrain durch Errichtung mehrerer Possessionen so nutzbar als nur möglich machen sollten. Für jede neue Stelle wurden 150 Taler versprochen, jedoch mußte der Siedler frei und ohne Untertänigkeit sein. Er erhielt im allgemeinen die Gebäude und 12–20 Morgen Land, dazu noch einiges Vieh und Ackergeräte. Steuern brauchte er in den ersten acht Jahren nicht zu zahlen. Von allen Seiten kamen die Siedler, und der König nahm sie alle auf. So fanden die Herrnhuter in Gnadenfeld, die Hussiten in Friedrücksgrätz und Petersgrätz und polnische Protestanten in Neu- und Alt-Anhalt eine neue Heimat. Allein im Kreise Oppeln gab es bald 22 deutsche, 8 polnische und 3 tschechische Siedlungen. Im ganzen hat Ober-schlesien dem Könige über 200 neue Dörfer zu verdanken.

Der Erfolg war nicht überall gleich. Die einzelnen Kolonien waren oft zu klein (6–20 Stellen), um sich befruchtend auswirken zu können. Die Ackerernahrung genügte nicht, sodaß der Kolonist andere Arbeit suchen mußte und manchmal wieder der Hörigkeit verfiel. Manchmal kamen auch die Siedler mit falschen Voraussetzungen ins Land.

Im großen und ganzen wurde aber die Absicht des Königs, das Land zu bevölkern, erreicht.

Daneben verfolgte der König aber auch den Zweck, die einheimische Bevölkerung zu heben und zu fördern. Die Leibeigenschaft und die Abhängigkeit vom Grundherrschaft war nirgends in Preußen so stark ausgebildet, wie in Oberschlesien. Es schauert einen,

wenn man die Berichte aus jener Zeit liest. Der Bauer war nicht viel mehr als ein Stück Vieh, das man verkaufen konnte. Rechts der Oder gab es fast gar keinen erblichen bäuerlichen Besitz, links der Oder war der Besitz zwar erblich, trotzdem hatte aber der Grundherr gewisse Rechte bei der Besetzung der Stellen. Gewiß, es gab auch Ausnahmen. Freiherr von Haugwitz auf Krappitz und Steinau entließ z. B. seine Bauern gegen billige Bedingungen aus der Erbuntertänigkeit, sodaß der Vertreter der Bauernschaft zum Schluß sagte: „Nun fehlt uns nichts zu unserem Glücke mehr als der Himmel; diesen schenke Gott Ihnen und uns.“

Aber dieser Grundherr war ein weißer Haba. Denn die beginnende Intensivierung der Landwirtschaft erforderte auch mehr Arbeitskräfte, sodaß dadurch die Fronarbeiten ins Ungemessene stiegen.

Der Kampf gegen diese zum Teil allein-gesessenen Gewohnheiten war sehr schwer. Denn die Grundherren sträubten sich mit allen Mitteln gegen jede einschränkende Maßnahmen. Dazu hatten sie die Landräte, die ja ihren Gesellschaftskreisen entstammten, vollkommen auf ihrer Seite. Es war also ein Kampf gegen die Köpfe einer Hydra, den der Provinzialminister von Schlabrendorf aufnahm; wir hörten ja schon, daß er den vielen Verdächtigungen schließlich zum Opfer fiel.

Mitten in den Nöten des Siebenjährigen Krieges erließ der König das Edikt von 1761, nach dem das Bauernlegen verboten wurde. Aus Billigkeitsgründen sollte aber auch kein Dominialland an Bauern verloren gehen (1773). Es schwebten also dem Könige zwei Teile vor: hier Dominium, dort Bauernland. Diese Zweiteilung wurde späterhin zugunsten der Domänen arg verschoben.

In einer geheimen Instruktion an den Minister von Hoym aus dem Jahre 1770 schreibt der große König:

„In Oberschlesien ist die Leibeigenschaft noch zu sehr im Schwange, und muß der p. v. Hoym solche immer mehr und mehr aufzuheben und diese Aufhebung zu faktifizieren auf Mittel und Wege bedacht sein.“

Seinen Plan, die Dienstpflicht und Untertänigkeit ganz aufzuheben, konnte der König nicht auf einmal verwirklichen. Er war schon zufrieden, daß er eine Grenze ziehen und maßlose Ueberschreitungen verhindern konnte (Regierungsreform 1781). Ein weiterer Erfolg war die 1784 verlangte Anlegung von Urbarien, in denen alle Verpflichtungen der Bauern ihren Grundherren gegenüber fest-

gelegt werden sollten. Doch wurden auch diese nur in seltenen Fällen eingetrichtet.

So sehen wir, daß sich Friedrich der Große die erdenklichste Mühe gab, diesen unwürdigen Zuständen ein Ende zu machen. Er stieß auf Widerstand bei den Grundherren, aber auch — bei den Bauern, die in ihrer Unwissenheit gar nicht übersehen konnten, welche Vorteile sich ihnen boten. Gewiß, es kam ab und zu zu Auflehnungen, die manchmal sogar mit militärischer Gewalt niedergedrückt wurden, aber die Mehrzahl der Bauern war durch die jahrzehntelange Fronde derartig niedergedrückt, daß sie eine Aenderung nicht herbeiwünschte.

Das blieb erst dem Jahre 1810 vorbehalten. Wie lange es aber dauert, bis sich die Volksseele an andere Verhältnisse gewöhnt, geht schon daraus hervor, daß auch dann noch Jahrzehnte vergingen, bis es im Jahre 1848 zur offenen Entscheidung kam. In diesem Jahre waren von rund 35 000 Bauernhöfen erst gegen 4000 in das freie Eigentum der Bauern übergegangen.

Der Oberpräsident von Merckel schrieb am 23. August 1840 an den König: „In den zehn Kreisen Oberschlesiens und in den vier oberlausitzischen Kreisen, wo die Last der Fronddienste schwer auf dem kleinen Manne lastete und die Einsasser das ihrer Pflege überlassene Land früher nicht zu vollem Eigenthum besaßen, über dasselbe auch weder durch Kauf, noch im Erbe frei disponiren konnten, wurden in 697 Dörfern 5586 häuerliche Einjassen dienst- und zinsfrei und erhielten über 210 771 Morgen unbeschränktes Eigenthum. Gleicher Wohlthat die Gärtner und Häusler in Ober-Schlesien theilhaftig werden zu lassen, ward aus Rücksichten für den Wirtschaftsbetrieb der Domänen und wegen der Besorgniß, daß es diesen sonst an helfenden Kräften fehlen würde, aufgegeben.“

Erst von 1850 an ging die Regulierung rascher vorwärts.

So gab Friedrich der Große auch zu dieser größten That des neunzehnten Jahrhunderts den ersten Anstoß.

Neben diesen allgemeinen Neuerungen grundlegender Natur beschäftigte sich der König aber auch mit den Fragen der Bodennutzung bis in alle Einzelheiten.

In diesen Dingen mußten in erster Linie die Klöster heran. Sie sollten mit gutem Beispiel vorangehen. So stellte er an sie sogar teilweise unerfüllbare Forderungen. In einem Programm des Ministers Schlabrendorff werden von den schlesischen Klöstern verlangt: die Wiederherstellung von 20 verwüsteten Bauernstellen, die Errichtung 96 neuer Häuser, die Ansetzung von 139 frem-

den Webern, die Anlegung von 547 Garnspinnereien, 12 Delmühlen, 12 Bleichen, 9 Weinbergen und von Seiden-, Tuch-, Leinen-, Leder- usw. Fabriken. Sämtliche Stifter müssen Maulbeerplantagen anlegen und Hopfen, Rübsamen, Tabak bauen, dazu Bienenzucht treiben und Torf stechen. So verdanken die Dorfstiche bei Pittschen dem König ihr Entstehen. Im Jahre 1859 wurden auf dem Gebiet dieser Stadt noch 395 000 Stück Torf gestochen.

Das Kollegiatstift zum heiligen Kreuz in Oppeln erhielt zum Beispiel folgenden Befehl:

1. „im Dorfe Nieske die wüste Stelle zu bebauen und das ledige Haus mit fremden Webern zu besetzen;

2. auf jedem Dorfe die Leinene Garnspinnerei hinlänglich einzurichten;

3. auf jedem Dorfe, welches 1—2 Meilen von einer Stadt belegen, wo wollene oder baumwollene Fabriken befindlich, eine Spinnerei von Schaf- und Baumwolle zu errichten;

4. den Anbau des Rübensamens auf denen Dörfern, wo das Dominium eigene Fundus hat, zu veranstalten;

5. die Maulbeerplantagen überall zu vermehren und zu Anlegung des Seidenbaues die nötige Einrichtung zu machen;

6. zu denen Feuerpfeihen, welche von einigen Dörfern in societate nach der Landrats-Verteilung anzuschaffen, muß das Dominium mit $\frac{1}{2}$ der Kosten allein concurriren;

7. die Anlegung des Hopfengartens auf allen Gütern, wo es tunlich, und

8. die Anrichtung der Bienenzucht anzuordnen.

Zu Ausführung obiger Punkte habt Ihr sofort gehörige Praeparatoria machen zu lassen, damit sie größtenteils im künftigen Jahre zu Stande kommen. — Uebrigens wollen wir hoffen, Ihr werdet Euer Devotion und patriotischen Eifer in Befolgung dieser Vorschrift zu bezeigen Euch vorzüglich bestreben, widrigenfalls Ihr zu gewärtigen habt, daß Ihr nicht allein Unsere allerhöchste Ungnade, sondern auch andere unliebsame und nachdrückliche Zwangsmittel Euch zuziehen werdet.“

Das ist ziemlich deutlich gesagt. Außerdem erhielt noch der Landrat den „gnädigsten Befehl“, alle drei Monate darüber zu berichten. Später befahl man noch den Tabakbau, das Torfgraben und die Verbesserung des Viehstandes.

Aber — das Stift hatte eigentlich keinen Grund und Boden in eigener Bearbeitung; doch wirkte es auf die Bauern mit solchem

Erfolg ein, daß überall die Spinnschulen eingerichtet wurden. Im Jahre 1766 zählte man in den Dörfern Dziakanstow, Przymor und Nieske 8, 12 und 10 Bienenstöcke, während 1791 deren 69, 80 und 82 vorhanden waren. Ebenso kaufte das Stift $1\frac{1}{2}$ Schock Maulbeerbäume, die aber nicht gediehen.

In Oberschlesien waren derartige Pflanzstätten der Kultur die Zisterzienserstifte in Rauden und Himmelwitz, die Propstei in Kattmir und das Prämonstratenserinnen-Stift in Czarnowanz. Dazu kamen die Johanner in Gröbzig, die Kreuzherren in Reisse, Rattbor und Kreuzburg, die Pauliner in Wiese bei Oberglogau, die Dominikaner in Dppeln, Reisse und Rattbor, Minoriten in Dppeln, Beuthen, Cosel und Oberglogau, Franziskaner in Rattbor, Leobschütz, Reisse, Glewitz und auf dem Annaberge und die Kapuziner in Reisse und Neustadt. Sie alle besaßen mehr oder weniger große Ländereien. Manches mag ja auch nicht ausgeführt worden sein; im großen und ganzen geschah aber doch sehr viel. Das ersieht man ja noch heute aus den Chroniken dieser geistlichen Genossenschaften. Wir wissen, welche herzliche Freundschaft Friedrich den Großen mit dem Kamenzener Abt Stusche verband, und daß er auch den Abt Augustin von Rauden des öfteren zu sich hat oder aufsuchte.

Die oberschlesische Landwirtschaft war damals fast ganz einseitig auf den Körnerbau eingestellt. Infolgedessen fielen sehr bald die Preise für Getreide ganz erheblich. Vieh war nur wenig vorhanden, sodaß auch die Düngung sehr mäßig war. Die Trachten lagen oft 8 bis 10 Jahre auseinander.

Der König gab deshalb Verfügungen über die Einschränkung des Getreidebaues heraus. Die teilweise noch unbekanntem Futterkräuter wie Lupine, Luzerne, Timothee und Raygras, später auch der Alee, sollten gesät werden. Saffran, Saflor, Krapp, Waldt, Anis, Hopfen und Tabak sollten bei uns einheimisch werden. 1756 kam eine Verordnung heraus, daß die Aecker rechtzeitig bestellt werden mußten. Die Landräte bekamen den Befehl, darüber zu wachen und zu berichten. Im Jahre 1772 gab es eine Anweisung über den Mergel und andere Düngemittel. Unter den unbekanntem Düngemitteln wird z. B. auch das Stroh genannt. 1783 bekamen die Berliner Bäcker und Brauer den Befehl, daß sie ihren Bedarf bei hoher Strafe nur in Oberschlesien eindecken dürfen. Das Edikt über die Aufhebung der Gemeindeweiden und die Zusammenlegung der Grundstücke vom Jahre 1771 war von großer Bedeutung, wurde aber sehr wenig beachtet. Die groß angelegte

Magazinierung des Getreides sollte vor Preissturz und Hungersnot schützen.

Sein größtes Verdienst aber ist der Erlaß vom Jahre 1756, in dem er den Anbau der Kartoffel zur Pflicht macht. Es hat nämlich sehr lange gedauert, bis diese so wertvolle Frucht bei uns Eingang fand. In Peru war sie schon vor der Entdeckung Amerikas eine Kulturpflanze. Zum ersten Male wurde sie 1565 nach Island gebracht, aber man vergaß wieder auf sie. In Deutschland finden wir die Kartoffel um 1648 bei Lieberau, und erst um 1740 in der Leipziger Gegend. Bei uns in Oberschlesien wurden die ersten Versuche im Kreise Leobschütz gemacht. Es bedurfte aber der Androhung scharfer Strafen, um ihren Anbau zu verbreiten. Umständliche Verordnungen darüber und über ihre Verwendungsmöglichkeiten erschienen. Der König achtete bei seinen Neuvereisen darauf, ob auch die Staatsdomänenpächter die Kartoffeln anbaute, und entzog ihnen im Verneinungsfalle sogar die Pacht.

Das Gut Birawa des Fürsten Hohenlohe war früher Hohenlohe'scher Besitz. Auf einer seiner Reisen kam der König dahin, sah die schönen Kartoffelfelder und fragte den Pächter Dohs, ob er auch im nächsten Jahre Kartoffeln anbauen würde. Dieser verneinte das, da seine Pacht abgelaufen sei, die der Oberamtmann Krebs jenseits der Oder bekommen solle. Beim Oberamtmann Krebs hatte aber der König keine Kartoffeln gesehen. Sofort setzte er sich hin und schrieb an die Breslauer Domänenkammer:

Es bleibe der Dohs, der feste steht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht.

Aber erst die Hungerjahre 1771 und 1781 brachten die großen Vorteile des Kartoffelbaues ins beste Licht, sodaß allmählich die Vorurteile dagegen schwanden.

Wenn durch den vermehrten Anbau auch die Getreidepreise fielen, so hatte man doch nunmehr auch ein Viehfutter, an dem es bisher sehr mangelte. Dazu wurden Stärkefabriken und Brennereien eingerichtet. Wie weit da die Provinz Schlessen den anderen Ostprovinzen voran war, geht allein daraus hervor, daß im Jahre 1831 in den ländlichen Brennereien Schlessens 2355 Scheffel Kartoffeln verbraucht wurden, während die Summe zusammen für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Brandenburg nur 2108 Scheffel beträgt.

Großes Interesse wandte der König auch dem Flachsbau zu. Eine dementsprechende Verfügung brachte das Jahr 1765. Oberschlessen stand bald an der Spitze des Flachsbauens. Dieser galt als der Wertmesser einer

Wirtschaft, und die Leinenvorräte waren zugleich das Vermögen eines Bauern. Mit dem Flachslandertrage bezahlte man das Gesinde und den Auszug. Das Flachsgeld war für den Bauern dasselbe wie heute das Rüben-geld.

Auch mit dem Rübenbau wurden die ersten Versuche angestellt, sodaß im Jahre 1836 von 17 preußischen Zuckersfabriken 11 in Schlestien lagen.

Mit der Seidenraupenkultur hatte ja schon sein Vater angefangen. Friedrich II. ging aber weiter, und es entstanden bald Züchtereien mit vorzüglichen Ergebnissen. 1785 wurden im ganzen 13435 Pfund Kokons geerntet. Zwei Jahre nach dem Tode des Königs vernichteten aber einige epidemisch auftretende Raupenkrankheiten die meisten Züchtereien.

Sehr schlecht stand es ja um unsere Viehzucht. Im Aufstreben war lediglich die Schafzucht. Es ist bekannt, daß der König für 400 Zuchttiere, die aus Spanien eingeführt wurden, die Unsumme von 20 000 Talern ausgab.

Ein Ochs wurde damals auf 5 Taler, eine Kuh auf 4 Taler geschätzt. Der Anbau von Futterkräutern wurde mit allen Mitteln gefördert. 1765 wurde die Viehasssekuranz auf Gegenseitigkeit errichtet, sodaß Verluste durch Seuchen, Brand und Wetterschaden gedeckert werden konnten. Zur Hebung des Absatzes wurden die Berliner Schlächter bei Strafe aufgefordert, die großen polnischen Viehmärkte in Brieg zu besuchen.

Alle diese einzelnen Bestimmungen verfolgen das große Ziel, die englische Landwirtschaft in Schlestien einzuführen. Mit der Dreifelderwirtschaft, die nach italischem Vorbilde schon zur Karolingerzeit in Deutschland eingeführt wurde, sollte endlich ausgeräumt werden, denn sie hatte keine Daseinsberechtigung mehr. Mit dem Wachsen der Bevölkerung mußte man mehr Land zum Anbau von Brotfrüchten gewinnen und nahm dazu die Weidestächen oder den Wald. Die Viehernahrung mußte also dementsprechend zurückgehen. Die Viehzahl und damit der natürliche Dünger wurden immer geringer; man düngte die Felder nur alle 8 bis 12 Jahre. Die Folge davon war, daß man damals schon aus dem Auslande Getreide, Vieh und andere Nahrungsmittel einführen mußte. Nach den herrschenden Anschauungen des Merkantilismus war das für den Staat ein unerträglicher Zustand.

Der König verstand unter der englischen Landwirtschaft folgendes: „Sie besteht namentlich darin, den Futterbau zu vermehren und zu verbessern, um zahlreiches Vieh zu halten, dasselbe besser zu ernähren, um da-

durch dem Boden mehr Dünger zuzuwenden zu lassen, wodurch er dann mehr und mehr verbessert wird.“ Er sah in ihr das Problem gelöst, durch die Kultivierung von Alee, Gräsern und zur Verfütterung geeigneter Wurzelgewächse mit Hilfe von „artificiellen“ Wiesen die Viehzucht zu heben.

Er stellte daher auch Mittel bereit, damit Landwirte auf ein Jahr nach England gehen konnten, um die dortige Wirtschaftsweise kennen zu lernen und dann bei uns auf den Staatsdomänen als Beispiel für die Nachbarschaft zu betreiben.

Aus Schlestien gingen zwei Herren nach England. Es ist nun ganz interessant, das Ergebnis ihrer Reise kennen zu lernen. In einem Gutachten aus dem Jahre 1766 sagen sie ungefähr folgendes:

Sie sind sich der Unterschiede in Klima und Bodenbeschaffenheit zwischen England und Schlestien wohl bewußt. Aber auch sonst gibt es bei uns viele herrschende Anschauungen, mit denen endlich gebrochen werden müsse.

In erster Linie muß das Vorurteil beseitigt werden, daß die Grasländereien weniger bringen als die Ackerwirtschaft. Aber nur eine sorgfältige Graswirtschaft bewirke eine verbesserte Viehwirtschaft; der Viehbestand kann um das Doppelte erhöht werden, der Dünger wird vermehrt und damit auch der Körnerertrag gesteigert.

Vorbedingung dafür sei der Uebergang zur Vierfelderwirtschaft (Winter-, Sommer-, Gras- und Brachfeld) und die Einschließung der Felder mit lebenden Hecken. Die Gemeindegütungen müssen verschwinden und die Gemenglagen beseitigt werden. Die Hecken hätten den Nachteil, daß man etwas Ackerland verliere, aber man habe ja später das Holz, die Hirten würden erspart und die schädlichen Frühjahrswinde würden abgehalten.

Der Ackerboden müsse besser bearbeitet werden. Dadurch verschwände das Unkraut und man kann das 15. Korn ernten. Mit der Ackerbestellung würde es aber nicht besser werden, wenn man nicht die schlechte Robotarbeit durch Lohnarbeit ersetze.

Mit dem heutigen Dünger schleppe man das Unkraut aus dem Feld. Die verschiedenen Düngerarten müßten mit Mergel, Asche und Erde kompostiert werden. Zur Hebung der Rindvieh- und Schweinemast gehören die Einführung englischer Rüben und Futterpflanzen wie Burnat, Thymothy, Luzerne, St. Trin, Trefoil, Bird- und Pom-Gras. Das gewonnene Heu darf nicht über den Viehställen aufbewahrt werden, da es dort ungesund wird.

Für die damals wichtige Schafzucht werden viele Vorschläge gemacht, die aber übergangen werden können. Die Ausfaat wäre überall zu dick. Guter Same und ordentliche Ackerbestellung könnten das Ausfaatquantum sehr herabsetzen.

Wir sehen, daß dieses Gutachten Vorschläge enthält, die für die damalige Zeit sehr beachtenswert waren und heute noch Gültigkeit haben. Ja, sogar die neuen Bestrebungen vorkerer Landwirtschaftskammer decken sich vollkommen mit diesen Reformvorschlägen.

Damals allerdings waren dazu ungeheure Schwierigkeiten zu überbrücken. Man denke nur an die Beseitigung der Gemengelage, die mehrerer Menschenalter bedurfte, und an das unglückliche System der Güterbewirtschaftung, das vollkommen auf fremden Leuten, Gespannen und Gerätschaften aufgebaut war.

Es war also vorauszu sehen, daß diese Gedanken nur in geringem Maße verwirklicht werden konnten. So blieb diese ganze Arbeit noch jahrzehntelang liegen, bis sie endlich von Albrecht Thaer in die Tat umgesetzt wurde. Aber die damals bestehenden Vorurteile gegen das Grünland bestehen teilweise noch heute unter unseren ober-schle-sischen Landwirten.

Es ist aber rühmend zu verfolgen, wie der damalige Provinzialminister von Schlabrendorff alles versuchte, um Wandel in den bestehenden Verhältnissen zu schaffen.

Er machte seine Beamten auf die Bekämpfung des Weizenbrandes, auf neue Pflanzenarten und Maschinen aufmerksam und ordnete an, daß die Landräte derartige Neuigkeiten anschafften und unter die Landwirte verteilten. Er bestellte in Litauen 75 salzburgische Putzmaschinen und stellte später mit großem Mißvergnügen fest, daß die Landwirte diese Getreidereinigungsanlagen nicht kannten, weil die Landräte es unterlassen hatten, ihren Kreisinsassen diese nützlichen Maschinen vorzuführen und zu erläutern.

Die neuen Futterpflanzen mußten sich erst an unser Klima gewöhnen. Der Klee winter-te im Kreise Oppeln immer wieder aus, und der Anbau der Luzerne schloß bald ganz ein.

Die Landwirte hatten nach dem Kriege kein Geld, hingen an dem Althergebrachten und ließen sich nur durch fünf-fällige Beispiele überzeugen. Deswegen sollten Musterwirtschaften eingerichtet werden. Die Domänenpächter wurden durch die Pachtverträge zu Neuerungen angehalten, konnten aber ihre Pachtgelder nicht bezahlen und noch viel weniger kostspielige Aenderungen ihres Betriebes vornehmen.

Aber immerhin erreichte man doch wenigstens, daß ein Teil der Brache mit Hülsenfrüchten, Klee und anderen Futterkräutern, mit Kartoffeln, Kraut und Runkelrüben bestellt wurde.

Jedenfalls gehört dem einen jener Engländerreisenden, dem späteren Kammerdirektor Abraham Siegmund Reisel, ein Ehrenplatz in der Geschichte der ober-schle-sischen Landwirtschaft.

Der Wert der ober-schle-sischen Wälder war erst in letzter Zeit in Erscheinung getreten. Schiffsbauten ließen einen großen Bedarf an Eichenholz aufkommen, und so schwammen bald ganze Wälder die Oder hinunter. In-folgedessen erließ der König 1756 eine Holz-, Forst- und Jagdordnung. Man veranlaßte die ober-schle-sische Bevölkerung durch Prä-mien, zur Feuerung taugliche Bäume anzupflanzen. Binnen zwei Jahren wurden im Kreise Leobgütz neu angepflanzt: 676 Schock Weiden, 44 Schock Pappeln und 1041 Erlen und Kistern. Ahorne und Linden sollten die Bienenzucht gewinnbringend machen. Bretterzäune wurden nach altrömischen Muster durch lebende Hecken ersetzt. Knüppeldämme durften nicht mehr angelegt werden.

Für die Anpflanzung von Obstbäumen sorgte der König so, daß beispielsweise in Pitschen schon im Jahre 1775 1065 neue Obst-bäume vorhanden waren. Ebenso hatte man in der Stadt und der Umgegend für die Seidenraupenzucht 1050 Maulbeerbäume ange-pflanzt, deren Kultur aber später einging.

So sehen wir, daß die Fürsorge des Königs für das eroberte Land sich bis in die kleinsten Einzelheiten äußerte. Er wollte durchaus Neues und Unerwartetes schaffen und freute sich, wenn ihm Neuerungen glück-ten.

Daneben vergaß er auch nicht die Grundbedingung eines jeden Aufbaues, das Schulwesen. In dieser Hinsicht sah es in Ober-schlesien besonders trübe aus.

Infolge der hundertjährigen Knechtschaft hatten die ober-schle-sischen Bauern den sittlichen Halt verloren. Jeder Glaube an Ge-rechtigkeit und Wahrheit war durch die Aus-schreitungen der Grundherren geschwunden. Der Alkoholenuß nahm so zu, daß man Bücher über die „Branntweinpest“ schrieb. Selbst in den Städten sah es nicht viel besser aus. So konnten in Lublinitz sogar nach In-krastreten der Städteordnung von 115 stimmfähigen Bürgern nur 11 schreiben, in Sohrau vermochte von 24 Stadterordneten nur einer das Protokoll zu führen.

Anders sah es dagegen in dem benach-barten Fürstentum Dels aus, wo Herzog Silvius schon im Jahre 1683 eine „Deutsche Städte- und Schulordnung“ herausgegeben

hatte, die den Schulordnungen unserer Zeit nur wenig nachgibt.

Man kann sich vorstellen, daß Friedrich II. auf ungeheure Schwierigkeiten bei der Einführung des Volksschulwesens stieß. Trotzdem versuchte er es immer wieder und mahnte den Generalvikar von Strachwitz vor Erlaß des General-Landschul-Reglements zur Eile, „da dieses allerdings eine Sache von der größten Wichtigkeit ist“.

Ihm lag ja vor allem an der Verbreitung der deutschen Sprache, wofür die Habsburger bisher nichts getan hatten. So sollen von den 16 Pfarrern des Bentheuer Kreises nur 5 der deutschen Sprache mächtig gewesen sein. Er wies daher die Landräte im Jahre 1756 an, „darauf behörige attention zu nehmen, daß in den Dörfern, wo polnisch geredet wird, keine anderen Schulmeister, als welche Deutsch können, angezekt werden“.

Außerdem sträubten sich neben den Grundherren auch die Bauern selbst, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Sie fürchteten, daß ihre gebildeten Söhne dann eher zum Militär gepreßt würden. Endlich spielte die Geldfrage eine große Rolle. Aber hier suchte der König durch Beihilfen die Schullasten zu erleichtern.

Schließlich gab es nicht genug Lehrkräfte, und auch diese waren meistens alte, aus-

gediente Soldaten, die selbst nicht viel gelernt hatten. So wird amtlich berichtet, daß von den 29 Schullehrern eines Kreises „nur wenige rechnen“ können, und der eine „nur wenig schreiben“ und garnicht rechnen kann“.

Daher wurde im Jahre 1763 ein Reglement ausgearbeitet und die Schulen in Ratibor und am Zisterzienserkloster Rauden als Lehrerseminare angeben. Ein derartiger Kursus dauerte aber bloß sechs Wochen.

Das erste eigentliche Lehrerseminar in unserem Sinne wurde erst im Jahre 1802 in Oppeln errichtet und bald darauf nach Oberglogau verlegt.

Die Erfolge dieser Einrichtungen Friedrichs des Großen konnten zunächst nur gering sein. Denn die Schülerzahl an den Schulen betrug manchmal 200 Knaben und Mädchen, von denen im Sommer nur 20 erlittenen.

So wurde er schließlich für Oberschlesien der König, der die Ehrennamen „der Große“ und „der Einzige“ mit vollem Recht verdient.

In seinen letzten Lebensmonaten trug der große König nun einen Ring am Finger mit einem schlesischen Christgras. Er wollte damit immer wieder an sein geliebtes Schlessen erinnert werden. Wir schließen mit dem Ausspruch eines Zeitgenossen:

„Einziger, nie ausgefugener Mann“.

Friedrich der Große in der oberschlesischen Sage

Von Professor Dr. Paul Knötel.

Wegen seiner Grenzlage beschloß Friedrich der Große, Meisse zu einer Festung ersten Ranges auszubauen. So kam er denn auf seinen schlesischen Reisen immer wieder in diese Stadt, ebenso wie nach Cosel, das auch eine starke Festung werden sollte. Ein paar-mal aber gingen seine Reisen noch weiter nach Oberschlesien hinein, so 1767 bis nach Gultschin und Ratibor, 1778 wiederum nach Ratibor und dann über Rybnik, Kloster Rauden, Elawenzitz und Kreuzburg zurück nach Breslau. Damit hatte auch ein Teil der Bevölkerung Oberschlesiens Gelegenheit, den großen König zu sehen und kennen zu lernen. Seine schlichte äußere Erscheinung mußte um so mehr einen vertrauenerweckenden Eindruck machen, als sich die einfachen Leute jedenfalls von einem Könige eine ganz andere Vorstellung gemacht hatten. Fast zahllos waren die Bittschriften, die Friedrich auf seinen Reisen überreicht wurden, und wenn auch nur ein Teil Erfüllung finden konnte, so genügte schon das, um ihn in weiten Kreisen volkstümlich zu machen.

So erklärt es sich, daß auch dort, wo der König selbst nicht hinkam, Erzählungen über Aeußerungen von ihm, über seine Barmherzigkeit, über seine Hilfsbereitschaft, gerade auch dem kleinen Manne gegenüber, umgingen und weiter verbreitet wurden. Natürlich veränderte sich dann gar manches, von Mund zu Mund getragen, und so wurde der Alte Fritz der Held gar mancher Sage, wie auch sonst im ganzen Umkreis seines Herrschaftsgebietes. Besonders charakteristisch für die enge Verbundenheit des Volkes mit seinem Könige ist die große Anzahl von Berichten über Rettungen Friedrichs aus einer großen Gefahr für Leben oder Freiheit. Wie weit im Einzelnen Tatsächliches zugrunde liegt, das sich nur im Munde des Volkes gewandelt hat, läßt sich in manchen Fällen noch bis heute nicht feststellen, wie etwa die Kamener Ueberlieferung, wonach Friedrich in der Tracht eines katholischen Geistlichen der Gefangennahme entronnen sei, indem er an einem Gottesdienste in der Klosterkirche teilnahm, noch

gegenwärtig strittig ist. Eine oberschlesische Ueberlieferung dieser Art knüpft an die Schlacht bei Mollwitz an. Danach wäre der König, der, wie geschichtlich feststeht, noch während des Kampfes das Schlachtfeld verlassen hatte und bis vor die noch von Desterreichern besetzte Stadt Oppeln gekommen war, in deren Vorstadt von einer Frau dadurch vor der Gefangennahme gerettet worden, daß sie ihn unter einer Maischbütte versteckt und später über die Oder in das Schloß eines ihm freundlich gesinnten Edelmanns gebracht habe. Friedrich, unter einer Maischbütte hockend, ist wahrlich kein erhebendes Bild, und es ist verständlich, daß man in dieser Erzählung ein von preußenfeindlicher Seite verbreitetes Sagengebilde hat sehen wollen. Dagegen spricht ja allerdings die schließliche Rettung des Königs durch dieselbe Frau, die ihn zuerst versteckt hatte. Auch ihr Name ist uns überliefert. Sie hieß Rosalie Schreier. Im Jahre 1826 reichte der Korbmacher Franz Schreier in Oppeln ein Gesuch an König Friedrich Wilhelm III. ein, worin er um eine Unterstützung bat, da Friedrich seiner Großmutter aus Dankbarkeit große Versprechungen gemacht, im Drange der Zeit aber darauf vergessen habe. Tatsächlich erhielt er dreißig Taler. Ein späterer Besitzer des Hauses, wo sich der Vorgang abgespielt haben sollte, wurde dagegen mit einem ähnlichen Gesuch abgewiesen. So scheint ja der Sage eine geschichtliche Tatsache zugrunde zu liegen. Aber es scheint nur so. Denn aus einem Hypothekensuche ließ sich der Nachweis führen, daß die Schreier 1741 noch gar nicht im Besitze des Hauses (Odervorstadt Nr. 11) gewesen war, sondern es erst 1748 erworben hatte.

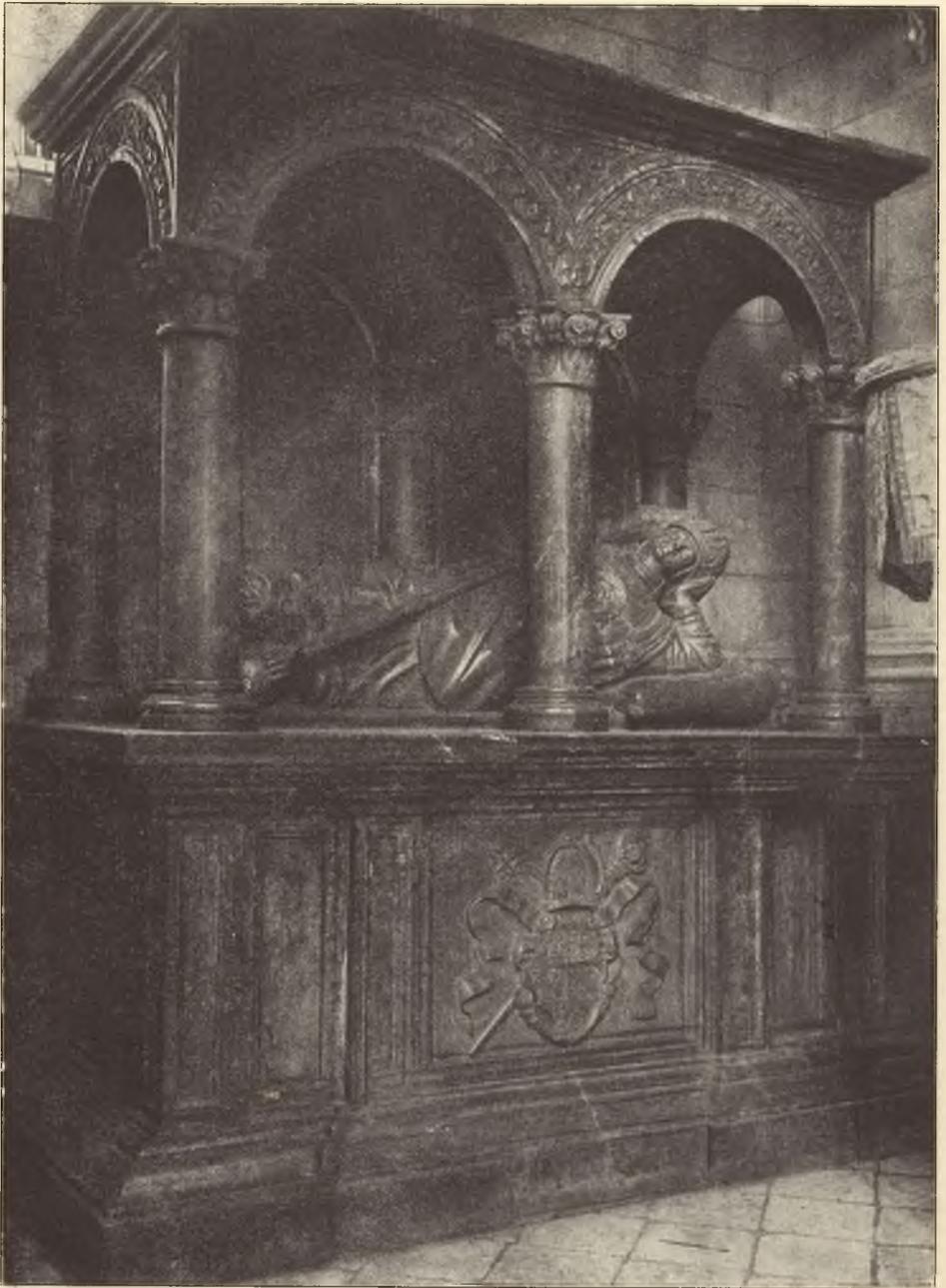
Die Oppelner Sage gehört sichtlich in einen Sagenkreis hinein, der sich im Anschluß an die Schlacht von Mollwitz um eine wirkliche oder vermeintliche Rettung Friedrichs gebildet hat. Auch hier werden z. B. die Namen der Retter genannt. Und von einem gewissen Margner aus Zindel (Kreis Brieg) wissen wir, daß er irgendwie dem König einen Dienst erwiesen haben muß, da dieser der Tochter des Margner 1780 auf ein Gesuch für ihren Mann Erfüllung zusagte, da „er die von dem Bauer Georg Margner aus Zindel im Jahre 1741 verspürte rühmliche Handlung in ganz gnädigem Andenken habe“. Daß der Bauer ihn und seinen Begleiter dadurch gerettet habe, daß er beide sich in einer überlebensfähigen Kammer zu Bett habe legen lassen, ebenso, daß er als Prediger verkleidet, mit Friedrich als Küster durch die Desterreicher hindurchgekommen sei, gehört völlig ins Reich der Sage. Als alte Frau mit einer Haube auf dem Kopfe, soll Friedrich in einem

Auszugshause in Pampitz (ebenfalls im Kreise Brieg) den Nachforschungen der Desterreicher entkommen sein. Schließlich sei er in einem Bauernhause bei Löwen unter einer Tonne, in Zindel in einem Backofen versteckt worden. Aus diesen Beispielen erschen wir, daß die Oppelner Sage ebenfalls zu diesem Sagenkreise gehört, der damit aus dem benachbarten Kreise Brieg einen Sprößling nach Oberschlesien hinüber getrieben hat. Es ergibt sich aber auch, daß in dem Versteck in der Maischbütte nichts für die Majestät Verächtliches liegt, wenn wir im Brieger Kreise von einer Tonne und einem Backofen als Verstecken hören. Denn die Dörfer, aus denen das berichtet wird, haben und hatten vorwiegend evangelische Bevölkerung, die in dem preußischen Könige einen Schützer ihres Bekenntnisses erblickte und ihn jedenfalls durch jene Erzählungen nicht verunehren wollte. Aus diesen Sagen, und damit auch aus der Oppelner, spricht eben nur die Sorge um Leben und Freiheit des verehrten Königs. Und wenn ihre Entstehung auch schon auf die Anfänge seiner Herrschaft hinzuweisen scheinen, so gehört die Ausbildung dieser Sagen doch erst späterer Zeit an, wo er sich eben als sorgender Landesvater in das Herz seiner Untertanen hineingelebt hatte.

Der Volksmund weiß auch von der Schlaueit Friedrichs zu berichten. Als nämlich der König einst mit seinem Heere am Mühl- und Ziegelberge bei Peterwitz (Kreis Leobschütz) lagerte, war er in großer Gefahr, von der Ueberzahl der Desterreicher eingeschlossen und besiegt zu werden. Da ließ er immerfort seine Truppen um den Berg herummarschieren, so daß die Desterreicher glaubten, es seien immer neue Scharen, die herankämen. Darum zogen sie ab, und die Preußen waren gerettet. Diese naive Erzählung gehört in einen weiten Sagenkreis hinein, der von den verschiedenartigsten Täuschungen des Feindes zu berichten weiß, meistens recht kindliche Sachen, die sich aus dem niedrigen Horizont des kleinen Mannes erklären, in dessen Umwelt sie entstanden. Aus ihm erklärt sich auch ein lustiges Zwiegespräch zwischen Friedrich und einem Bauern, das man sich im Reiffischen erzählte, das aber zugleich ein Beispiel für die Volkstümlichkeit des Königs ist: Sieht er da bei einem Ritt durch das Land am Wegestrand einen Bauern sitzen, der in einer Ruhepause aus seinem Hut fröstelt. Er fragt ihn, was er im Hute habe. — „Na, rot amoll“ — „Ist es Brot?“ — „Heher nuff!“ — „Nu, nu, es wird doch nicht Kuchen sein?“ — „Ju, ju, Kucha is.“ — „So, so.“ sagte er, „wofür hält Er mich?“ — „Nu, Du wirscht wull a obgedankter Solboate sein.“ —



Epitaph für Bischof Johannes VII. Gutsch in der Jakobuskirche in Meisse.
(Zu „Meisse als Renaissance-Stadt“ von Prof. Dr. Knöfel.)



„Heher nuff!“ — „Du wirscht doch nie ernt a Uffzier sein wulln?“ — „Heher nuff!“ — „Du bist woll gar der Kenig?“ — „Ju, ju, doas bin ich.“ — Man sieht, es geht da sehr gemüthlich zu, darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn es in der nächsten Nähe des Königs einmal eine Ohrfeige seht. Der hatte nämlich einst einen polnischen Minister, den seine deutschen Ministerkollegen bei ihm unmöglich machen wollten, obgleich er dessen großes Vertrauen genoß. Bei einem Gastmahl war nur ein Glas zum Schnaps (!) da. Die Minister hatten nun beschlossen, einer sollte seinem Nachbarn eingekesen, ihm zutrinken, aber dabei eine Ohrfeige geben (!). Der polnische Minister saß nämlich neben dem König und hätte diesem nun den Backenstreich versetzen müssen. Als er die seinige erhalten hatte, stellte er das Glas vor sich hin und sing an, eine Geschichte zu erzählen, wie er mit seinem Vater einmal in eine große Schneewehe hineingefahren sei, so daß sie auf keine Weise vorwärts konnten. Dann schwieg er, die anderen aber riefen: „Einfache Sache, ausspannen und rückwärts einspannen!“ Da gab der polnische Minister die Ohrfeige, die er von seinem Nachbar erhalten hatte, diesem zurück und rief: „So fahre ich denn zurück!“

Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Alte Fritz hier an die Stelle eines namenlosen Königs getreten ist, von dessen Hofe und Ministern man sich diese erbauliche Geschichte zu erzählen wußte. Es liegt ja überhaupt im Wesen der Volksüberlieferung, daß irgend eine alte Geschichte an einer bestimmten geschichtlichen Größe hängen bleibt. Es sei nur an die zahllosen Sagen von schlafenden Königen und Herrschern erinnert, die nicht gestorben sind, sondern einst wieder aufwachen und als Retter auftreten werden. In Oberschlesien wird diese Geschichte an mehreren Stellen von der hl. Hedwig und ihrem Heere erzählt. So wird aus unserem Gebiete ein sicher uraltes Märchenmotiv auf den Alten Fritz bezogen, das von einem Könige zu berichten weiß, der irgend etwas, z. B. seinen Sohn, so lieb hatte, daß er jedem den Tod androhte, der ihm dessen Tod melden würde. In unserer obereschlesi-

schen Sage ist es des Königs Schimmel. Als dieser eingegangen ist, tritt auf den Rat eines Schäfers der Diener weinend in das Zimmer des Alten Fritz, aber ohne ein Wort zu sagen. Als dieser auf seine Fragen keine Antwort erhält, sagt er schließlich: „Ist etwa mein Schimmel eingegangen?“ Worauf der Diener: „Majestät haben den Kopf verloren.“ Bezeichnend ist der Umstand, daß der Schäfer, der ja auf dem Lande als der weise Mann galt und z. T. heut noch gilt, den Rat erteilt. Ganz märchenhaft ist aber auch der Anfang des Wortlautes, wie ihn Kühnau in seinen obereschlesischen Sagen geschichtlicher Art mitteilt: „Es war einmal ein König, der hieß Friedrich der Große.“ Man merkt ordentlich, wie dieser geschichtliche Name in die ursprüngliche Fassung eingefügt worden ist. Und nun zum Schlusse ein besonders merkwürdiges Beispiel für das Spiel der Volksphantasie mit geschichtlichen Helden und Thaten und einer erst der neuesten Zeit angehörenden Sagenbildung.

Am 26. Juli 1844 machte der Bürgermeister Tschsch des Städtchens Storkow in der Mark Brandenburg auf König Friedrich Wilhelm IV. einen Mordversuch, der noch in demselben Jahre seine Sühne durch Hinrichtung des Missethäters fand. Nach einem obereschlesischen Bericht habe der Bürgermeister Tschsch von Rattibor den Alten Fritz ermorden wollen, ihm aber nur durch den Hut ein Loch geschossen. Im Gegensatz zu ihm war Friedrich Wilhelm IV. keine Persönlichkeit, die sich im Bewußtsein des Volkes lebendig erhalten konnte; deswegen trat sein Urgroßvater an seine Stelle. Daß aber das Attentat sich im Gedächtnis hielt und so nach Oberschlesien übertragen werden konnte, bewirkte sicher ein, wohl erst 1848, in die Oeffentlichkeit gelangtes Lied, das dann auch nach Oberschlesien gekommen sein wird. Es begann (ich zitiere nach dem Gedächtnis):

„War wohl je ein Mensch so frech,
Wie der Bürgermeister Tschsch;
Denn er schoß in seiner Wut
Dem Könige durch den Hut.“

Der Hut des Königs konnte doch nur der bekannte Dreispitz des großen Friedrich sein!

Maimorgen

Blau und silbern liegt die Welt
Im kühlen Morgenjonnenscheine.
Ein klarer Tropfen Taues fällt
Dem Strauch; es ist, als ob er weine.

Erwacht aus dunklem Wintertraum,
Sühl' selia ich die Pulse klopfen:
Ein Teil bin ich von jenem Baum,
Von dem die Freudentränen tropfen . . .

Else Rostalski.

Insekten als Heilmittel

Von Julius Stephan.

I.

Es steht außer Zweifel, daß manche Insektenarten Stoffe enthalten und ausscheiden, die zu Heilzwecken benutzbar sind. Die blasenziehende Wirkung der Canthariden (Span. Fliegen) und die medizinische Bedeutung der Ameisensäure ist unbestreitbar. Ehemals aber, und schon in vorchristlicher Zeit, gehörten die Kerbtiere zum wichtigsten Bestandteil der Heilkunde, wie wir bereits von Hippokrates (460—377 v. Chr.), dem sog. Vater der wissenschaftlichen Medizin, wissen. In den Schriften des Aristoteles, Plinius, später Galenus, werden die Insekten ausschließlich in diesem Sinne beschrieben, und Dioskorides, der länger als anderthalb Jahrtausende unbestrittene Autorität in der Arzneimittellehre blieb, verwendete für seine Kuren mit Vorliebe Insekten. Wie hartnäckig sich die Lehre der Alten erhalten hat, zeigt ein 1696 in Nürnberg von Dr. med. P. A. Mercklein herausgegebenes „Historisch-Medicinisches Thierbuch“, dessen Hauptteil von „allerley Ungezieser oder Gewürm und kleineren zerkerbten Thierlein, so in der Medicin zu gebrauchen seyn“, handelt. Die Art der darin empfohlenen Kuren nötigt uns heute Staunen und Kopfschütteln ab, und man kann nicht umhin, die Opfer dieser Sorte von Wissenschaft noch nachträglich zu bedauern. Auf einzelne Ratsschläge und Vorschriften des genannten Werkes werde ich in den nachfolgenden Zeilen des öfteren zurückkommen.

Eine bedeutsame Rolle spielten (und spielen z. T. noch heute) die Käfer. Bekannt ist die Tatsache, daß viele dieser sechsbeinigen Krabbler sich nicht umwenden können, wenn sie durch einen Zufall auf den Rücken zu liegen kommen. Ihnen dabei zu helfen, war Pflicht jedes Vorübergehenden. Eine solche Hilfeleistung wurde sogar als Mittel gegen Zahnuweh empfohlen. Zweifelloos liegt dieser Anschauung der christliche Gedanke zugrunde, daß jede gute Tat, auch dem Tiere gegenüber, belohnt wird.

Der Freund der Jugend, der Matkäfer, stand von jeher in engen Beziehungen zum Seelenleben des einfachen Mannes, kein Wunder, daß er auch in der Volksmedizin Verwendung fand. Allgemein verbreitet war die Sitte, dem ersten Matkäfer, den man fand, den Kopf abzubeißen. Wer das tat, konnte sicher sein, das ganze Jahr hindurch vom Fieber verschont zu bleiben. Gegen Bleichsucht wurden Matkäfer in Rotwein empfohlen, gegen Fallsucht ein

Pulver von getrockneten und zerriebenen Matkäfern, gegen Reissen ein Del, das aus Matkäferlarven, den bekannten Engerlingen, bereitet wurde. Gegen solche Arzneien haben wir heute einen erklärlichen Widerwillen, aber über den Geschmack läßt sich nun mal nicht streiten. Es gibt hier und da immer noch Leute, die mit Behagen Matkäfer verzehren und Matkäfer-Suppen essen; sie sollen wie Nüsse schmecken.

Aus dem Hirschkäfer oder Schröter wurde eine blartige Flüssigkeit gewonnen, die gegen Gliederreissen und Wafersucht in Gebrauch war. Seine Hörner trug man vielfach an Schnürchen um den Hals; sie sollten verschiedene Kinderkrankheiten bannen. Dr. Mercklein schreibt: „Leberdies vertreiben sie auch die Kröpfe, und lindern die Zipperleins-Schmerzen, wenn man selbige prethaffte Theile des Leibes des öfteren damit bestreichet und anrühret.“

Ros- oder Mistkäfer wurden, in Leinöl gesotten, äußerlich angewendet gegen Hämorrhoiden (güldne Ader), gepulvert als augenklärend gepriesen; innerlich, als Beigabe zur Milch (also wahrscheinlich aufgekocht), sollten sie gegen Krämpfe der Kinder helfen. „Wenn man ihrer zwey oder drey (Rostkäfer) in eine gedoppelte welsche Ruchschalen einschließet und selbige alsdann einem Patienten, der an der Schlafsucht darniederliegt, auf die äußerste Mäuslein beider Arme, und auf die Fußhohlen, nachdem man ihm zuvor am hinteren Theil des Hauptes die Haare abgeschoren, bindet, frische Ermunterung und erwünschte Genesung daraufft zu erfolgen pflaget. . . Ein lebendiger Rostkäfer, in einem gelben leinenen Luchlein eingebunden, und dem Fieberkranken an Hals gehenket, vertreibt das Fieber.“

Den Lauskäfern, besonders dem hübschen graugrünen Sandläufer, wohnt gleichfalls eine bestimmte Heilkraft inne. Noch im Jahre 1836 (also vor kaum 100 Jahren) glaubte Dr. Koller in seiner Dissertation beweisen zu können, daß eine aus dem Feldlauskäfer hergestellte Tinktur ein nervenstärkendes Mittel ergebe. Etwa auf derselben Wertstufe steht das Verfahren der Mbum-Neger in Mittel-Amerun, die dort heimische Laupferarten am Feuer rösten, pulverisieren und den Säuglingen als Medizin eingeben, damit diese schneller das Laufen erlernen. Die mexikanischen Indianer bereiten aus gewissen Lauskäfern (Cicindela

curvata und roseiventris) einen Schnaps, indem sie die Tiere in Wasser einweichen und in Spiritus kochen. Dieser „Cicindelinen-Sißbr“ wird als reizende, gewürzhafte und angenehm nach Ananas und Rosen duftende Flüssigkeit geschildert:

Großer Beliebtheit hat sich von jeher in ganz Mittel- und Südeuropa die Spanische Fliege (Lytta) erfreut, die übrigens keine Fliege ist, sondern zur Gruppe der Pflasterkäfer gehört. Noch heut wird sie in pulverisiertem Zustand als blasenziehendes Mittel verwendet; denn sie enthält das bekannte Cantharidin. Ihr Gebrauch war zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch allgemein, jetzt schwindet er immer mehr. Vorschriften zu ihrer Verwendung findet man in früherer Zeit sehr häufig.

„Nim Goltwurmlein, genant Cantarides, sovies dich dunckelt, klein gerieben und stoß sie zusamen mitt effige und mache ein pflaster . . . Wer ein aussehtig gesicht hat: Wen du wilt ein schmer machen, so nim Goltwurm und zu stoß sie in effig und lege es darauff . . . Vor geschwulst und hige: Nim Cantarides, das seindt Goldtwürme, pulvere sie klein mit Hirschen Basslet (Fett).“ Mercklein will mit Canthariden Halsbräune, Wahnsinnigkeit, ja sogar schwarzen und grauen Star, auch gewisse „Frankosenschäden“ geheilt haben.

Ein bekannter, in Deutschland viel häufigerer Vetter der Spanischen Fliege ist der Delfkäfer oder Matwurm (in Bayern auch Matkäfer genannt). Er enthält ebenfalls Cantharidin, das unter Umständen sogar giftig werden kann. Die Liebesränke, die im Mittelalter von geschäftstüchtigen weißen Frauen bereitet wurden, enthielten diesen Stoff; sie waren durchaus nicht ganz harmlos, sondern führten gelegentlich zu schweren Schädigungen der Nieren. Auch gegen Schlangenbisse fand der Saft des Matwurms Verwendung. Noch größere Bedeutung hatte er als Mittel gegen den Biß toller Hunde. Der Alte Fritz (Friedrich II.), der in ähnlichen Dingen sonst recht sparsam war, erwarb 1776 ein Geheimmittel gegen die Hundswut, das ein alter schlesischer Bauer anbot. Der wirksame Bestandteil der Arznei war nichts weiter als der Körpersaft des Delfkäfers; das Mittel war übrigens deutschen Schäfern und russischen Bauern seit langem bekannt. Erwähnt wird es auch schon von Mercklein („Schmalzwurm in Honig eingemacht und eingenommen gegen den Biß wütender Hunde“), und noch früher in der Schrift: „Worzu das Del von den Matwürmlein, sonst Maienlandwurm genannt, dienstlich sei; vbergeben zu Dresden den 21. May anno 1685

von Hans Schießbogen, Hof-Barbirern. Dieses Traktat enthält eine Zusammenfassung aller Anwendungsarten des Matwurms: Zum ersten dienet es vor Thürrichter (toller) Hundebiß. Zum andern dienet es vor Spinnen, wespenn stich und wolffsbiß. Es dienet auch vor die Blasen vnnnd flecken vnter dem angeischt. Es dienet auch vor den schmerken des Steins, vnter dem Nabel warm damit geschmieret.“

Nicht selten wurden Leuchtkäfer als Heilmittel verwandt. Gegen „wehetage der zene“ hatte man folgendes Rezept: „Nim der leuchtenden würmlein, so man Johaneswürmlein nennet, die stoß zu pulver, vnnnd nim Sawerteig darzu, als eine Haselnuß groß; das stoß durcheinander, menge es wohl; daraus mache ein Pflaster vnnnd lege es umh das Ohrleplein, las es 2—3 Tage liegen, so wirdt eine blase, die stich aus vnnnd heile sie wie einen anderen schaden.“ Eine andere Vorschrift „vor Zahnwec“ besagt: „Joanneswürmer, vier oder fünffe vnnnd zureibe dieselbige in einem sawerteige vnnnd mische es mit sawerenn effig vnnnd mache küchlein (Küglein) davon.“ Bei der Arzneiverbereitung verfuhr man mit den Tierchen nicht eben zart: „nim Würmlein, welche im Lenz fein, reiß ihnen aber die Häupter ab mit einem Faden . . .“

Wenig Verbreitung in der Heilkunde hat der sonst im Volksglauben so oft genannte Klopfkäfer (Tropfkopf, Totenuhr, in Süddeutschland „Dengelmann“) gefunden, wohl deshalb, weil man ihn nur selten sieht. Nur gelegentlich wird empfohlen, gegen Blasenbeschwerden sieben Holzwürmer in Milch zu sich zu nehmen.

Noch andere Angehörige des Käferreiches spielen, wenn auch weniger in der Heilkunde, so doch im Seelenleben der Völker eine große Rolle. Ich erinnere nur an unser reizendes Marienkäferchen und an den weltberühmt gewordenen heiligen Skarabaeus der Aegypter, der göttliche Verehrung genoß und als Amulett gegen Krankheiten, von den Soldaten gegen Verwundungen, getragen wurde.

II.

Schmetterlinge fanden nicht so häufig Verwendung in der Volksheilkunde, was z. T. wohl in der Eigenart ihres Körperbaues begründet ist. Dagegen wurden Raupe öfters gebürt, zerrieben und als Pulver eingegeben. So galt die Raupe des Weidenbohrers (Cossus) als milchregendes Mittel, die eines kleinen, mehr im Süden heimischen Nachfalters (Amicta febretta) bei den provençalischen Bauern als Mittel gegen Fieber. (Der Name febretta ist

abzuleiten von febreſco = bekomme (Fieber.) Raupen des Seidenſpinnerſ wurden gepulvert zu einer Salbe verarbeitet und dieſe auf der Kopfhaut verrieben als Mittel gegen Schwindel und Schlaſſucht. Auch Schnupfpulver machte man daraus. Dr. Mercklein bringt in ſeinem Buche eine etwas zweifelhafte Angabe: „Den Seidenwurm betreffend, ſo warſſen in Polittiſchen Händeln dieſe Thierlein ſo großen Nutzen ab, zu geſchweigen des ſonderbaren Nutzens, den ſie einſtmals geleistet, da ein gewiſſer Teutiſcher General ſein ganzes Arteegeheer, welches ſonſten vor Hunger hätte crepiren und verſchmachten müſſen, mit gebratenen Seidenwürmern einigermaßen geſpeiſet und erhalten habe. . .“

Eine große Bedeutung, nicht nur in wirtſchaftlicher Beziehung, kommt dem Seidenſchmetterling in China zu. Den getrockneten Kot ſeiner Raupe füllt man in Kiſten und legt dieſe beim Schlaſen unter den Kopf, um von Migräne befreit zu werden oder um Kopfweh zu verhindern. Einſtens wurden dort auch die von Schlauchpilzen (*Cordiceps* „Tierpflanzen“) befallenen und mumifizierten Larven geſammelt, getrocknet, in Bündel geſchnürt und verkauft, um alſdann der kaiſerlichen Familie in Peking als Univerſalheilmittel in Form von Liebesgaben überreicht zu werden. Das widerwärtige, unter dem Namen *Hia Tſao Tong Tſchang* kuſtierende Zeug wurde geſeſſen.

Aus den Körpern einiger chineſiſcher Schmetterlingsarten (*Danaus plexippus*, *Euploea midamus*), die einen ſcharfen Saft enthalten, ſtellt man ein Geheimmittel, wahrſcheinlich ein Aphrodiſiacum, her. Die Puppen eines in China beheimateten Schwalbſchwanzes (*Papilio menciuz*) dienen zur Bereitung einer Augenmedizin. Scheuchel („Steinkindchen“) heißen dieſe ſonderbar geſtalteten Puppen; ſie werden im Herbſt von Schäfern geſammelt und im Winter auf den Markt gebracht; das Stück koſtet 3—4 Sapeken (etwa 1 Pfennig). Raupen als Mittel gegen Skrofuloſe werden noch heut in japaniſchen Apotheken verkauft.

Gewiſſe gelbe „Motten“, die gern um die offene Flamme ſchwärmen, werden von den Tſcherokelen als heilungbringende Geiſter verehrt, wenn ſie „Feuerkrankheiten“ (d. h. entzündete Augen, Fieber, Froſtbeulen u. a.) beſeitigen wollen.

Interessant iſt auch die Taſſache, daß gewiſſe Indianerſtämme den Körper mit Falterflügeln einreiben, um ſich flatternde Leichtigkeit zu geben.

Die Libellen ſcheinen in der Volksheilkunde keine beſondere Rolle geſpielt zu haben. In der einſchlägigen Literatur finde

ich nur ein Rezept: Schneiderschmalz (Fett von „Wafferjungfern“), auf den Nabel geſchmiert, hilft gegen Bauchgrimmen.

Häufig erwähnt werden dagegen die Heuſchrecken. Warzen verſchwinden, wenn man ein ſolches Inſekt hineinbeißen läßt, eine auch bei uns nicht ſeltene Art (*Decticus verrucivorus*) heißt ja direkt „Warzenbeißer“. Als Mittel gegen den Ausſatz wurden Heuſchreckfüße in Bockſfett empfohlen, auch ſollte man eine Heuſchrecke 7 oder 9 Tage lang um den Hals tragen. Gegen Kolik gab man ein Pulver von gedörrten zerriebenen Heuſchrecken und zerſtoßenen Pfefferkörnern ein. „Oder man brennet ſie zu Aſchen, welche nochmals in Rettigwaſſer oder abgeſottener Küchenbrühe eingenommen, den Stein kräftiglich zertheilet. . . Wann man einen ſolchen Heuſchrecken, der ſich im Sommer unter der Saat belüftet, erſtlich zerknickt und alſdann auf einen verdorbenen hohlen Zahn leget, ſo könne man hernach ſelbigen ganzen Zahn ohne alle Mühe, auch ohne einiges Inſtrument und ohne Schmerzen, allein mit dem Finger herausnehmen.“ Vermunderlich, daß unſere Dentiſten dieſen billigen guten Rat nicht befolgen. Freilich dürfte man im Winter, wo die Inſekten fehlen, keine Zahnschmerzen bekommen!

Sehr ſpaßig iſt Merckleins Bemerkung: „So kann man auch ſonſt mit einem Heuſchrecken ein artliches Experiment machen, dadurch man gewiß erfahren kann, ob ein Wein pur, oder mit Waſſer vermiſchet ſey, denn ſo jenes, ſo ſchwimmt das Thierlein allezeit oben, ſo aber dieſes, ſo fällt es bald unter, wenn man es hineinwirft.“ Famos, ich nehme mir jetzt (allerdings auch nur im Sommer), wenn ich in die Weinkneipe gehe, meinen Heuſchreck mit!

Die Heilkraft der Grillen iſt gleichfalls nicht zu unterſchätzen. „Wann man ſie mit ſamtb der Erden, da ſie im Feld ſtecken, zerſtößt und überſchlägt, ſo ſollen ſie gut ſeyn in Ohrengeschwären, und ſo man ſie an den Hals und an die Mandeln reibet, oder darauf bindet, oder nur den Hals und die Mandeln mit der Hand, mit welcher man zuvor eine Grillen zerdrückt hat, anrühret, ſo vergehet davon in kurzem alle Heußer und Rauhigkeit des Halses. . . Wider den Rotlauf iſt gleichfalls nichts beſſer, als wenn man eine Grillen auf ebenſolche Weiße mit der Hand zerquetſchet. . . Und wenn man gar den Saft herauspreſſet, und im Fall Bedürfnis in die Augen ein wenig hineindröpfelt, ſo ſchärft es verwunderlich das Geſicht, und benimmt alle Blödigkeit. . .“

Die Maulwurfsgrille oder Werre wurde äußerlich gegen Kropf gebraucht. Man mußte sich aber versehen, daß einem ein solches Insekt nicht gegen den Mund flog, sonst bekam man den Krebs.

Rüchenschaben, in Del gesotten, wendete man gegen Ohrenleiden, Krämpfe und Würmer an. Ihre harntreibende Wirkung wurde früher sogar von der wissenschaftlichen Medizin anerkannt und benutzt.

Von den Hautflüglern haben die Bienen dem Menschen immer besonders nahegestanden. Honig ist ja tatsächlich auch jetzt noch ein beliebtes Haus- und Heilmittel. Gegen Ueberbeine legte man zerquetschte Bienen auf, gegen Magenbeschwerden der Kinder empfahl man Abkochungen von Immen in Wasser. Sehr alt und verbreitet ist die Anschauung, daß Bienentische das beste Mittel gegen Rheuma seien. Es wird ja auch behauptet, daß Imker kein Gliederreißen bekämen. Das stimmt nun nicht in allen Fällen; denn ich kannte zwei passionierte Bienenzüchter, die arg vom Zipperlein*) geplagt waren. Vielleicht sind das Ausnahmen. Die wissenschaftliche Heilkunde verhält sich in diesem Punkte durchaus nicht ablehnend, und besonders in Oesterreich wird die Bienentischbehandlung in großem Umfang ausgeübt. Die im Bienengift enthaltenen Stoffe sind jedenfalls gegen Gelenkleiden mehr oder weniger wirksam.

Einen hervorragenden Platz in der Volksheilkunde nahm von jeher die Ameise ein. Schon die heilige Hildegard (1099—1179) verordnete in ihrer Physik: Der Ameisenhaufen mit den Insekten wird als Zusatz zu Bädern mit Wasser ausgelaugt, zur Salbe gegen Schleim im Magen, gegen Gicht und Lepra verwandt. Die Ameiseneier, mit Hühnerot auf ein grünes Eisenblatt gestrichen, dienen als Umschlag auf Skrofeln. Gegen Zorn und Schermtut sollen junge Ameisen und Larven in einem Beutel so lange auf das Herz gelegt werden, bis Schweiß ausbricht.

In den alten Arzneibüchern nehmen die Vorschriften über die Anwendung von Ameisen einen außerordentlich breiten Raum ein. In den meisten Fällen handelt es sich um äußerlichen Gebrauch. „Wer nicht wolle horkt (hört): nim amissen eiber, die zu reibe mit einem stein vund vermenge mit frauwen milch vund gar ein wenig baum oel (Del) vund thu es in die oren.“ Oder: „Für ser Kenkung der Glieder nim amissen vnder einen Weißbaum (Weißtanne), Koch sie vund thu sie darauff.“

*) Unter Zipperlein wird allerdings gemeinhin die Gicht verstanden. (D. Sch.)

Aus einigen jener Verhaltensmaßregeln ist auch der alte Glaube ersichtlich, daß man eine Krankheit auf andere Lebewesen übertragen und sich davon befreien könne. So soll man „ein Uy in einen Ameisenhauffen legen und dann essen, so werdt der Krankh gesunt.“ In einigen ländlichen Gegenden ist es noch vor kurzem Sitte gewesen, dreimal mit der Hand auf einen Ameisenhaufen zu klopfen und den säuerlichen Geruch einzusatmen; das sollte auf lange Zeit vor Krankheiten schützen.

Ameisenspiritus gegen Rheumatismus stellt sich das Volk vielfach noch selbst her, obwohl das Einsammeln der forstwirtschaftlich sehr nützlichen Insekten verboten ist. Eine leere Flasche wird bis an den Hals in einen Ameisenhaufen eingegraben, so daß die Tierchen hineinfallen; wenn die Flasche zur Hälfte oder drei Viertel voll ist, wird Spiritus hineingegossen und die Mischung längere Zeit stehen gelassen.

Innerlich werden und wurden Ameisen selten gebraucht, doch gibt es in der Volksheilkunde auch solche Ratschläge. Professor Kufmann erzählt in seinen „Lebenserinnerungen eines alten Arztes“ eine ergötzliche Geschichte, wie ein Bauer Ameisen einnahm, ohne daß es ihm verordnet worden war. Er hatte einem franken Schwarzwaldbauern eine Arznei verschrieben und zur Geschmacksverbesserung Cibischsirup zusetzen lassen. Der Knecht holte die Medizin aus der Stadt und machte auf dem Rückwege, ermüdet von der Hitze (und vielleicht auch von reichlichem Biergenuß), ein kleines Schläfchen. Von der Flasche, die er neben sich gelegt hatte, löste sich der Stöpsel, so daß ein Teil des Inhalts herausfloß. Hunderte von Ameisen, durch den Sirup angelockt, krochen in die Flasche und fanden in der Flüssigkeit ihren Tod. Der Bauer hielt die Aufschwemmung von Ameisen für die verschriebene Arznei, nahm sie tapfer ein und wurde gesund.

III.

Aus der Schar der Insekten-Zweiflügler müssen Stubenfliege, Mücke und Fioch hier genannt werden.

Was zunächst die Fliegen betrifft, so überwiegt der äußerliche Gebrauch. Zerquetschte Fliegen nahm man zu allerhand Umschlägen, behandelte auch Bienen- und Wespenstiche damit; gestoßene Fliegen dienten zur Bereitung von Augenwässern. Auch gegen Erkrankungen der Haut und des Haarbodens wurden sie angewendet. „Wem die Haar ausfallen, der neme fliegen vund zustoß dieselbigen vund beschmiere damit den ordt, do die Haar seyn ausgefallen.“ In einzelnen Fällen mußten Fliegen auch innerlich

genommen werden: „Seude fliegen in Dypen vnnnd Iffe es, so hilfft es auch sehr wider die wehtagen der lungen.“

Ähnlichen Gebrauch machte man von Mücken. „Daß sie sehr wohl dienen, daß die Haare, wann sie etwas irgendwo ausgefallen seyn, und also der kahle Ort eine Unzierde machet, wieder nachwachsen, ist gewiß, wie sie (die Mücken) zu gebrauchen, und am nützlichsten zu adhibieren, sind unterschiedliche Meinungen vorhanden. Etliche wollen, man solle sie nur zerdrücken, und den Saft, den sie bey sich führen, auspressen, und selbigen Saft hernach aufschmierem. Andere verbrennen die Mücken zu Aschen, vermischen selbige mit Ruß-Aschen oder mit Mäusekoth und streuen sie alsdann auff den kahlen Ort, bevor ab auff die Augenbrauen, wonach die Haare, wenn sie etwas ausgefallen seyn, ehnefehlbar wieder nachwachsen. . .“

Selbst unser springender Knirps, der Floh, wurde von der Volksheilkunde nicht verschont. Gegen Wechselstieber sollte ein Tränkchen aus Salbeiwasser und neun bei abnehmendem Mond gefangenen Flöhen helfen; man mußte es morgens, mittags und abends nehmen, jedesmal drei Flöhe.

Die Gruppe der Schnabelkerse ist in den alten Arzneibüchern zunächst durch die Wanze vertreten, jenes widerliche Insekt, das uns schon wegen des abscheulichen Duftes am allerwenigsten als Heilmittel geeignet erscheint. Es wird aber gerade bei manchen Krankheiten empfohlen, an Bettwanzen zu riechen. Einigermassen erträglich mag noch der äußerliche Gebrauch gewesen sein: „Wan ein mensch wohnt (wund) vnter sin angeßicht wortt (wird), so nemett manzen, als viele man gehaben magt, vnnnd brennet sie zu polser, schett das polser in das wohnt, So vergetts.“ Der innerliche Gebrauch erscheint uns unfassbar, und doch beweisen die vielen Vorschriften, daß er nicht selten war. Dr. Mercklein empfiehlt allen Ernstes: „Mit einem weichgesotteneu Ey drey Tage nacheinander trinken oder essen lassen, sonderlich in viertägigen Fiebern. Gesner (der berühmte Züricher Arzt und Naturforscher) habe selbst gesehen, daß dergleichen glücklich an Einem vertrieben, der in eine Bohne gemickelte Wanzen gleich vor dem Parazytismo verschlucket. Eben dieser Autor (Gesner) rühmet sie nicht weniger gegen die Colic, und schreibet, er habe unterschiedliche Leute zu Zirch (Zürich) daran curiret, denen er den ersten Tag vier Wanzen, und alle Tag eine mehr, bis zulezt an der Zahl zwölf worden, jederzeit früh Morgens in Wein zu trinken gegeben. . . — Fürwahr, ein ganz köstlicher Frühsoppen!!

Nicht häufig wurden auch Läuse zu Heilzwecken verwandt. Man machte dabei keinen Unterschied zwischen Kopf- und Kleiderlaus; manchmal aber war vorgeschrieben eine „Pracherlaus“ (Bettlerlaus) oder auch eine Laus „vom eigenen Kopf“. Ein Rezept der hochgeborenen Gräfin Kent lautete: „Nehmt 2 oder 3 Läuse von jemandes Kopf, tut sie lebend in das böse Auge und macht es zu, darauf werden die Läuse das darüber gewachsene Häutchen ausfangen und ohne eine einzige Verletzung des Auges wegbringen.“ Dr. Enslin meint hierzu: „Daß Erlaucht auf diese Weise einen Augenkranken geheilt hat, möchten wir untertänigst bewundern.“ Schemlich dünken uns die Vorschriften über den innerlichen Gebrauch dieser lieblichen Insekten. Gegen Selbstsucht soll man 5–6 Läuse in Et oder in Wein nehmen. Wenn es in einer anderen Vorschrift heißt: „nimb Leiß so uil du wilt“, so ist daraus ersichtlich, daß die Beschaffung keineswegs schwer gewesen ist. Zartfühlend ist Dr. Marckleins Zusatz: „Weil erbare Leute vor diesem abscheulichen Remedio einen Ekel haben, mus man es dem Kranken unwillend zubringen, also 12 Leusse zu stoßen und zerknicken, hernach erst unter Wein oder Butter zu rühren, und einem Selbstüchtigen einzugeben. . .“ — Gegen Zahnschmerz soll man eine Bohne nehmen, ein kleines Loch hineinbohren und eine Laus hineinintun, dann die Bohne in ein Stück Seide wickeln und dieses um den Hals hängen.

Ganz seltsam ist die noch heut nicht ganz ausgestorbene Sitte schwertragender Arbeiter, Filzläuse als lebendes Amulett zu beherbergen; sie sollen vor Bruchleiden bewahren. Welchen Sinn dieser Hokusfokus hat, ist schwer ersichtlich.

Blut von Hundsläusen soll lästige Haare entfernen, auch Kollauf und Krätze vertreiben.

Blattläuse, mit Honig vermengt, wendete man gegen Ohrenleiden, in Rosenöl als Einreibung gegen Zahnweh an.

Die Volksheilkunde rechnet zu den Insekten auch einige Tiere, die in Wirklichkeit nicht dazu gehören, wie Zeecken, Affeln und Spinnen. Einige kurze Bemerkungen über sie mögen diese „medizinische“ Abhandlung beschließen.

Zeecken, zerstoßen und unter Wein gerührt, galten als probates Mittel gegen Selbstsucht.

Dem Spinnewebe schreibt die Landbevölkerung noch heut große Heilkraft zu. Früher verordnete man Spinnen als Mittel gegen Wechselstieber. „Wider die Hartleibigkeit wird gut befunden, wenn man ein von der Höhe an einem Faden herab-

spinnendes Thierlein mit der linken Hand ergreift, zerdrückt und auf den Nabel appliciret; soll hingegen verstopfend wirken, wenn man eine von unten hinauf spinnende Spinne gleicherweis gebraucht.“ — Von Kurpfuschern wird die Spinne noch jetzt hie und da als Talisman verwendet. „Eine lebendige Spinne schließet man in eine Nußschalen ein, und hänget sie also dem Patienten an Hals, daß sie gerade auf das Herzgrüblein treffe, trägt solches Mittel auch so lang am Hals, bis die Spinne gestorben sein mag, alles in bester Meinung, das viertägige Fieber damit zu vertreiben.“

Die allbekannte Kelleraffel, ein wenig angenehmes, an feuchten Orten, unter Steinen usw. zu findendes Tier, wurde als Mittel gegen Blasensteine gepriesen, und zwar in Wein präpariert und dann getrocknet und pulverisiert, aber „nicht mehr als ½ Quint.“ Dazu bemerkt Dr. Merklein wohlweislich, daß, wenn man mehr eingeben wollte, es dem Patienten widerwärtig sein könnte. Daß diese Affelwurm-Kur sogar in unserer aufgeklärten Zeit ausgeübt wurde, beweist eine Gerichtsverhandlung im Jahre

des Heils 1926 in einer kleinen bayerischen Stadt gegen eine „weise Frau“ vom Lande, die einem Kranken Kelleraffeln, in der Geisterkunde vom Kirchhof geholt, verordnete. Der Erfolg der Kur war eine Freiheitsstrafe für die Dorfshulle.

Meines Erachtens hätte der Patient für seine Dummheit bestraft werden müssen. In der Tat: ein Schluck Wein mit Affeln ist wirklich nicht jedermanns Geschmack!

Literatur-Nachweis.

- v. Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. 1908
 Dr. Enzlin und Dr. Ruediger in „Entomologisches Jahrbuch“. 1917 u. 1933.
 F. Gfingler in Entomologische Zeitschrift, Frankfurt a. M., 41. Jahrg., Nr. 22 u. 24.
 Ruediger, Käfer in der Volksmedizin in Entomologische Rundschau, 49. Jahrg., Nr. 10.
 Dr. H. F. Friederichs, Cicindelinen als Heil- und Genußmittel. (Sitzungsbericht des Frankf. Entomol. Vereins v. 27. 11. 1931.)
 Jul. Stephan „Gastronomisches“ aus der Schmetterlingswelt, Guben 1925.

Sommerseligkeit

Kaum atmet durch den Wald der Wind,
 Nur leise fließt der Strom der Zeit.
 Und alle deine Wünsche sind
 Beglückt von Sommerseligkeit.

In sonnenfroher Reife steht
 Dein tiefes Träumen, junge Frau.
 Und wunderzart und sorglich geht
 Dein Schreiten über Flur und Au.

Der Himmel wölbt sich blau und groß
 Und lächelt hold in dich hinein.
 Bald wird dein treuer Mutterschoß
 Von süßer Last entbunden sein.

Franz Dingia.

Bei der Wygonmühle in Brzesnik OG.

(Hier dichtete Etchendorff sein Lied: „In einem kühlen Grunde.“)

Ein Jüngling lehnt die Wange
 an seinen Wanderstab —
 und steht und träumet lange
 zum stillen Grund hinab.

Was sinnet der Gefelle? —
 Was raunt das Bäcklein leis? —
 Ob die geschwäg'ge Welle
 mir das zu deuten weiß?

Ein Dach ragt aus den Zweigen,
 veronnen liegt mein Pfad,
 und Blütenranken neigen
 sich tief zum Mühlenrad.

Tief aus dem Mühlengrunde
 weht leise Melodei —
 und klagt mit wehem Munde:
 „Ein Ringlein sprang entzwei!“ —

A. Marx.

Aus der oberschlesischen Kriegervereinsgeschichte

Von Artur Schiller.

Man verspottet oft den Deutschen wegen seines Dranges, Vereine zu bilden. Andere Nationen werden uns aber wohl darin nicht nachstehen. Wir wollen hier nur speziell von Kriegervereinen reden, die man die „Armee im Bürgerrock“ nennt.

Das deutsche, stolze, nun auch gleichgeschaltete Kriegervereinswesen ist aus soldatischen Erinnerungsvereinen im Regierungsbezirk Biegnitz um das Jahr 1839 entstanden, als man das 25jährige Jubiläum der Freiheitskriege gefeiert hatte. Die Kabinetsordre vom 22. Februar 1842 gab ihnen das Vorrecht, ihre Verstorbenen mit militärischen Ehren zu begraben. Nach den Kriegen von 1864 und 1866 belebte sich das Interesse, das 1872 nach dem französischen Kriege einen ungeahnten Aufschwung nahm. Der Zweck der Vereine wuchs über das Soldatenbegräbnis hinaus und umfaßte nunmehr die weitere Pflege edler Kameradschaft auch im bürgerlichen Leben, die Pflege der Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, gestützt auf den Fahneneid, sowie soziale Fürsorge für bedürftige Kameraden und deren Familien. Getragen von der Sympathie des waffenfrohen deutschen Volkes und dem fast zu großen Wohlwollen der Behörden, erwuchs eine großartige Organisation, die heute noch im Kyffhäuserbunde fortlebt.

Einer freundlichen Anregung zufolge, soll ich in unserem lieben Kalender einiges von meiner einstigen Wirksamkeit im oberschlesischen Kriegervereinswesen erzählen. Das fällt mir nicht schwer, da das Herz von diesen Erinnerungen voll ist. Mir wurde das Glück zuteil, viel wirken zu können, ich glaube, weil ich mit innerlicher Anteilnahme arbeitete und nicht aus egoistischen Gründen, d. h. nicht mit erlogener Interesse an der Sache. Ich bilde mir ein, daß mein ganzes Leben und Wirken mir so vorbestimmt war, wie es sich entwickelt hat. Wahrscheinlich kann das aber jeder Mensch auf der Abendhöhe seiner Tage rückblickend von sich sagen.

Also, ich war 1880 mit 21 Jahren Referendar geworden und mußte nun dienen. Die stark an mich herangetretene Versuchung, mein Jahr bei den Gardebrigaden abzumachen, überwand ich leicht nach meinem Grundsatze: halte dich herunter zu den Niedrigen! Daher trat ich, da mich das Gebirge lockte, bei dem Füsilierbataillon 2. Pos. Inf.-Regts. Nr. 19 in Hirschberg ein, das 1889 nach Courbière genannt wurde. Man nannte uns die Kaczmareks, weil wir an 70 Prozent Ersatz aus dem Großherzogtum hatten. Es

war mir aber bestimmt, diese „polnischen“ Leute kennen und schätzen zu lernen. Ich verlebte unter ihnen ein schönes, gesundes und glückliches Jahr. Das Nähere habe ich darüber schon in den Courbière-Blättern geschrieben und kann mich daher hier kurz fassen. Zu meiner eigenen Ueberraschung und Genugtuung bemerkte ich bald, daß ich nicht bloß mit meiner Art Glück bei den Vorgesetzten, sondern das weit größere hatte, Einfluß auf den einfachen Mann auszuüben, der mich lieb gewann und dessen Konsul und Beschützer ich wurde. Im Jahre 1882 wurde ich Reserveoffizier, als welchem mir wiederholt nahegelegt wurde, in die Aktivität überzutreten. Doch ich wollte lieber bei der Juristerei bleiben. 1886 wurde ich Assessor in Striegau, wo ich das erste Mal den Kriegervereinen nähertrat. Ich muß es offen sagen, meiner Natur war es zuwider, daß die Militärbehörde zu offiziell den Beitritt nahelegte. Dieses Gefühl hielt noch an, als ich in Gleiwitz 1889 Amtsrichter wurde. Alljährlich wurde man angefragt, ob man noch nicht Mitglied sei. Da antwortete ich dreißt einmal, ich würde es werden, wenn man mich nicht mehr fragte. Auch als Grundbuchrichter gelang es mir, durch Fleiß und freundliches Wesen mir offenbar die Zuneigung meiner Berichtseingesessenen zu gewinnen. Nun war ich schon mit Bewußtsein ein „Menschenfischer“, was den damaligen Oberbürgermeister von Gleiwitz, Alfred Kreidel, einst zu der Bemerkung veranlaßte: Der Schiller haßt nach Popularität. Jedenfalls wurde man auf mich aufmerksam. Das Bezirkskommando fragte nicht mehr, sondern übertrug mir einfach die Wiederbelebung des schlafengegangenen Vereins Voitschow. Dieser Aufgabe wurde ich glatt gerecht. Da war es eines Tages im Mai 1895, daß der Vorsitzende des 1873 gegründeten Kriegervereins Gleiwitz, Gymnasialdirektor Konke, zu mir am Stammtische sagte: „Mann Gottes, werden Sie doch endlich bei uns Mitglied! Die Leute sehnen sich alle nach Ihnen. Sie werden auch übrigens gleich 3. Vorsitzender!“ Ich sagte zu, meinte aber, ich würde dem Herrn Direktor viel Unruhe machen. Er entgegnete, das würde ihm nur lieb sein.

Und nun trat ich, zunächst als dritter Vorsitzender, mein Amt an. Befriedigt durch den neuen Wirkungskreis, stürzte ich mich mit jugendlichem Eifer in die Arbeit. Bald leitete ich die meisten Appelle allein und feuerte die Kameraden durch die Gabe meines Humors an. Viele neue Mitglieder, Offiziere

und Mannschaften gewann ich persönlich. Ich ließ kleine Werbekarten drucken, die jeder Funktionär des Vereins bei sich führte. Auch mit dem zweiten, durchaus nicht unbedeutenden Konkurrenzvereine, dem Landwehrverein, suchte ich ein leidliches Verhältnis herzustellen. Ein gewisses Mißtrauen hatte ich natürlich anfänglich als Evangelischer zu überwinden. — Der am 12. Januar 1873 gegründete Verein Toft stand unserem Verbands fern, weil dieser sich „Verband Gleiwitz“ und nicht, wie der Landkreis: Toft-Gleiwitz genannt hatte. Ja, er hatte sich dem Kreisverbände Ratibor angeschlossen. Ich reiste zu einem Appell nach Toft und vermochte den Verein zur Rückkehr, auch ohne Namensänderung, die ich übrigens in der Tasche hatte, zu bewegen.

Im Jahre 1899 legte Ronke nach langer Dienstzeit seine Vereinsämter nieder. Ich, inzwischen Hauptmann geworden, wurde sein Nachfolger. Nun hatte mein Streben freie Bahn. Außer vielen anderen Getreuen waren meine Hauptstützen der unermüdlische Schriftführer, Korrektor Gwosdz, und der Gutsbesitzer Jakob Ruda, wohnhaft in Trynek, der Schreiber eines mit Handzeichnungen versehenen Kriegstagebuchs von 1870, der mir später als polnischer Dolmetscher zur Seite stand. Als Berater hatte ich den alt-ehrwürdigen Landgerichtsrat Otte, auch einen früheren Vorsitzenden. Mein Bestreben, den Kreisverband zu vergrößern, ging mit dem Ausbau meines eigenen Vereins Hand in Hand. Bald hatte ich es auf 1000 Mitglieder gebracht. Das tausendste Mitglied war der Landgerichtsdirektor Schrader.

Um mich nicht nur in Organisation zu erschöpfen, wie besonders die Turnvereine uns vormalen, wurde auch für die Waisenspflege der Krügererfichtanstalt gesorgt; ich habe damals selbst über 1000 Mark erfochten. Die Sanitätskolonne wurde gebildet und ausgebildet. Natürlich ließ auch ich mich als Krankenträger anlernen. Zur besseren Beteiligung an den zahlreichen Beerdigungen teilte ich den Verein in vier Züge. Es ließ sich dadurch auch eine bessere Einwirkung auf die Mitglieder durchführen. Auch die Vereinsfahungen und die Sterbekasse besserte ich auf.

Sodann gelang es mir, den Verein Trynek mit dem unsrigen zu verschmelzen. Im Bezirk, auf die Dörfer zu gehen und zu kolonisieren, arbeitete ich ein Verzeichnis aller Kreisorte aus. Man erfaß daraus die Bevölkerungszahl, die Wegeverbindung mit Nachbarorten, die Namen der „Prominenten“ u. a. Dieses Kataster hat dann dem Preussischen Landeskriegerverbände so gut gefallen, daß er es vervielfältigen und an alle

Kreisverbände der Monarchie verteilen ließ. Vor Antritt meiner Propagandareisen versandte ich ein Zirkularschreiben, das meine Absichten ankündigte. Daß diese Reisen mir viel Zeit und auch Geld kosteten, da ich sie ja selbst zu bezahlen hatte, mußte ich in Kauf nehmen. Aber ich hatte eine tapferere Bundesgenossin in meiner Frau, die nie ärgerlich war, wenn ich viele Sonntage zu Reisen in Vereinsangelegenheiten verwannte. Sie hatte eine gute Art, mit den Leuten zu verkehren und wurde als Ungarin für eine Art Landsmännin geachtet. Erst kürzlich noch hat sie der Verein Alt-Gleiwitz, dessen Fahnenpatin sie vor 30 Jahren war, zu seinem Ehrenmitglied ernannt. Ihre damalige Rede war freilich etwas kurz: als sie oben auf der Tribüne stand, raunte sie mir ungarisch zu: „Du, ich habe alles vergessen —“, worauf ich ihr sagte, rufe einfach: Der Kriegerverein lebe hoch! Uebrigens half sie mir trefflich dabei, daß zu den Vereinsveranstaltungen nun auch die Offiziere und ihre Damen erschienen.

Am 27. Januar 1899 hatte sich infolge meiner Anregung in Ostropa unter Lehrer Ender ein neuer Verein gebildet. Ich gründete mit dem lieben Bürgermeister Wochmann am 18. Oktober 1899 den Verein Kieferstädtel, der vorher schon bestanden hatte, neu, und am 29. Oktober 1899 unter Förster Lehner, Walbvorwerk, den Verein Koslow-Brzezinka. Die Gründungsversammlung war in letzterem Orte. Meiner Gewohnheit nach machte ich dem Pfarrer einen Besuch. Dieser erklärte mir, er wisse schon, daß mein Grundsatz sei: *quieta non movere* (Ehrwürdiges nicht anzutasten). Er sei mit allem einverstanden, aber den üblen M., seinen Gegner, dürfe ich nicht im Verein dulden. Als ich darauf in die Gründungsversammlung zurückkehrte, erfuhr ich zu meiner größten Freude, daß man soeben den M. einen ehemaligen Unteroffizier, in den Vorstand gewählt habe! Das der Stadt nahegelegene Dorf Ellguth-Zabrze wurde am 26. November 1899 als selbständiger Verein aufgetan; die örtlichen Kameraden wollten es so. Uebrigens war Ellguth-Zabrze früher berühmt durch das Haus, in dem einst der Räuber Pistulka bisweilen Zuflucht gefunden hatte. Es lag am Eingange zu dem alten Grezterplatze.

Am 27. Januar 1900 kam Zernik an die Reihe, am 4. März 1900 Alt-Gleiwitz unter Gerichtsassistent Hentschel. Ein bayerischer Reserveoffizier, Professor Mann, nahm sich des letzteren Vereins rührend an.

Bei allen Gründungsversammlungen hatte ich folgende Methode: Ich erschien in Uniform und hielt eine kurze Ansprache. Dann

gab ich Kam. Ruda das Wort zu deren polnischen Uebertragung. Er machte das so geschickt, daß die Erschienenen fast immer die polnische Rede als unnötig bezeichneten. Ich habe übrigens nie versucht, die den Leuten angebotene, vertraute Sprache zu unterdrücken. Mir war es auch gleich, wenn ich dieserhalb bisweilen getadelt wurde. Als ich einmal den Verein Ostropa besuchte, fragte man mich, ob man polnisch singen dürfe. Ich sagte: „Singt, wie Euch der Schnabel gewachsen ist, nur nicht: moja matka co to jest.“ Nach mehreren polnischen Liedern erhob sich ein alter Mann und sagte: „Manu, Kameraden, singen wir für Panje Hauptmann: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ Und die Leuten sangen stehend, wie in der Kirche ihren Choral.

Bei der Gründung des Vereins Schwieben am 22. April 1900 fuhr leider der damalige Landrat mit mir hinaus, um den greifen Geistlichen in Wischnitz zu meinem Unbehagen anzukraken. Ich bin dann nach Jahr und Tag einmal in Uniform zu einem Vereinsvergügen hinausgefahren. Ich sollte den Ball eröffnen. Zufällig war keine Honoratiorenfrau anwesend. Der Vorsitzende sagte, ich solle ein x-beliebiges Mädel engagieren, was ich auch tat. Ich walzte mit meiner lichernden Schönen herum und ernstete ohne ersichtlichen Grund einen großen — Tacherfolg. Andern Tags kam die Aufklärung. Der Vorsitzende entschuldigte sich gewissermaßen; ich hätte mir ja das unbedingt schönste Mädel ausgesucht — die Amme beim Gastwirt, Herrn Levn.

Am 27. Mai 1900 stiftete ich mit einem Mitlehrer den Verein Richtersdorf, den Rechtsanwalt Josef Geißler dann jahrelang betreute. Der Verein, den ich neulich einmal besuchen konnte, hat mir immer Freude gemacht. Als einmal in Oberschlesien ein Windbruch gewesen war, und große Baumstämme billig wurden, gab ich die Idee aus, am Sitze von Kriegervereinen Flaggenmaste zu errichten. Richtersdorf errichtete einen in Nowaks Garten. Der Standort wurde „Schillerplatz“ getauft. Leider ist dieses mein „Schillerdenkmal“ in der Zeit der Wirren vernichtet worden.

Am 15. September 1900 bildete sich der erste Spezialverein, der Verein ehem. Husaren, unter Postsekretär Krebs. Kurzsichtige rieten mir, dies zu verhindern. Ich habe es aber nicht getan, ebensowenig dem am 17. August 1901 gegründeten Marineverein Schwierigkeiten gemacht. Am 2. Dezember 1900 folgte Chechlaw-Vohnia, über das ich später stolpern sollte, am 24. Februar 1901 Bittschin und Umgegend.

Dann reiste ich einmal mit Freund Gwosdz in den Norden des Kreises zu den bisher wenig beachteten Vereinen Tworog und Langendorf, das eine alte Synagoge hat und, im Gegensatz zu Zülz, das kleine Molum zudek (ich stehe nicht für die Richtigkeit der Orthographie ein) genannt wird. Bei einem abendlichen Appell in Tworog wurden wir inne, daß einige der Vereinsleiter gar nicht Soldaten waren. Es ging aber auch so. Noch nie in meinem Leben habe ich in so dicken Betten geschlafen, wie in Tworog in dem Stübchen neben dem raucherfüllten Saale. Am nächsten Tage nahm ich eine Parade in Langendorf ab und gründete am Nachmittag, am 19. Mai 1901, Koppinitz. Am 27. Oktober 1901 rief ich noch Rekiß-Klischau ins Leben und am 16. Februar 1902 Schierakowit. Ich besitze noch eine Photographie dieses Vereins am Ufer der Wirawka mit Dr. med. Diering aus Riefersitätel und dem prozeßfrohen Johann Gaidzik.

Am 1. Juni 1902 kam Kottulin an die Reihe und am 16. November 1902 Deutsch-Bernitz, das ich zur Abwechslung zu Pferde begründete. Ich ritt zum Gemeindevorsteher, einem alten Unteroffizier, aufs Feld, der mich mißtraulich fragte, wer mich schicke. Als ich gegenfragte, wer mich schicken solle, sagte er: Du, der Landrat! Ich erwiderte: „Der hat mir ein — Nichts zu sagen“, und hatte nun gewonnenes Spiel. Anfänglich hatte auch der dortige Ortspfarrer Bedenken wegen Zunahme der Bällerei. Als er aber einmal beim Weihnachtsfeste des Vereins bis 10 Uhr noch keinen opilý bemerkt hatte, stiftete er erfreut selbst ein Fäßel.

Im Jahre 1904, am 6. März, entstand noch Patzschin-Pniow und im Jahre 1905 am 19. Februar Ziemienitz, am 12. März Ponschowitz und am 15. Oktober Schachowitz. Damit hatte die liebe Seele Ruhe. Es galt nunmehr, das Gewonnene auch zu erhalten.

Tatkräftige Gönner fand ich oft in ländlichen Lehrern, Gutbesitzern und Inspektoren, deren ich dankbar gedanke. Hervorzuheben sind der Graf Welczek, Saband, und Herr von Ruffer auf Rudzinitz. Letzterer zeigte mit Stolz ein Selbstbild von Lenbach vor, auf dem er selbst als schließender Offizier der Kürassierschwadron dargestellt ist, die nach Sedan dem Kaiser Napoleon das Geleit gab. Ich schmeichle mir, daß meine damalige Wirksamkeit eine Reihe meiner Volksgenossen zufriedengestellt hat. Ehrungen, die mir zufließen, übergehe ich. Meid und Mißgunst gab es freilich auch. Schließlich wurde ich noch Mitglied des Provinzial-Kriegerverbands in Breslau, dessen neue Satzungen ich ausarbeitete. Am Ende wurde ich gewahr, daß alles seine Zeit hat. Dem

Kriegerverein Cheglau-Bohnia, der die Genehmigung zur Fahnenführung nachsuchte, waren Schwierigkeiten gemacht worden, nicht weil er, sondern das Dorf eine Wanderbibliothek abgelehnt hatte. In dem Hin und Her der Verhandlungen glaubte ich, meine Aemter niederlegen zu sollen. Mein Austritt hat der Sache aber nicht geschadet. Der Verband besteht noch und blüht und wächst.

Inzwischen war mir im Oberschlesischen Museum ein neuer Wirkungskreis erwachsen. Wäre ich durch meine Kriegervereinsbestrebungen nicht so bekannt und wohl gelitten geworden, so hätte mir diese neue Gründung, bei der ich mich der Mithilfe des Pfarrers Dr. Chrzaszcz in Weiskretscham erfreute, nicht so glücken können.

Ein tragikomisches Vorkommnis aus meiner Kriegerzeit möchte ich nicht unerwähnt lassen. Professor Nitsche schreibt in seiner Chronik der Stadt Gleiwitz (S. 230) folgendes:

Vom 9. August 1742 bis zum 19. Juli 1743 war der spätere General v. Seydlitz in Gleiwitz bei dem Malachowsky'schen Fusarenregiment als Oberstwachmeister. Er hatte 2 Eskadrons unter sich. Auf seinen Antrag erhielt er am 19. Juli 1743 ein Attest des Magistrats Gleiwitz „wegen der gehaltenen guten Ordre“. Dem Rittmeister v. Pfuhl, der die dritte Eskadron

hatte, wurde dasselbe wegen „einiger Schulden“ verweigert.

Danach muß jeder Mensch denken, daß es sich um den großen Reitergeneral und nicht bloß um einen beliebigen Geschlechtzvettern der Seydlitz handelt. Als ich den Satz gelesen hatte, faßte ich sofort den Plan, dem berühmten Offizier eine Gedenktafel zu schaffen, und zwar am Markte an der Wechselbank am Eingange der Schützenstraße, weil dies die sog. „Alte Kommandantur“ war, in der er gewohnt haben sollte. Ein hoher Gleiwitzer Militär nahm lebhaftes Interesse an dieser Idee. Wir planten zur Einweihung eine große Parade ober-schlesischer Vereine auf dem Exerzierplatze bei Laband, und beabsichtigten, S. M. dazu einzuladen. Als ich den Plan in einer Vorstandssitzung bei Kamerad Jonas Böhm in der „Deutschen Bierhalle“, Beuthener Straße, vortrug, juwelte mir alles zu. Jonas ging in den Hof und holte eine große Marmorplatte herein, die einst einen Waschtisch geziert hatte. Da hatten wir also die Seydlitztafel! Vorsichtig ging ich der Sache doch ein wenig auf den Grund. Da wurde mir klar, daß der große Seydlitz ja erst am 3. Februar 1721 geboren ist, also im Jahre 1743 unmöglich schon Oberstwachmeister (Major) gewesen sein konnte. Nitsche hatte mich auf's Glattets gelockt. Damals hatte ich einmal die Lacher nicht auf meiner Seite!

Zwei Gedichte . . .

Mein Freund sprach oft von Dir. Doch niemals
[sah
ich dein Gesicht, noch deiner Augen Pracht.
Wir gingen beide durch den Park zur Nacht,
wie Ritter einsam einst auf Liebeswacht, —
Mein Freund sprach viel von dir. Und da geschah,
daß Wort und Bild sich fügten zur Gestalt.
Wir gingen beide nächtlich durch den Wald,
hoch stand ein Sternbild aus der Ewigkeit,
Die Bäume woben, wie von Gott geweiht,
tiefgrünen Schleier um dein sanftes Haupt.
Mein Freund sprach nur von dir. Du gingst ganz
[nah
vor uns, als führtest du uns in ein Schloß . . .
Doch als der Wald mit einem Mal zerfloß,

und dämmernd sich die Ebene ergoß,
warst du verloren, wie vom Mond geraubt . . .

*

Wie weit ein Wunsch enteilt, daß man ihn fände?
Wie eigen manches Leben, mancher Geist,
wie groß ein Traum, daß man ihn ganz verstände?
Wie fremd doch hundert Lippen, hundert Bände,
die man in Fiebernächten heiß verschlang?
Und wo man siegesfroh ein helles Ende
erhofft, gähnt totenstarr und schaurig je ein Hang . . .
Wie tausendfältig winden sich Kanäle
in Katakomben, die man nie betrat.
Und seltsam, wo man niemals eine Saat
gestreut, da opfert sich uns manchmal eine Seele . . .

Eugen Kabothe.

Das Schicksal des Braugartens

Ueber den roten Wangen des weißhaarigen Brauherrn lag heute ein mildes Lächeln, ein Glanz von Zufriedenheit und stiller Seligkeit. Vom Abendschein, der hinter der Stadt sich noch einmal umschaute und eben über die Felder weiterschreiten wollte, hing noch ein Zipfelchen seines rotgoldenen Mantels in den Baumkronen des schattigen Braugartens, gerade über dem Pläze, auf dem der Brauherr so fein vor sich hinlächelte. Aber der alte Mann wurde des spärlichen Scheines nicht gewahr, denn zuviel warmes Sonnengold war ihm heut ins Herz getropft.

Ein solch gesegneter Tag war ihm schon lange nicht über den Weg gelaufen. Seine Augen folgten den kleinen, zierlichen Fußtapfen auf dem weißen Sandwege; sie ruhten auf den platt gedrückten Gräsern der weiten Rasenflächen. Und in seinem Ohr klangen immer noch viele freudig aufjubelnde Kinderstimmen:

Ringel, Ringel, Kasten,
Morgen woll'n wir fasten,
Uebermorgen Kuchen backen,
Sonntag, Montag Hochzeit machen:
Kikeriki!

Es war ein schöner Tag — — —

Dort hinter dem eisernen Gartentor, das mit den beiden Löwenköpfen so finster auf die Gasse starrte, fing's an. Ein halbes Duzend bleicher Kindergesichter preßte sich Tag um Tag zwischen die Eisenstangen und guckte sehnsüchtig in den Braugarten, dessen einsamer Besitzer sich dort erging. Er hatte des Verlangens und der kindlichen Not nicht gedacht, bis . . . bis . . . heute ein kleines Bürschlein wagemutig hineinplärrte: „Du, dürfen wir da nicht hinein?“

Was doch diese Kinderfrage des alten Brauherrn Seele aufrüttelte! Wie sie alle seine Sorgen und Grübeleien dicken machte, diese harmlose Frage aus Kindermund!

Da hinein? In den alten, schönen Braugarten? Der ihm seinen Ruhestand erträglich machen sollte? . . . Dort drüben hinter

der hohen geraden Mauer, im Mälz- und Brauhaus hatte der arbeitsgewohnte Mann nichts mehr zu tun. Dort lag sein Lebenswerk in andern Händen. In fremden Händen. Der Krieg hatte es so gewollt. Der junge Brauherr schlief irgendwo in Feindesland . . . Da gab es keinen andern Ausweg mit dem Gewerbe, als es zu verpachten mit schwerem Herzen. Und es mußte sein. Der Braugarten aber gehörte noch ihm. Sein Altenteil. Und nun das Heischen der Kleinen.

„Du, dürfen wir . . .“

Immer drängender wurden der Kinder Fragen.

„Ei, gewiß. Ich komme schon!“ . . .

Der schwere Schlüssel drehte sich knarrend im Schloß, und dann . . . dann kam der schöne Tag im Leben des Einsamen.

Ach, was doch so eine Kinderseele hungrig ist nach Luft und Sonne, nach Raum und Sommergrün. Das hätte er nie und nimmer geglaubt, der alte Brauherr. Heute nun wußte er es. Er hatte es mit erlebt.

Und so saß er nun im Abenddämmer mit seinem seligen Lächeln und gelobte: „Morgen dürft ihr wiederkommen. Und immer . . . Der Garten soll euer Eigentum bleiben.“

Mit diesem Entschluß begab er sich ins Haus. Er wollte es noch heut zu Papier bringen. Heut ist heut. . . .

Im Garten der Musiktempel und die Kolonnaden und all die lauschigen Winkel und schattigen Plätze, die noch die gute alte Zeit kannten, da Großvater und Großmutter im Grünen saßen und des Brauherrn Gebräu in Ehren und Gemütlichkeit schlürften . . . all die Stätten sicherten: „Habt ihr's gesehen? Gehört? Ja doch, der alte Adling war immer ein praktischer Kopf.“

Aus einem Giebelfenster der engen Gasse schaute eine Mutter nach dem dunklen Blätterdach im Braugarten und flüsterte: „Gott segne dich, du edler Mann!“

Max Niedurny.

Glück

Wie eines flücht'gen Vogels Flug
Den Weg dir streift und schnell entgleitet, —
So streift das Glück dich oft genug,
Wenn eilend es vorüberschreitet.

Ein Blick des Aug's, ein Flügelschlag,
Ein leichtbewegter Hauch der Lüfte, —
Und schon senkt sich auf sel'gen Tag
Der Schatten nachtsbeschwerter Grüste

Eise Rostalski.

Alfred Wlozka, ein oberschlesischer Dichter

Von Dr. Karl Schindler.

Im Jahre 1928 erschien im Jungland-Verlag, Beuthen O.S. als der „Jung-oberschlesischen Bücher erster Band „Jungoberschlesische Lyrik“ (Herausgegeben von Bruno Koemisch). Neunjunge Oberschlesler haben sich vereint, um Proben ihrer lyrischen Versuche gemeinsam zu veröffentlichen. Fraglos repräsentiert dieser Band im Wesentlichen die lyrischen Talente der Jugend unserer Heimat in jenen Jahren und stellt somit eine wertvolle Quelle für später dar.

Die Gedichte zeigen in allem die Merkmale solcher Lyrik, ehrliche Hingabe, formale Gewandtheit, bizarre Stimmungen, viel Gedankliches als Weg zur inneren Selbstklärung, manchmal übermäßige Länge, und überhaupt einen unverkennbaren Hang zum Wortreichtum, vor allem dann, wenn ein starkes, eigenwilliges Grübeln über die Welt sich in Bilder umsetzen will. In wenigen Fällen schließen sich alle diese Eigenschaften, die ja zum Wesen der Lyrik überhaupt gehören, zu einem innerlich gestalteten und künstlerisch ausgereiften, lebendig durchbluteten Gebilde zusammen, so beachtenswert die Versuche alle sein mögen.

In einem aber bilden alle Gedichte eine unverkennbare innere Einheit: in dem hier in kurzen Worten schwer umschreibbaren durchaus modernen Gepräge, das sie zeigen. Die jungen Lyriker zeigen sich damit alle als Kinder einer Generation, die unentwegt und ungehemmt nach neuen Formen suchte.

Das wird besonders deutlich, wenn das Schaffen Alfred Wlozka's, des zu wenig bekannten und geschätzten oberschlesischen Dichters, sich vor uns ausbreitet. Der Generationsunterschied wird dann deutlich. Es ist die dichterische Welt unserer Väter, der Wlozkas Schaffen verhaftet ist. Aber trotzdem wäre es falsch, irgendwie von Epigoneatium zu reden; denn niemals handelt es sich bei diesem Dichter um eine äußerliche Übernahme. Er ist vielmehr im vollen Besitz der reichen Schätze unserer großen dichterischen Tradition, er ist ein innerlich abgeklärter Mensch von umfassender Bildung, von hoher sittlicher Reife und starker Eigenart; kraft dieser Eigenschaften durchdringt die Persönlichkeit die dichterische Welt, in der Wlozka „groß geworden“ ist, und diese erhält ein neues eigenes Gesicht.

In allen drei Gattungen der Dichtung hat Wlozka sich betätigt. Es ist für seine Wesensart bezeichnend, daß rein lyrische Gedichte einen verhältnismäßig geringen Raum

in seinem Schaffen einnehmen; es sind zumeist religiöse Gedichte, formschön und echt empfunden, aber ohne sonderliche persönliche Note und dichterische Eigenart. Eine solche verspürt man schon eher in den kleinen, allerliebsten, in Formspielereien schwebelnden Scherzgedichten, die in dem Bändchen „Knirpse“ (5. Aufl.) veröffentlicht sind. Sie verraten ein echtes, liebevolles Dichterberz, das mit den kleinen Erlebnissen und den großen Wundern der Kinderzeit mitschlägt.

Bezeichnend ist es auch, daß die große epische Form Wlozka nicht gemäß ist, vielmehr die gedrängte der Ballade. Seine Leistungen in diesem dichterischen Bezirk sind in dem Bändchen „Das Meiststück und andere Balladen“ veröffentlicht. Der Dichter ist auch hier keineswegs ein Neutöner; es ist die beste dichterische Balladentradition, in deren Besitz er ist; an sie knüpft er an. Es sind zumeist graufige Stoffe von elementarer Wucht, die er gestaltet. Ein starkes Ethos fällt daneben vor allem auf. Wenn wir ein solches, ferner eine gedrängte Form und schließlich eine sehr düster gefärbte Wucht diesen Gedichten nachsagen, so liegt der Schluß nahe, daß die dramatische Gattung Wlozka besonders angemessen sein muß.

In ihrem Bereich sind denn auch die meisten Dichtungen dieses Oberschleslers beheimatet. Zwei Gruppen sind hier zu unterscheiden. Es sind einmal die mehr für Vereinskzwecke und für die maulische Laienbühne gedachten und geschaffenen Bühnenerwerke. Die beiden Schwänke „Der Pseudoprofessor“ oder „Die Wissenschaft ist unfehlbar“ und „Die Musterschule“ stellen sich in ihrer überwältigenden Situationskomik und mit ihrer freilich entsprechend dick aufgetragenen Satire den sonstigen durchschlagenden Vertretern des berben Wlasmus würdig an die Seite.

Im ernsten Drama ist es zunächst die Tragödie „Im Kampf mit Rom“, in der Zeit des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. spielend, die Aufmerksamkeit verdient. Sie schwebelt in schönen Versen und Stimmungen, die aber der starken dramatischen Spannung nicht den geringsten Abbruch tun. Das ergreifende Schicksal zweier deutscher Missionare im fernen Osten behandelt das Drama „Nies und Henle“. Zu dem echt christlichen Helden- und Martyrertum der beiden edlen Priester steht die exotische chinesische Atmosphäre in einem technisch geschickt ausgenutzten seltsamen Gegensatz. Gewich-

tiger als diese beiden Stücke ist das Drama „Prinz und Hirt“; es spielt in der Zeit der Christianisierung und Germanisierung des Ostens. Packend sind die zerstörende Uragewalt heidnischen Fanatismus und die überzeugende innere Kraft echten Christentums dichterisch gestaltet. Wie in einer alles überragenden Kuppel mündet das dramatische Geschehen in dem großartigen 5. Akt, in dem menschliche Leidenschaften, rasende Naturgewalten und grenzenlose Hingabe an die alles überwindende Idee Christi sich zu einer überwältigenden theatralischen Gesamtwirkung formen und einen.

Die zweite Gruppe von Dramen umfaßt die Stücke, die augenscheinlich durch die besonderen Bedingungen der männlichen Laienbühne nicht eingeengt sind und daher auch Frauenrollen aufweisen.

Die stärkste Bühnenwirkung geht von dem auszeichneten Schauspiel „Der Jagdbischof“ aus. Die schier unbezwingliche Jagdleidenschaft eines hohen geistlichen Fürsten aus der Zeit des Absolutismus ist im Grunde nur der Ausdruck eines aus Dämonische streifenden Herrenmenschentums und ein Zeichen mangelnder sittlicher Kraft. In der packenden Steigerung einer atembeklemmenden Handlung erleben wir, wie der Machtmensch im geistlichen Gewande durch ein tragisches Schicksal geläutert wird. Warum führen die Bühnen, vor allem die oberschlesischen, dieses Stück eines oberschlesischen Dichters, das „glänzende Rollen“, wie man zu sagen pflegt, bietet, nicht auf?

Und warum führen die oberschlesischen Bühnen das herrliche historische Drama „Der Schöne Brunnen von Reisse“ nicht auf? Der „Jagdbischof“ spielt in Salzburg, das eben erwähnte Stück jedoch in Oberschlesien. Hatte bereits jenes um das Schicksal des fürstlichen Titelhelden eine Anzahl von bäuerlichen Figuren gruppiert, so lebt in dem oberschlesischen Festspiel und Heimatstück das Reisser Bürgertum des ausgehenden 17. Jahrhunderts auf. Der erbitterte und verbissene Streit zwischen Altstadt und Neustadt, zwischen dem biedereren Bürgermeister Felsner und dem Herrn von Reisse, dem mächtigen Kurfürsten Franz Ludwig, der edle künstlerische Wettstreit um das schönste Brunnengitter, der erschütternde Streit der Kinder der beiden Bürgermeister

um die Verwirklichung ihrer Liebe, das sind die drei Handlungen, die sich überschneiden. Und ihre Lösung ist: Die Altstadt bleibt erhalten; den Preis im künstlerischen Wettstreit erhält ein Nichtschlesier, Helleweg, er hat den „Schönen Brunnen“ geschaffen, das Werk seines Mitbewerbers Bruno Felsner kommt als Sirenenbrunnen vor die Stadtwaage. Doch dieser Künstler, der Sohn des Bürgermeisters der Altstadt, und die Tochter des Bürgermeisters der Neustadt, die Liebenden, gehen zugrunde. Die Tochter des Altstadtbürgermeisters heiratet der glückliche Helleweg.

Aufs knappste, aufs gedungenste rollt diese Handlung ab, von realistischen, manchmal humorvollen Bürgerzügen unterbrochen. Ein echt deutsches Heimatstück aus oberschlesischer Landschaft! Ein historisches Stück aus dem Römischen Reich Deutscher Nation! Der Kaiser in Wien fällt das letzte Urteil über den Weiterbestand der Altstadt! Ein Nichtschlesier, zunächst als solcher bekämpft, ist der Preisträger! So erhebt sich über allem echt deutschen und löblichen Sondergeist das Zusammenfassende und Bändigende des Reichsgedankens. Es ist ein Drama, das hoher Anerkennung wert ist und zuerst in Oberschlesien gespielt werden müßte.

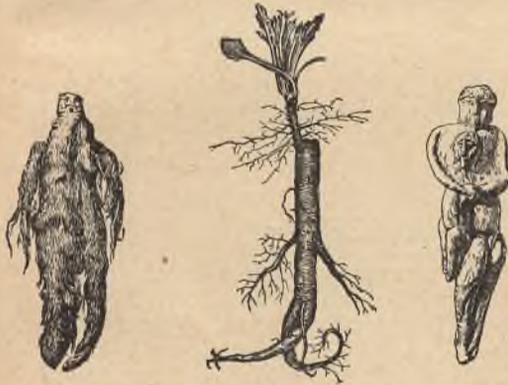
Der persönlichste Ausdruck von Wlozka's Dichter- und Menschentum ist sein großes religiöses Gedicht „Der Einzige und ich“. Das „Gott-Mensch“-Geheimnis wird dichterisch gestaltet. Eine leidenschaftliche Hingabe an die religiöse Liebe durchflutet alle diese hymnischen Gefänge. Ein unendlicher Reichtum an sprachlichen Schönheiten, an überraschenden Vergleichen, an überschwenglichem Seelenglück ist in die Form dieses Gedichts „Der Einzige und ich“ gefaßt. Es ist ein Werk für reife Menschen, für Gottsucher, unbeschadet ihrer Konfession, und für alle diejenigen, die an den verschiedenen Formen der irdischen Liebe kein Genügen haben und dunkel ahnen oder klar wissen, daß unsere wahre Heimat in einem anderen Reiche zu suchen und zu finden ist!

Alfred Wlozka ist am 9. Dezember 1879 in Daurahütte, Kreis Kattowitz, geboren und lebt in Reisse. Er hat es stets verschmäht, von sich reden zu machen. Er hat es auch nicht nötig, sein Werk spricht für ihn.

Alraun

Von Artur Schiller.

Alte Kräuterbücher mit ihren steifen, handkolorierten, Pflanzen darstellenden Holzschnitten stehen hoch im Preise. Man blättert gern in solchen und amüßert sich über die Phantasie der alten Mediziner. Meist kommt es bei ihnen doch auf den Wunsch hinaus, irgendetwas Uebernatürliches in der Natur zu finden. Die sogenannte Signaturlehre glaubte, ein Heilmittel für irgend einen Teil des menschlichen Körpers gefunden zu haben, wenn eine Pflanze in ihrer Form mit diesem eine Ähnlichkeit aufwies. Man denke z. B. an die Aristolochia, deren Name aus dem Griechischen kommt und das „Beste für die Geburtswehen“ bedeutet. Wohl kaum ein altes Medizinbuch entbehrt einer Abbildung der unheimlichen Wurzel Alraun oder Mandragora. Diese wurde stets wie eine nackte



Frau mit langen Haaren, oder wie ein alter Mann mit wallendem Barte dargestellt. Beiden pflegte aus dem Kopfe eine Rosette mit den lanzettlichen Blättern der Alraunpflanze herauszuwachsen; dazwischen befinden sich deren apfelsförmige Früchte auf langen Stielen. Diese Kräuterbücher waren nächst der Bibel mit die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst. Ihre Abbildungen haben das Illustrationswesen sehr gefördert. Schon die Alten kannten die Alraun. Pythagoras spricht von der Menschenähnlichkeit der Wurzel und nennt sie deshalb Anthropomorphos (menschgestaltet). In erster Linie ist auch der griechische Arzt Dioskurides zu nennen, der im 1. Jahrhundert n. Chr. lebte. In Wien lagert eine reich illustrierte, griechische Pergamenthandschrift, die in Konstantinopel — daher Codex Constantinopolitanus — um 512 n. Chr. für Juliana Anicia, Tochter des Kaisers Flavius Anicius Olybrius angefertigt wurde. Darin ist bei dem Stichworte Mandragora der auf dem Stuhle

sitzende Dioskurides mit einer Alraunwurzel in der Hand dargestellt. Vor ihm steht eine allegorische Frauengestalt, Heuresis, die Erfindung. Zu seinen Füßen windet sich ein schwarzer Hund in Schmerzen, als Andeutung, auf welche Weise sich der Gelehrte die Zauberwurzel verschafft hat.

Mandragora ist eine Gattung aus der Familie der Solanaceen. Das sind ausdauernde, stengellose Kräuter mit fleischiger Wurzel, die sich in der Tat oft in der Form der unteren menschlichen Extremitäten spaltet. Sie trägt 1½ Zentimeter im Durchmesser große gelbliche Beeren, die einschläfernd wirken. Schon Marhabal soll sich dieser Wirkung zur Ueberlistung seiner Feinde bedient haben. Wegen ihrer angeblich imulierenden Wirkung werden die Beeren seit undenklichen Zeiten zu Liebestränken verwendet. Das Mittelalter bildete den Alraunaberglauben weiter aus.

Vor uns liegt eine „Sammlung von Natur- und Medizin- wie auch Kunst- und Literatur-Geschichte“, die 1721 von dem Dr. und Medic. Pract. Johann Kanold in Breslau herausgegeben ist. Obgleich die medizinische Wissenschaft dieses Buches schon weit vorgeschritten ist, gefällt sie sich doch immer noch im Spielen mit mystischen und abergläubischen Dingen, wie es ja auch der unkritische Leser verlangte. Unter anderem wird auch eine gelehrte Abhandlung:

„De Mandragora oder von der Alraunwurzel, mit einem Abriß ad vivum gemahlet“

ausgetischt, die von dem Pastor und Theologus Leonhard David Herrmann in Massel bei Breslau verfaßt ist. Herrmann hatte die hier beschriebene Wurzel von Joachim von Berge und Herrendorf auf Rostersdorf zum Geschenk erhalten. Er sagt, er wäre ja davon überzeugt, daß sie ein natürliches Produkt sei, und in dem vornehmen und christlich-hochadligen Hause gewiß zu keiner Zauberei und verbotenen Künften gebraucht worden wäre. Er habe auch selbst nicht die Absicht, sie als einen Haueggöhen zu ehren und dadurch reich und glücklich zu werden, vielmehr damit Liebeskünste zu treiben oder Jemandes Geist zu verwirren. Er wolle nur das alte, rare Stück in seiner Naturaliensammlung für die Nachwelt aufbewahren und dabei ein gutes Gewissen behalten, weil der Spruch gelte:

Rechter Brauch gelingt,
Mißbrauch Nachteil bringt.

Nach der dort beigegebenen Abbildung hatte die doppelt gestaltete Wurzel oben ein üppiges Bündel von Fasern, 10 Zoll lang und einen Zoll breit, wie ein gescheitelter weiblicher Haarschopf.

Herrmann gibt dazu folgende Beschreibung:

Der Name Uraun komme aus der alten deutschen Sprache, und zwar von dem Worte raunen. Uraunen seien Priesterinnen und Wahrsagerinnen bei den alten Deutschen gewesen, rauhe Weiber, die den Gefangenen die Gurgeln abschnitten und aus dem fließenden Blute die Zukunft verkündeten. Daher sei der Gebrauch entstanden, eine wie diese Weiber gestaltete Wurzel als Glückspfund im Hause zu halten. Man habe die Wurzel nach der Tracht der Priesterinnen mit einem weißen Hemde bekleidet, auch sie zur Erhaltung ihrer Zauberkraft öfter in Wein gebadet. In 1. Mose 30 Vers 14 heißt es:

„Rabel ging aus zur Zeit der Weizen-
ernte und fand „Dudaim“ auf dem Felde
und brachte sie heim seiner Mutter Lea.
Da sprach Rabel zu Lea: Gib mir die
Dudaim deines Sohnes.“

Rabel erlangt sie auch, nachdem die Dudaim ihre Kraft bei Lea bewährt hat. Das hebräische Wort Dudaim hängt mit seinem Stammverbum dūd zusammen, was „lieben“ bedeutet. Es handelt sich also offenbar um eine Pflanze, der man erotische Kraft zuschrieb; man nimmt an, die Uraun.

Die Wurzel Uraun kommt in zwei Formen vor, einer männlichen und einer weiblichen. Das Männlein ist schwarz, das Weiblein weiß. Früchte und Rinde der Wurzel konnte man in den Apotheken haben. Um die menschliche Form zu verstärken, wurde nachgeholfen. Gersten-, Hafer- und Hirsekörner wurden in die zugeschnittene Wurzel gesteckt und diese nun in warmen Sand vergraben, wo die Körner keimten. Die Keime

bildeten dann an den betreffenden Körperstellen die angeblichen Haare. Die Uraune sollten aus Ejakulationen unschuldig Gehenker entstehen und lebendige Wesen sein. Man mußte sie mit großer Lebensgefahr herausreißen, was nur am Freitag vor Sonnenaufgang geschehen konnte. Dabei schrien sie entsetzlich, und der, der den Schrei vernahm, mußte unter fürchterlichen Qualen sterben. Der Sammler verstopfte sich daher seine Ohren, blies auf einem stark tönenden Horn, und bediente sich eines Hundes zum Herausziehen der Wurzel.

Leichtgläubige wurden durch Betrüger, die natürlich auch andere Wurzeln, Möhren, Rettiche gebrauchten, oft getäuscht.

Soweit David Herrmanns Darstellung, die natürlich mit allerlei gelehrtem Beiwerk verbrämt ist. Um ja nicht in den Verdacht der Zauberei zu kommen, hängt er der Sache noch ein theologisches Mäntelchen um, und hebt die göttliche Weisheit und Fürsorge hervor, die sich auch hierbei zeige.

Die einschläfernde Wirkung der Uraun liegt wohl auch dem Zauberschlaf in den Märchen Dornröschen und Schneewittchen zu Grunde. Poetisch verwendet ist sie bekanntlich von Shakespeare in „Romeo und Julia“, wo es heißt:

Nimm dieses Fläschchen denn mit dir zu Bett,
Und trink den Kräutergeist, den es verwahrt;
Dann rinnt alsbald ein kalter, matter Schauer
Durch deine Adern und bemeistert sich
Der Lebensgeister; den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf;
Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben.

Als solch ein Ebenbild des dürren Todes
Sollst du verharren zweiundvierzig Stunden
Und dann erwachen wie von süßem Schlaf.

Bekannt ist ja auch der neuzeitliche Roman „Uraune“, der die „Geschichte eines lebenden Wesens“ zum Gegenstande hat.

„Pilzemann, Pilzemann, Pilzemann . . .“

Als wir im Weltkrieg alles, was wir zur Selbstsicherung und zum Durchhalten brauchten, nur durch Karten und Schlangenstehen kaufen konnten, waren dem freien Zugriff nur noch Wildgemüse und Pilze vorbehalten geblieben. Allein lange nicht allen und nicht jedermann war es von Nutzen — man stand der neuen so beredt empfohlenen Nahrungsquelle nur zu oft mit dem eigenen Wider-

willen, noch mehr mit der eigenen Unkenntnis gegenüber. Was die Vorfahren mit Namen und Nutzen kannten, war bei den Heutigen längst achtlos über Bord gegangen — bei armen Hirten und Köhlern von Hinterwäldern nur noch zu finden und geschätzt. Man sollte jetzt, worüber Mensch und Huf achtlos geschritten und was im Staube sich wand und stand, nun mit Mühe und Liebe



Epitaph für Pfarrerkuchler Georg Klehr in der Jakobuskirche zu Meisse.
 (Zu „Meisse als Renaissance-Stadt“ von Prof. Dr. Knötel.)



emporheben und das Zeug ein Teil von Unser-Selbst werden lassen. Nesseln, Wegebreit, Melden, Disteln, Gänseblümchen, Bärlauch, Hirtentäschel, Kälberlab und Giersch, Gundermann und Schafgarbe, Löwenzahn und Hufslattich, Buchenlaub und Schlehenblüt, Kirschenblätter und Walnußlaub, Knoblauchkraut und Schachtelhalm, Barbarakraut und Ehrenpreis — von den Namen allein schwirrten und verwirrten sich gar manchen die Sinne, und vor dem Gelumpe da stieg es einem mit Ekel über die Zunge! Das sollen wir — fressen; das empfiehlt uns unser Magistrat! Liefert er uns auch Butter und Fett dazu — ja, die . . . ist er selber . . . da sollen wir uns wohl vergiften; dann ist er uns los! — „D nein, das kriegen ja unsere Soldaten im Kriege, davon sind sie auch so stark, daß sie gut kämpfen und siegen können . . .“ meldete sich ein Spitznäschen, dreimal weise. — Schimpfen, Rümpfen und Gelächter, Grollen und Entsetzen — „Sind wir denn Schweine und Rindvieh!“ So und ähnlich ging es den Handelsweibern und den Marktbesuchern rasch und bitter von den Lippen, als 1916 ein Ausstellungstisch am Pilz- und Beerenmarkt uns weismachen sollte, womit wir uns in unserer Not noch helfen könnten, ohne Schaden zu leiden und ohne große Kosten für Gartengemüse und das gewohnte Tee- und Rauchkraut. Nur wenige gab's, die sich drauf an Rind und Änger ihren Hederich und Sauerampfer pflückten und daheim als Spinat und zur Suppe zubereiteten und sich wohl dabei befanden, mit Zusatz von Reismelde und Rübenblättern, Brennnesseln und Margarine oder einem anderen Fett-Surrogat — sonst gut für die Stalltränke und das Krippengatter. Wurde doch sogar Mehl von Stroh als zuträglich und nährend für menschlichen Genuß empfohlen, und Kräbenwildpret stieg hoch im Preise; Wasserhuhn kaum zu erkaufen. Und erst recht die Pilze! Der Oberschlesier der Waldgegenden galt wohl schon immer als Pilzfreund, Pilzkemmer, die alten Waldgraspächter, Inlieger und Häusler, unter ihnen gab's noch viele, die die „guten“ Pilze richtig kannten und, was noch mehr gilt: sie auch fanden. Unter den sog. „besseren Leuten“ war alles Pilz-Alphabet! Wenn die Hausfrau Morchelrunke auf den Tisch brachte, war's wohl 'was ganz Exquisites, allenfalls noch Pfifferlinge — den geringsten unter den Speispilzen schätzte man am höchsten, weil er keine Maden zeigte — aber schon bei Steinpilzen ward die größte Sorgfalt angewendet — es könnte ja giftige drunter geben — man liest ja so viel von Pilzvergiftungen — es stand erst neulich in unserer Zeitung! Su; mich schüttel's! Schon

die Nottappen mag ich nicht! Die werden ja schon beim Schneiden ganz grau und schwarz. „Aber das werden ja die feinen Halbschwarzpilze (den Namen Maronenpilz anzuwenden und sich zu merken . . . zu viel Mühe) auch!“ „Ja, es bleibt doch aber der beste Schmor- und Suppenpilz!“ „Schon gut, aber der Egerling ist noch feiner!“ — „Egerling, Egerling — den kennt man hier nicht! Ist er bei uns auf'm Markte?“ „Aber gewiß doch, und nicht zu wenig! Sie haben doch schon Champignons eingekauft!“ „Ja die Champignons — das sind Champignons — aber — wie sagten Sie?“ „Egerlinge“, auch Träuschling, das ist die deutsche Benennung für den französischen Champignon, d. h. Acker(Eger)ling, der Schafegerling von Schafweiden, der Waldegerling in Laub- und Nadelwäldern, der Träuschling von stallgedüngten Wiesen und (Säfer-) Feldern, wo er nach warmen „träuschenden“ Regen im Umkreis der sog. Hexen(hul)ringe auf Stoppeln und Sturzäckern oft zahlreich auftritt. Vorsicht ist geboten wegen des als sehr giftig bekannten Knollenblatterschwamms, der an Schaft, „Blättern“ (Fächer) und Kappe weiß gefärbt — der „Champignon“ hat rote und rotbraune Fächer — unter den echten Egerlingen einzeln vorkommt; ebenso, und meist zahlreicher, in Wäldern. Merke: weiß der Tod; rot das Blut, das Leben! Aber da sind wir schon in der Belehrung, ohne es zu wollen und trotz böser Erfahrung, mitten drin! Und wir hatten es uns doch vorgenommen, von diesem undankbaren Geschäft zu lassen. Als das Pilzsuchen und das Pilzeessen in der Kriegsnöte allgemein „in Mode“ gekommen war, richtete man Pilzausstellungen mit Vorträgen aus, und um zur Verbreitung der Pilzkenntnis fortlaufend beizutragen, richteten Stadtverwaltungen sog. Pilzbörsen, vergitterte Ausstellungstische, wie einen öffentlichen Marktstand ein und betreten einen Pilzkundigen gegen ein Gott vergelt's mit dem „Amte“ eines „Pilzbörsianers“. Ueber die trüben Erfahrungen wegen Beschädigung, Störung, Vernichtung der dauernd zur Ansicht und zum Studium täglich frisch ausgestellten Ware behufs Belehrung und Anschauung durch die undisciplinierte Kriegsjugend und die „Marktkonkurrenz“ wollen wir schweigen. Nur eine kleine Erwähnung von einem heiteren Erlebnis folge. Raum 24 Stunden nach der Eröffnung der Pilzbörse war diese wie durch Flugfeuer stadtbekannt. Der Vertreter des Pilzausstellungstisches befand sich auf seinem 2. Vormittagsgange zur Börse . . . Vom Straßengegennüber auf einmal eine lebhafteste Kinderstimme: „Mutter, Mutter, dort geht der Pilzemann!“ „Junge, bist du stille!“

Sich in die Rölcke kuschend: aber ja, es ist der Pilzemann! Erheitert über den ersten „Erfolg“ kam ich an der Reihe der gehandelten Pilzhäufen vorbei zu meiner Börse. Alles: Pilze, Kräuter, Namen, Zwecken, Stifte wüßt durcheinander; nicht ein Ding an seinem rechten Plage! Interessierte Zuschauer sahen, die meisten hohnlächelnd, der umständlichen Restaurationsarbeit und der Neueinrichtung zu. Der Tisch war kaum abgeschlossen, und kaum drei Schritte davon, bemerkte ich im Umsehen, wie bereits unnütze Hände an Schloß und Gittern ihre Ungezogenheiten ausübten; hinzutretend mußte ich aus nächster Nähe zusehen, wie eine Range frech durch die Gittermasken mit seinen Nägeln an dem schönsten Exemplar einfrakte und frakte . . . er wolle nur sehen, ob das da von Holz wär' . . . des genüge. Ich bog eine halbe Stunde nachher in die Gasse ein, die mich eine Straße weiter nach meinem Wohnheim führte. Die Gasse her-

unter, etwa 150 Schritt entfernt, stürmt eine Reiterschar per Steckenpferd entgegen. Wie auf Kommando schallt's mir wohl sechsstimmig entgegen: Pilzemann, Pilzemann., freuchend biegt vor mir, die größten und stärksten weiter lärmend und ihr Feldgeschrei ausgebend: Pilzemann, Pilzemann, Pilzemann . . . die Horde in eine Nebenquergasse; nur vom zurückgebliebenen Nachtrab, der „Fuchsschwanz“ lugte ihm zum Hinterschließ heraus, hörte ich, innerlich belustigt und sonst in kühlster Reserve: Pilzemann, Pilzemann, Pilzemann . . . Und dann nichts mehr und auch niemals wieder . . . Auf die Dauer konnte sich die Pilzbörse öffentlich nicht behaupten. Noch vor Kriegsende mußte sie vor dem Gelächter kapitulieren. Aber von da an behaupteten viele: der Pilzmarkt habe eine große Bereicherung an Mannigfaltigkeit der zum Kauf angebotenen Haufen und Häufchen erfahren und behaupten es heute noch — in Dingsda.

Wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt?

Wenn ein Mensch eine Antipathie gegen irgend eine Speise hat, so verursacht ihm schon der bloße Geruch derselben ein Uebelkeitsgefühl, das sich geradezu in Haß steigern kann gegen jene Menschen . . . doch davon will ich erzählen.

Meine Kollegin Trude war ein ganz famoser Kerl, ein Mensch jenen Schlages, mit dem man Pferde stehlen kann: witzig, voll lustiger Einfälle, stets hilfsbereit, kurz und gut, ein Kamerad in jeder Beziehung. Nur eins konnte sie nicht vertragen . . . und das machte sie rasend.

Ich kam auf den Einfall, sie für eine ertittene Verurteilung zu bestrafen. Ahnungslos kam sie nach Tisch wieder ins Büro, in dem wir gemeinsam arbeiteten. Ihre etwas gen Himmel trogende Nase hob sie schnuppernd in die Höhe, als sie sich an ihren Tisch setzte und das Kontobuch aufschlug. Immer und immer wieder sog sie vernehmlich die Luft um sie her mit Kopfschütteln ein, ohne etwas zu sagen. Ihr Geruchssinn witterte etwas ganz Unerhörtes, konnte aber nicht feststellen, von welcher Richtung die unerquickliche Strömung kam. Nach einiger Zeit wandte sie sich gegen mich mit der Frage:

„Hier riecht es so eigentümlich, so unangenehm, merkst du etwas?“

Ich hob voller Bewunderung den Kopf von meiner Arbeit und roch meinen Umkreis ab, konnte jedoch partout nichts finden.

„Du wirst dich wohl irren“, erwiderte ich mit der unschuldvollsten Miene, „was sollte sich hier verlaufen haben?“

„Na, dir traue ich nicht“, entgegnete sie auf meine Antwort. Jedenfalls hatte sie gegen mich Verdacht geschöpft.

Emsig kitzelte meine Feder weiter, als gelte es, einen Reford zu schlagen.

„Es ist aber nicht zum aushalten“, entfuhr es plötzlich Trude. Voller Eifer begann sie ihren Arbeitsplatz abzusuchen; ich sah ebenfalls umher, ob etwas diesbezügliches zu finden wäre. Nach vergeblichen Bemühungen setzte sie sich wieder und versuchte, nachdem sie das Fenster geöffnet hatte, mit interessierter Miene die einströmende Luft abzuschnuppern, doch auch diese erwies sich als einwandfrei. Bange Minuten vergingen, während denen ich mich des Vachens nicht erwehren konnte. Trotzig biß ich die Zähne aufeinander, setzte eine eifige Miene auf und reichte fleißig Zahl an Zahl in meinen Kontoforrent.

„Schockschwerenot, jetzt habe ich's aber satt!“ rief Trude in ihrem gekränkten Geruchsempfinden. Hastig stand sie auf, warf mit einem Ruck ihren Stuhl nach hinten,

räumte alles durcheinander, zog die Schubladen ihres Tisches hervor, hob dort alles auf, suchte und kramte . . . doch leider ohne Erfolg. Zu finden war nichts, aber der unangenehme Geruch blieb.

Noch eine Möglichkeit blieb offen, die Quelle des Übels zu ergründen: mein Tischplatz. Auch dieser fiel Trude's Suchgier zum Opfer . . . wiederum ergebnislos. Selbst meine Unschuldsbeteuerungen fruchteten nicht, sie rief einmal Bunte, und dahinter mußte sie kommen.

Plötzlich stockte sie . . . denn sie bemerkte, daß sich die strenge Atmosphäre abseits ihres Tisches milderte, also konnte nur ihr Tisch allein in Frage kommen. Mit hin zurück! Eine nochmalige Visitation begann voller Wut; alles, was nicht niet- und nagelfest war, flog hoch im Bogen in die Ecke. Es enttauch ein Rumoren, Suchen, Bücken . . . bange Sekunden meinerseits . . .

„Da hab' ich den Stinker!“ entfuhr es wutentbrannt der Suchenden, die sich unterhalb des Tisches befand, wo ich ihr einen Harzer Käse von unbestimmtem Alter angehängelt hatte, ausgerechnet Käse, den sie in den Tod nicht ausstehen konnte. Man stelle sich ihre Wut vor! Mit unsagbarer Verachtung kam sie von unten hervor und schleuderte das unheilvolle Ding gegen mich. Durch einen geschickten Seitensprung meinerseits jedoch verfehlte der Wurf sein Ziel und die unschuldige Ursache der Geruchsstörung kam an die Wand zu kleben zum allgemeinen Gaudium der übrigen Angestellten.

Für diesen Tag hatte ich Trude's Freundschaft verloren.

Als wir uns in späteren Jahren dieser heiteren Szene erinnerten, meinte Trude: „Und heute singt man ausgerechnet: Wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt?“

E. K. K u I I.

R ü c k b l i c k e

Von Else Kostalski.

Ort der Handlung: Eine obereschlesische Kleinstadt.

Zeit der Handlung: Zwanzig bis dreißig Jahre früher.

Personen: 1. Verwitwete Frau Kantor Henriette Blaszczoj,
2. Unverehelichte Martha Radmann, Lehrerin.

Man kennt sich ziemlich genau, wenn man gemeinsam hinter einer Entreetür wohnt; man weiß, wann der Nachbar aufsteht, was er anzieht, wann er sich die Zähne putzt, wann er sich wieder zu Bett legt. Was sich einer mittags einverleibt, zieht dem andern als süßer Duft in die Nase. Und so weiter. Sind es, wie in unserem Falle, Nachbarinnen, ist die Sache genau so, wenn nicht noch schlimmer.

Die verwitwete Frau Kantor Blaszczoj und Fräulein Radmann hauchten seit undenklichen Zeiten zusammen im zweiten Stock des Hauses Bahnhofstraße 18, mal schlecht, mal recht, je nachdem die Zeit und die Laune war. Die Frau Kantor ärgerte sich oft über den Leichtsinns ihrer Wohnungsgenossin, die z. B. an ihrem jedes Jahr pünktlich eintretenden Geburtstage dem Postboten wahrhaftig ein Glas Wein und zwei Mark vorsetzte, wo zehn Pfennig schon reichlich gewesen wären. Dagegen fand es Fräulein Radmann furchtbar, wenn Frau Blaszczoj ihren falschen Zopf zum Auslüften vor ihr Fenster hing: die

Leute auf der Straße konnten unmöglich wissen, welcher Fensterrahmen der verwitwete und welcher der jungfräuliche war. Die Frau Kantor wiederum bekam rote Flecke auf die breiten Backenknochen, wenn sie an das weiße Kleid dachte, das Fräulein Martha trotz ihrer 47¾ Jahre trug, und Fräulein Radmann mußte gewaltsam einen gepfefferten Tadel hinunterwürgen, wenn sie die beiden Schürzen am Unterkörper der Frau Kantor erblickte: aus Sparsamkeitsrücksichten trug diese würdige Dame vorn eine und hinten eine. Man mußte zu schnell den Rock ab, wenn man sich ungeschürzt auf ihn setzte.

Und das Korsett der Frau Kantor hatte Fräulein Radmann schon lange im Magen; es wurde ihr alle Wochen ein parmal vorgefetzt. Allerdings nur bildlich, denn in Wirklichkeit trug die stattliche Witwe den Busenhalter nicht wie gewöhnliche Sterbliche mit den beiden liebeich geöffneten Rundungen am Oberkörper, sondern am Bauche, der dadurch seine Wölbung beträchtlich verringern sollte. Ob er das auch wirklich tat,

darüber holte die Frau Kantor des öfteren das sachgemäße Urteil ihrer gelehrten Nachbarin ein.

Heute nun hatte diese das ärgerniserregende weiße Kleid in Tätigkeit gesetzt und eine Theatervorstellung besucht, die eine Wandertruppe in „Rothwald's Hotel“ zum besten gegeben hatte.

Die Frau Kantor, die solchen zeit- und geldraubenden Unfug selbstredend in Grund und Boden verdammt, hatte, da sie sich sparsamerweise schon immer um acht Uhr zu Bett legte, schon zwei Stunden rechts- und drei Stunden linksrum geschlafen, als unten Fräulein Martha sehr vergnügt den Hausschlüssel ins Schloß steckte. Sie hatte sich herrlich amüsiert. Die Aufführung war zwar nicht hervorragend gewesen, aber man war in der Erinnerung „an einst“ wieder jung geworden, selbst wenn es, wie bei ihr, schon hieß: „Gang, lang ist's her . . .“ Und in der Pause hatte dann diese Jugend leibhaftig vor ihr gestanden, wenn auch im Gewande würdiger Gesehtheit; Fritz Kraszczyk, ihre Jugendliebe, hatte sich mit ritterlichem Gruß zu ihr geneigt! Er also war der neue Professor am Gymnasium, der für den mit Tode abgegangenen Mathematiklehrer eingesprungen war.

Martha Radmann stand mit dem Hausschlüssel in der Hand im dunklen Flur und lächelte selig. Dr. Kraszczyk hatte sie bis vor die Tür begleitet und achtgegeben, daß sie auch wirklich ins Haus konnte. Genau wie einst. „Wie einst im Mai . . .“ Fräulein Radmann seufzte daraufhin ein bißchen, denn sie dachte, daß es heute in jeder Beziehung September war, und stieg langsam die Stufen zu ihrer einsamen Junggesellenbude empor. Angst hatte sie nicht, daher auch keine Streichhölzer; den Weg nach oben fand sie im Schlafe. Sie versenkte den Hausschlüssel in ihren seidnen Pompadour und wollte dafür den Entreeschlüssel eintauschen, denn sie war bei ihrer Tür angelangt. Fräulein Martha machte mit ihrer Hand im Innern des Beutels aus Taschentuch, Bonbonschachtel, Operngucker und dem schön zusammengelegten Theaterzettel ein gräßliches Chaos und kriegte dann ebenso gräßlichen Schrecken. Sie erinnerte sich plötzlich, ebenso deutlich wie leider zu spät, daß sie den Schlüssel noch kurz vor dem Theaterbesuch gebraucht und danach gewohnheitsgemäß in ihr Alttagstäbchen gesteckt hatte. Na, schließlich schlief die Frau Kantor zwar sehr fest, aber durch Kadavermachen und Klingeln würde auch sie gewiß einmal zu erwecken sein.

Und Fräulein Martha klingelte. Erst kurz und bündig. Als das nichts half, scharf und sehr anhaltend. Es klingelte, als ob ein

Telephonbesitzer Wutanfälle kriegte. Jedoch kein Fräulein vom Amt meldete sich. Fräulein Martha benutzte nun abwechselnd alle Finger; der Zeigefinger allein hielt diesen verrückten Druck nicht mehr aus. Als sie bei diesem eigenartigen Spiel das stehende Mal bis zum kleinen Finger gekommen war, gab sie es auf. Entweder war die Frau Kantor vom Schlage gerührt worden, oder sie wollte nicht aufmachen. Was in diesem Falle, wenigstens für Fräulein Radmann, das Schlimmere war; denn nicht einmal der Erzengel Gabriel hätte dann Einlaß gefunden, wenn er diesen im Hause Bahnhofstraße 18 im zweiten Stock rechts oben begehrt hätte.

Fräulein Radmann zog den Mantel fest um ihre weißgekleideten Glieder und setzte sich auf die oberste Treppenstufe. Die Tränen saßen ihr dicht hinter den Augen.

„Dummes Zeug!“ schimpfte sie sich aus, nahm ihre ganzen und nicht geringen Seelenkräfte zusammen und verbrachte den Rest der Nacht teils dajelnd, teils frierend, trotzdem das Septemberwetter beinahe so sonnig gewesen war, „wie einst im Mai“. Manchmal dachte sie: „Wenn das der Fritz Kraszczyk wüßte!“ Wenn sie jedoch zu dem darauffolgenden Gedanken kam, schwenkte sie allemal ab. Professor Kraszczyk hatte ihr zwar auf dem Nachhausewege erzählt, daß er seit drei Jahren Witwer war.

„Aber wozu?“ sagte Fr. Radmann in Gedanken energisch zu sich selbst. „Die Zeit bleibt nicht stehen; es ist nicht, wie einst im Mai. Ganz im Gegenteil, wir schreiben heute den 13. September, oder vielmehr den 14. Wir sind beide bemooste Häupter geworden . . .“

Früh um sechs wachte sie pünktlich wie immer auf, wunderte sich, daß sie ihren Kopf statt auf dem Kissen auf den Knien hatte, und erhob sich, was ihr nach einigen schwierigen gymnastischen Übungen gelang. Da die Frau Kantor nie vor acht Uhr aufstand, so lange er wach ist, machte sie keinen wie immer gearteten Versuch, die würdige Dame den Armen ihres geliebten Morpheus zu entreißen. Sie kämmte vor dem Taschenspiegel mit dem Theaterkämmchen ihr goldenes Haar und kam sich auch sonst so ähnlich wie die märchenhafte Vorelen vor; mit Wonne hätte sie die süßschlummernde Frau Henriette Blaszczyk in den Fluten des Rheines verschwinden sehen.

Da jedoch der Rhein keineswegs die Gefilde Oberschlesiens bespült, beschloß Fräulein Radmann, den angebrochenen Morgen wenigstens zu einem Spaziergange an die Ufer der heimatischen Przemsja zu benutzen. Zuerst kam sie kaum die Treppe hinunter, so steif waren

ihre Beine; aber bald förderte sie munter ihre Schritte. Die Sonne machte gerade Miene, ohne Paß die russische Grenze zu überschreiten und wurde daran nicht einmal von dem pelzbemützten Kosaken gehindert, der, das Gewehr im Arm, am Ufer hin- und herpendelte. Jeder Taupfen auf den Przemswiesen blühte wie der prächtigste Brillant, — es war einfach herrlich!

Martha Radmann wurde warm; sie zog den Mantel aus und sah nach ihrer Uhr. Natürlich stand sie immer noch auf sechs; sie war gewöhnt, vor dem Schlafengehen aufgezogen zu werden.

„Schad't nichts!“ sagte Fräulein Radmann vergnügt zu der Sonne hinüber. Um sieben hatte sie Unterricht; gelaufen war sie kaum eine Viertelstunde, also konnte sie sich getrost noch ein bißchen ausruhen. Sie hing ihren Mantel leichtsinnigerweise über die Lehne der Bank und wollte sich setzen. Der Morgentau aber lag nicht nur auf den Przemswiesen; Fräulein Martha zog daher den Theaterzettel aus dem Pompadour, entfaltete ihn und setzte sich darauf. Und schlief auch schon im nächsten Augenblick. . . .

Sie erwachte von einem Kinderlachen; zwei Knirpse mit den Büchertaschen auf dem Rücken standen vor ihr. Erschrocken ließen sie davon, als die Lehrerin sie mit strengen Augen musterte. Martha Radmann war nicht weniger erschrocken: die Kinder gingen schon zur Schule! Sie erhob sich schnell, faltete den Theaterzettel zusammen, nahm den Mantel über den Arm und die Beine in die Hand. Als sie an den beiden Jungens vorüberhaftete, hörte sie deutlich schlecht unterdrücktes Lachen.

„Unverschämte Bande!“ dachte Fräulein Martha böse, mochte sich aber nicht umdrehen. Sie lief wie noch nie in ihrem Leben und zwar direkt in die Schule; ein Zu-spät-in-den-Dienst-Kommen sollte es bei ihr selbst nach so einer blödsinnigen Nacht nicht geben.

Der Wilhelmsplatz war voll von buntemühten oder farblos behüteten Schülern, denn das Gymnasium lag der Volksschule schräg gegenüber.

Plötzlich hatte Fräulein Radmann eine sonderbare Vision. Stand da nicht vor dem Denkmal Kaiser Friedrichs, ihr die Rückseite zugekehrt, ihre mit einem so außerordentlich

festen Schummer gesegnete Nachbarin? Und zwar in aufgeregtem Gespräch mit einem Polizisten? Auf dem Kopfe über dem frischgelüfteten falschen Zopfe thronte majestätisch der Kapottehut aus schwarzem Samt, den jedermann in der Stadt schon von ferne erkannte und — wie entsetzlich! — die bereits erwähnte Rückseite der Frau Kantor war dort, wo der Rücken aufhört, von einer großen, blauen Küchenschürze schamvoll verhüllt! Fräulein Radmann stürzte im Geschwindschritt auf die Frau Kantor zu, unbekümmert um die rätselhafte Anwesenheit des Polizisten, und packte die bekümmerte Dame rückwärtslos am Arme. Diese schrie entsetzt auf und starrte dann die weißgekleidete Gestalt an, als wäre sie eine Ausgeburt der Hölle.

„Um Gotteswillen, wo waren Sie denn? Um halb acht mußte ich raus aus dem schönsten Schläse, weil Sie nicht in der Schule waren! Der Rektor dachte, Sie wären tot! Wir mußten Ihre Stubentür aufbrechen lassen, weil alles Klopfen nichts half! Ich hab' mich vor lauter Aufregung garnicht mal ordentlich anziehen können. . .“ Fräulein Radmann fing plötzlich an, furchtbar zu lachen.

„Viel zu ordentlich haben Sie sich angezogen, Frau Kantor, viel zu ordentlich! Wie spät ist es denn überhaupt?“ „Drei eine viertel Minute vor acht“, sagte der Polizist mit einem Blick auf die Rathausuhr. Dieser Blick ging alsdann mißbilligend in die Runde. Um die malerische Gruppe der Drei vor dem Kaiser-Friedrich-Denkmal hatte sich in respektvoller Entfernung ein dichter Halbkreis von heiter gestimmten Schülern gebildet. Professor Krasczynk durchbrach ihn und sah vor sich folgendes Bild: Seine gestern abend unvermutet aufgetauchte Jugendliebe stand im Gespräch mit einem Polizisten und einer alten Dame, die eigenartigerweise ihre Schürze nicht vorn, sondern hinten trug. Was aber erblickte Professor Krasczynk an derselben Körperpartie von Fräulein Radmann? Die Stelle, auf der man zu sitzen pflegt, zeigte mit großen schwarzen Buchstaben die auf dem weißen Kleide weit hin sichtbare, sinnige Ueberschrift: „Wie einst im Mai. . .“ Womit es der Rückblicke für dieses Mal genug ist.

Durch den Türspalt eines Lebens

Von Frik Sischka, Breslau.

Frik Rothe hatte einen Schatz entdeckt. Wieder einmal. Er war ein Sonderling. Seine Kollegen nannten ihn so, und da mußte es wohl stimmen. Er nahm das, was andere nicht mochten. Sie lächelten darüber, und er war glücklich.

Den neuen Schatz hatte er auf der Straße gefunden.

Eine alte Frau zog einen Handwagen, vollgepackt mit Büchern. Alte Bücher waren seine Leidenschaft.

Es war ihm eine Selbstverständlichkeit, an den Wagen heranzutreten, ein dickes Buch herauszugreifen und blättern nebenherzugehen. Bis das runzlige Weiblein stehen blieb. Da legte er das Buch zurück und zog eine vergilbte Broschüre aus dem Haufen. Rechts unten in der Ecke stand schlicht, klein und fein, klar und fest der Name Wachensfeld. Er warf das Heft betrossen auf den Bücherberg und stöberte weiter. Ueberall derselbe Name und darunter eine Jahreszahl.

Er kannte den Namenszug, er kannte den Mann, der ihn geschrieben hatte. Seit einem Jahre lag er da draußen vor der Stadt, still und unauffällig wie sein Leben gewesen war, unter einem grünen Hügel, und über ihm sprach ein Denkmal davon, daß er Schulrat gewesen und daß seine Lehrer ihm diesen Grabstein gesetzt hatten.

Die Alte rückte an und keifte: Sie sei eine Produktenhändlerin, und die Bücher seien ihr Eigentum. Sie habe sie regelmäßig gekauft und drei Pfennig für das Pfund bezahlt. Er sollte sie nicht aufhalten.

Und dann kam alles so, wie es bei einem so sonderbaren Menschen, wie der Rothe war, kommen mußte. Er kaufte das erste Mal in seinem Leben nach Gewicht, mitten auf einer verkehrreichen Großstadtstraße, zweihundertfünfzig Pfund Bücher, das Pfund zu sechs Pfennig.

Seine Wirtschafterin brummte und schimpfte, warf die „alten Schwarten“ geräuschvoll auf Tische und Stühle, Bett und Sofa und auf den Fußboden und dann die Tür hinter sich ins Schloß.

Rothe lächelte und rieb sich die Hände. Dann ordnete er seinen Schatz nach den Jahrgängen, die unter den Namenszügen standen. Das roch nach Pedanterie, war es aber nicht, wenn man das Leben eines bekannten und lieben Menschen an sich vorbeiziehen lassen will. Besonders dann nicht, wenn dieses Leben sich nicht so glatt und reibungslos herauschält aus seiner Um-

gebung, wenn es nicht empormächst aus wohlstüterer behäbiger Gesellschaftsschicht. Wenn man aus unsagbar ärmlichem Hause durch eine Tischlerwerkstatt wandert, um als fast Erwachsener die Bank einer Tertia neben ganz grünen Jungen zu glätten, sich durch die Studienjahre hungert, um seinen Doktor zu machen, als Kandidat älter ist als die meisten angestellten Oberlehrer am gleichen Gymnasium, dann haben die mühsam und wohlbedacht gekauften Bücher viel zu sagen und mehr preiszugeben als sonst; besonders, wenn man sie nach gewissenhaft aufgezeichnetem Kaufdatum durchblättern kann und sie so reichliche Randbemerkungen und beigelegte Zettel mit kritischen Bemerkungen enthielten, die in eine starke und zähe Persönlichkeit Einblick gaben.

Es war der Ausschub einer Bibliothek, der Frik Rothe durch die Finger glitt; das was den Erben wertlos erschien. Veraltete Lehrbücher, in buntem Gewirz durchwandert von philosophischen, naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Werken, die vor Jahrzehnten größere oder kleinere Rollen spielten. Hin und wieder klang ein neuerer, bekannter Name hindurch, der dem Sichter des Nachlasses entgangen war und den Weg zum Produktenhändler hatte finden sollen. Gute pädagogische und religionsphilosophische Stücke fanden sich reichlich in der Versammlung der „Ausrangierten“ und sprachen von der Einseitigkeit der Reinigung.

Rothe legte mit besonderer Freudigkeit einige Hefte und Wirtschaftsbücher beiseite, die mit herben, schweren Schriftzügen aus der Handwerks- und Schülerzeit kamen.

Eine verblaste Photographie, die schon das eckige große Kinn und den gewölbten Langschädel des Alten zeigte, betrachtete Rothe lange. Die großen gutmütigen Kinderaugen blickten ihn an, als wollten sie sagen: „Die Welt ist gut, mein Lieber! Auch in den Straßenschmutz scheint die Sonne. Man muß sie nur sehen wollen!“

Eine Kunstmappe lag verloren zwischen veralteten Broschüren; gute, zum Teil wertvolle Stücke. Der sonderbare Bücherwurm lächelte froh. Wie eigenartig sind doch oft die Wege, auf denen man eine langgesuchte Bildsammlung findet. Man läuft von Antiquar zu Antiquar. Und mitten auf der Straße liegt das Gesuchte, und das Schicksal kommt und läßt uns darüber stolpern.

Und dann hielt er zwei umfangreiche Hefte mit glanzleinenen Deckeln in der Hand; Aufzeichnungen aus den Jahren der

ersten Behrtätigkeit. Tagebuchartige Niederschriften enthielten sie über Schüler und Kollegen, Menschen und Schicksale, seine und kluge Gedanken eines reinen und lichtfrohen Menschen, der befähigt war, durch Schale und Hülle hindurchzuschauen mit milden und klaren Augen. Die Pulsschläge eines großen Herzens, das auch in Not und Entbehrung sich freihalten konnte von den Verzerrungen einer ichsüchtigen Umwelt.

Aus einem verschürzten Päckchen glitten Briefblätter mit schlichten weiblichen Schriftzügen durch Rothes Finger, Blätter, die dem auf der weitspurigen Lebensleiter Kämpfenden wohl einmal Sonne schenken und Kraft gaben zum Aufwärtsklettern.

Schüchtern und beinahe verschämt raffte Rothe die vergilbten Blätter zusammen und trug sie zum Ofen. Erst als die letzten sich flammend und knisternd aufhäumten, und er mit dem Feuerhaken nur noch graue glanzlose Asche schürte, trat er zum Tisch zurück, lehnte sich in die Sofaecke und las sich bis tief in die Nacht in die klare Schrift und die lebensbejahende Seele dessen hinein, den er seit Jahren kannte, schätzte und verehrte, und der sich doch erst heute vor ihm auftrat. Es war ihm, als ob er vor einer Wohnung stünde, deren Thür der Zufall geöffnet hatte. Und durch den Türspalt sah er auf das Tun und Treiben, auf Schritte und Regungen eines Menschen, der sich un beobachtet glaubte. Dieses Gedanken schuf Rothe für kurze Zeit ein peinliches Gefühl. Er legte das Heft hin, nahm es aber doch bald wieder vor.

Und aus der jungen Persönlichkeit, die sich aus den Beilen aufbaute, wuchs gradlinig der schwächliche alte Schulrat heraus, der in den letzten Jahren durch Rothes Schaffen und durch seine Schulstube gegangen war.

Er war als geschätzter und verehrter Mensch durch die Stadt geschritten, überall helfend, nirgends nörgelnd, stets ein frohes Licht in seinem offenen Gesicht. Etwas Schüchternheit und mehr Bescheidenheit, als ihm zukam, hing ihm an; wohl ein treues Erbteil aus seinem jungen Leben. Deshalb nahmen ihn manche, die auf den Höhen der Gesellschaft wandelten und ihre innere Dürftigkeit durch vornehme Schale, Haltung und tönende Gespreiztheit verhallten, nicht für ganz voll. Sein massiger, scharfgemeißelter Kopf mit der mächtigen Stirn, den eckigen Schläfen und der hervorspringenden Nase sprach merkwürdig ab gegen schwammige Gesichter, seine klaren Augen schauten zu ehrlich in die Dürftigkeit seiner Umwelt, und sein breiter Mund sagte zu deutlich seine geraden Gedanken.

Fritz Rothe sah ihn greifbar vor sich, wie er im letzten Kriegsjahre im abgeschabten Rock, mit klappernden Holzschuhen, die unzerrennlich mit ihm verbundene Hängepfeife zwischen den großen Zähnen, durch die Straßen schritt, den kleinen Körper in stets eiligem Schritt vorwerfend. Ein anderes Bild tauchte vor ihm auf: Wie er lächelnd in seine Klasse getreten war, ihm in einer Naturgeschichte stunde den Menschenschädel aus der Hand nahm und den Vierzehnjährigen eine schlichte und große Predigt baute über Leben und Vergänglichkeit; wie er dann, ganz vergessend, daß er zur Revision gekommen, sich in seinem westdeutschen Jugenddialekt mit fröhlichem Gruß von den Jungen verabschiedete und eilig aus dem Klassenzimmer schwebte.

Er war ja auch wirklich kein Revisor, sondern nur ein Schulrat. Das nahmen ihm sogar manche seiner Lehrer übel, weil sie unter seiner kollegialen Freundlichkeit wehrlos wurden.

Aber die Kinder wurden lebendig, wenn er kam. Eine gefrorene Atmosphäre um ihn war undenkbar. Der alte Junggeselle stellte sich mitten unter sie und warf irgend eine Bemerkung auf. Und dann ging's los! Ein Fragen und Gegenfragen, Drängen und Arbeiten. Und selbst die Scheukten holte er aus ihren Schneckenhäusern, daß ihre Zuhörer immer länger wurden. Sein kluger Kopf schürfte in einer Viertelstunde mehr aus der lustigen Schar, als mancher durch stundenlange steifbeinige Revisionsdrehselet.

Ein kleiner Kerl hatte ihm einst beim Abschied zugerufen: „Komm ock bald wieder!“ — „Hast du denn keine Angst vor mir?“ hatte er lachend geantwortet, und der Junge erwiderte: „Ne. So hat mein Großvater auch ausgesehen!“ —

So wandelte der Alte mit dem Kinderherzen durch Rothes Stube und glich ganz dem jungen Oberlehrer in den glanzkleinesten Festen.

Der Unmut, der sich auf Rothe's Seele gelegt hatte, als er fast erschrocken die Bücher des verehrten Mannes aus den Händen der verhugelten Händlerin rettete, war längst dahin. Er sah keine Tragik mehr in der Tatsache, daß der Bücherstak eines mühevollen Lebens beinahe im Schmutzkeller eines Lumpensammlers unbeobachtet verlorengegangen wäre.

Er freute sich herzlich, daß er erworben hatte, was andere nicht mochten, und in ihm und um ihn blühte der stille Glanz und die Weihe einer Auferstehungsstunde.

Monat

Von Gertrud M Ulrich.

Als ich gestern abend gegen 9 Uhr vor die Haustür trat, stand der Mond groß und faßl am Himmel. Der Garten war ganz hell davon, die Bäume warfen einen feinen Schatten. Zwischen den Feldern schwebte ein Mensch, einen schmalen Rahn entlang, dem Walde zu. Es war der Lehrer des Orts, der mit der Büchse auf den Anstand ging.

Da fiel mir eine Geschichte ein, die vor vielen Jahren mein Vater erzählte, als ich noch ein kleines Mädchen war. Er hatte sie nicht mir erzählt, er wußte vielleicht nicht einmal, daß ich dabei saß und zuhörte; er berichtete ungefähr folgendes:

Wir hatten im Dorfe einen Mann, den tauben Tobias. Er war klein von Wuchs und vom vielen Nichtstun dick geworden. Sommers und winters trug er ein schwarzes Bauernwams, eine Art dicker, gefütterter Weste mit zwei Reihen goldener Knöpfe, obwohl er kein Bauer und nicht einmal Knecht war, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Tagelöhner. Wir verlachten ihn auch deswegen, und die Kinder hänselten ihn: Tobias, hast du deine goldnen Knöpfe schön gepuzt? Zeig mal, ob man sich drin spiegeln kann? Aber Tobias lachte gutmütig und sagte nichts, er war ja auch taub und hatte die Sprache fast ganz verlernt.

Auch sonst konnten wir ihn alle gut leiden, und ich selbst steckte ihm h'n und wieder eine Prife Tabak zu. Er war zu jedermann freundlich, ließ die kleinen Kinder auf seinem breiten Rücken reiten, brachte Holz, Kräuter und Pilze ins Dorf und übernahm gefällig Botengänge nach den benachbarten Orten. Er war Hans Dampf in allen Gassen und trotz seiner Beiseibtheit hurtig und flink.

Niemand ahnte, daß er insgeheim der Wildddieberei oblag. Er ging wohl viel des Abends aus, besonders wenn der Mond schien, um Kräuter zu sammeln, wie wir glaubten, Kräuter, die um Mitternacht und bei Mondschein gepflückt werden mußten. Klüger waren wir nicht. Vielleicht wußte der Förster etwas mehr, er machte manchmal sonderbare Andeutungen und sah Tobias besonders schief an, aber er tat sonst nichts dagegen, es war ein guter, müder und undurchschaubarer Mann. Es gab ja auch reichlich Wild in den Wäldern, Rehböcke und Wildjäre in Menge, die nachts die Felder verwüsteten, da kam es auf einen unerlaubten Schuß mehr oder weniger nicht an.

Dies vorausgeschickt, passierte mir eines Abends folgende merkwürdige Begebenheit. Ich stie vor der Haustür im Hof, es ist ein

schöner und stiller Sommerabend, warm und lind zugleich, die Grillen singen unaufhörlich, und der Mond scheint. Es ist ein fast voller Mond, er steht ganz klar und scharf umrandet in einer silbernen Bläue, wir werden morgen wieder herrliches Wetter haben. Ich sitze also da nach des Tages Last, lasse es mir wohl sein und schmauche ein Pfeifchen. In den Ställen atmet das Vieh, die jungen Gänse schnattern manchmal auf, immer noch flötet eine Lerche hoch am Himmel. Der Hof ist ganz hell, die Gebäude werfen schleirig gespenstliche Schatten, man kann den Garten, die Wiesen und Felder bis an den Wald übersehen. Ich schaue lange hin, wie steil und still der Wald dasteht, eine schwarze Mauer gegen alle Helligkeit der Nacht. Da kracht in den Wäldern ein Schuß, dann noch einer. Man hört nur einen dumpfen Laut wie einen Peitschenknall. Ich denke: Gottseidank, der Förster tut seine Pflicht, möge es einer von diesen höllischen Ebern sein, die mir mein halbes Kornfeld umgewühlt hatten.

Halt, kommt da nicht jemand? Vom Walde löst sich ein kleiner schwarzer Punkt, der zusehends größer wird und den Rain entlangschwebt. Oft verschwindet er ganz zwischen zwei Kornfeldern, die Halme haben schon fast Mannshöhe, nur der Kopf tanzt wie ein Ball über dem Aehrenmeer. Es ist ganz windstill, kein Blättchen am Baum schwankt, aber ich sehe, wie das Korn in einer breiten Welle auseinanderläuft, wenn der dunkle Punkt es wie ein Schiffsbug durchpflügt. Jetzt schwebt er über die Wiesen, jetzt ist er am Gartengatter, nun erkenne ich den Punkt: es ist der taube Tobias. Er trägt, wie immer, das schwarze Wams mit den Goldknöpfen, er hat keinen Hut auf, sein Haar steht an den Schläfen in grauen Büscheln ab. Nein, er lacht nicht wie sonst, er sieht mich mit ganz ernstesten Augen an, mit merkwürdig erstarrten leeren Augen, und winkt. Er winkt heftig, er suchte mit der einen Hand, mit der andern hält er etwas, nein, er drückt die andere gegen das Wams, und jetzt sehe ich auch, daß er ein Gewehr umgehängt hat. Gehst du jagen, Tobias, sage ich, bist du womöglich preussischer Oberförster geworden, hahahaha! Er antwortet nichts, er steht nur da, steht mich an und winkt. Na ja, er war ja auch stumm. Dann dreht er um und geht den Weg, den er gekommen war, zurück. Ich erhebe mich, um ihm zu folgen, Gott weiß, irgend etwas mußte wohl im Walde geschehen sein. Soll ich Leute mitnehmen? Ist was passiert? frage ich. Er spricht wieder nichts, dreht nur

etwas den Kopf und winkt über die Schulter. In Gottes Namen denn! Ich stapfe hinter ihm drein, das Gatter fällt heftig zu, jetzt höre ich auch, daß eine Kuh brüllt und das Pferd unruhig scharrt. Von mehreren Höfen heulen Hunde, sie heulen bei dem geringsten Laut. Von der Kirche schlägt es zehnmal.

Ich versuche ein Gespräch, obgleich ich weiß, daß Tobias nicht antwortet. Aber die Nacht ist voll von Unheimlichem. Wie groß der Mond ist, schreie ich, die rechte Nacht, um Hexenkraut zu suchen. — Pause. — Uebrigens hast du da ein sauberes Schießzeug um. Hast du das beim Schulzen ausgeborgt? — Nichts. — Na, hol' dich der Teufel, du hohles Faß! schreie ich und schweige dann. Was für eine sonderbare Nacht!

Es geht kein Wind, aber das Korn rauscht. Aus einem Birnbaum, der mitten in den Felbern steht, fliegen mit Geschrei Vögel auf. Ueber allem ist eine räthelhafte tote Stille, mit geheimnißvollen Lauten angefüllt. Man hört sich gleichzeitig atmen und die Grillen zirpen.

Tobias schreitet vor mir her. Schreitet? Es ist, als schwebte er. Man hört ihn nicht gehn, er könnte aus Luft sein. Ich bekomme die Anwandlung, ihm mit der Pfeifenspitze in den Rücken zu tippen, es gibt keinen Widerstand, ich stoße ins Leere. Dann treten wir in den Wald. Hier ist es dunkel, und es muß doch wohl ein Wind auf sein, die Föhren laufen leise. Aber Tobias scheint zu allem auch noch blind zu sein, er sieht den schmalen Waldsteig nicht, er schlängelt sich zwischen den Bäumen durch, und das macht, Gott helfe mir, den Eindruck, als ob er mitten durch die Bäume glitte. He, Tobias, du Schwein, was erlaubst du dir für Scherze, du glaubst doch nicht, daß ich wie ein Wiesel schlüpfen kann. Aber er hat es furchtbar eilig, beim Teufel, es muß doch wohl etwas gesehen sein, ein

Unglück, ein fehlgegangener Schuß vielleicht. Ich riße mir Hände und Gesicht blutig an Brombeerranken und trockenem Gezweig, aber der stumme und ernste Eifer des vor mir Hirschenden steckt mich an. Ueberall, wo wir hindurchkriechen, flattern die Vögel mit Geschrei auf, und trotz meiner Scham erschrecke ich jedesmal.

Jetzt schimmert durch die Stämme silbern die Waldwiese, wir haben einen großen Bogen abgeschnitten. He, Tobias, wo bist du? Beim Satan, wo hast du dich versteckt? Denn ich sehe ihn nirgends. Doch, da steht er am Rande der Lichtung. Verflucht, bin ich betrunken, oder . . .? Er schrumpft, noch während ich nach ihm hinsehe, zusammen, er löst sich in Nebel und Nicht auf, nun ist er nur noch ein Widerschein seines Umrisses in der silbernen Helle, auch der verflattert.

Ich laufe quer über die Wiese auf einen dunklen Klumpen zu, der beim Waldgraben liegt. Es kann ein Bock sein, es kann ein Stück Baumstamm sein, es kann Tobias, der Galunke, sein, der sich da hingefauert hat, um mich zu erschrecken. Es ist ein Bock, er ist halb ausgeweidet, und es ist Tobias. Er liegt zusammengekrümmt da, in der einen Hand ein Messer, die andere auf das Wams gedrückt. Ich sehe sofort, daß er tot ist. Neben ihm liegen ein fast neues Schießgewehr und der alte grüne Filzhut. Ich nehme seine Hand von der Brust fort, sie ist kalt und beinahe steif und mit Blut besudelt, das dick geworden auf dem Wams klebt.

Es kam niemals heraus, wer Tobias, den Wilderer, erschossen hat. Vielleicht ein anderer Wilddieb, dem er ins Gehege kam, vielleicht der Förster, der es endlich satt hatte, still zuzusehen. Wie dem auch sei, für mich steht es fest, daß ich keinem Lebenden nachgegangen bin, damals, in der stillen Mondnacht.

Die heilige Stunde

Erlebtest du die Stunde, die ins Leben brach
Mit Jubel ohnegleichen?
Erlebtest du die Stunde, die zur Seele sprach
Mit heilig — ernsten Zeichen?

Erlebtest du die Stunde, die, was du gesucht,
Dir köstlich ließ ersprießen?
Erlebtest du die Stunde, die als reife Frucht
Sich senkte dir zu Füßen? —

Und hast du diese Stunde nicht erkannt,
Der heiligen Stunde Gnade —
Bist du am Köstlichsten vorbeigerannt
Auf deinem Lebenspfade.

L. J.

Der Berggeist auf Abwegen

Seit dem Tage, an dem der Häuer Hyazinth Kokot die Geschichte mit dem Berggeist erlebt hatte, war es seiner Frau ein leichtes, ihn morgens in der Frühe aus dem Bett zu bringen. Und das wollte etwas heißen; denn Kokot gehörte zu jenen hartnäckigen Langschläfern, die nie genug bekommen können. Bis dahin gab's da einen zähen Kampf zwischen Mann und Frau. Aber jetzt brauchte sie nur zu rufen: „Hyazinth, steh auf!“ und schon stand Kokot auf beiden Füßen neben der Bettlade.

Na ja; wenn man ihn so erzählen hörte, wie er einmal, als er vor Ort allein schufterte und vor Müdigkeit eingeschlafen war, plötzlich jemanden rufen hörte: „Hyazinth, steh auf!“ Und als er erwachte und niemanden sah und natürlich wieder einschlief. Und dann rief es noch einmal und endlich zum dritten Male, aber mit Donnerstimme. Wie er nun erschreckt aufsprang und davonlief, und als er mit dem Schlepper an den Ort zurückkehrte und die Strecke vollständig verschüttet war, da mußte man ihm doch glauben, daß es die Stimme des Berggeistes gewesen, der ihn durch den Warnungsruf vor dem sicheren Tode bewahren wollte.

So war's bestimmt. Und Kokots Frau machte sich nun jeden Morgen das aufpeitschende Wort zunutze, um ihren schlaffüchtigen Mann zur rechten Zeit auf den Schichtweg zu bringen. Nach und nach aber verlor der Warnungsruf seine belebende Kraft; möglicherweise, weil der Berggeist den Abkehrzeitel genommen und nach einer anderen Grube verzogen oder weil Hyazinth mit der Zeit harthörig geworden war — kurzum, die Frau hatte mit dem Manne wieder ihre liebe Not. Als endlich kein Wort, weder das sanfte, noch das grobe, mehr verfing, goß die auf das Schichtlohn arg verlassene Frau

ihrem Ehegespons kurz entschlossen einen Topf eiskalten Wassers über den Kopf.

Das Mittel half und zeitigte zugleich weitere Folgen. Zunächst erhielt die Frau eine gesalzene Ohrseige, dann der Mann ein blaues Auge, weil ja bekanntermaßen ein Topf aus hartem Eisen besteht. Harte, giftige Worte schwirrten um den Morgenkaffee, und mit grollendem Herzen verließ Kokot sein Heim und machte sich auf den Weg zur Grube.

Inzwischen bekam der blaue Fleck an Hyazinths Auge einen herausfordernden Glanz, so daß die Kameraden nicht umhin konnten, sich nach der Ursache zu erkundigen. In der Not nahm Kokot seine Zuflucht zum Berggeist und erzählte, wie der ihm seit einiger Zeit keine Ruhe lasse, nicht einmal im Bett. „Hyazinth, steh auf!“ habe er in dieser Nacht mit ganz schrecklicher Stimme gerufen; und da sei eben der brave Hyazinth aufgefahren und stramm aus dem Bett gefallen und habe sich die Beule geschlagen. Gewiß, so war es vor sich gegangen.

„Um!“ machten einige, die es mit dem Berggeist und seinem Schützling nicht verderben wollten.

Nur der alte Stoffel, ein erfahrener Mann, nicht nur in der Grube, sondern auch in ehelichen Dingen, nahm seine Tabakspfeife aus den Zähnen, drückte die Asche umständlich fester und sagte dabei in seiner bedächtigen Art: „Ja, ja! In unserer verdächtigen Zeit ist es kein Wunder, wenn der Berggeist sogar in einen Weiberunterrock kriecht.“

Worauf Hyazinth Kokot dem Berggeist die Freundschaft kündigte und ihn niemals mehr erwähnte.

Max Niedurny.

Im Lindenduft

Wenn der goldene Abendstrahl über die Häuser flutet und neugierig in die Dachstubenfenster guckt, und es ist gerade Lindenblütenzeit, da stehen im Häuschen in der Salagasse hinter der Schule alle Fenster offen. Die im Erdgeschoß und die im Giebel über der rundbogigen Haustür. Und die beiden alten Lindenzweige davor sind ganz eingehüllt von honigschwerem, allerzartesten

Blütenstaub und Sommerduft. Der füllt die dümmrigen Stuben und Kammern, daß sie denken, es gäbe keinen schöneren Tag im Jahre.

Im Gang zwischen den altmodischen, modrigen Vorgärtchen steht an jedem Zaun eine Bank, und auf der Bank hocken die beiden Weidenbergs einander gegenüber. Es geht ihnen, wie den Stuben und Kammern in

ihrem Vaterhäuschen. Mit halbgeschlossenen Augen genießen sie das Sommerwunder der Lindenblüte, und es ist ihnen so wohl, so selig zu Mute.

Und wie der Abendglanz langsam verlischt, kommt die Erinnerung durch's Gäßchen geschritten, stellt sich zwischen die beiden Einsamen und raunt: „Wißt ihr's noch? Es war einmal . . .“

Ja, einmal . . . 's ist schon lange her . . . da waren sie jung und lebenslustig. Voll Hoffnung nach einer glänzenden Zukunft auf blumigem Lebenswege. Und hier auf diesem Bänkchen gab sich sorgloses Jungvolk ein abendliches Stelldichein im Lindenduft. Rosenfrische Mädchen mit blanken Augen und lustigem Lachen saßen zwischen stets zum Scherz aufgelegten Bürgerföhnen und kecken Burtschen. Und die beiden Brüder waren auch dabei. Immer mitten in dem jungfrischen Reigen.

Und hatten nicht gefreit, keine Blonde, keine Braune. Sind alternde, eckige, scheue Junggesellen geblieben. Einsame Menschen mit sehrender Seele.

Der Lindenduft ist heut so schwer, so schwül. Jrgendwo klingt ein Geigenton, so leicht hingeworfen wie ein Blumenhauch. Da haben die beiden Weidenbergs den gleichen Gedanken . . . Sie schleichen die knarrende

Stiege hinauf in ihr Stübchen über der Haustür. Den schönen Traum von damals, aus der Blütezeit ihres Lebens, müssen sie festhalten, ihn weiterspinnen . . .

Bald schwingt sich aus den Fenstern ein altes Tanzlied. Die Geige singt's, die Flöte klagt's auf die enge Gasse hinaus:

Herzliebchen mein unterm Rebendach,
O hör' mein kleines Lied!
Des Trauten Stimme, sie ruft dich wach,
Von Sehnsuchtschmerz durchglüht . . .

Sie spielen und spielen.

Unten vor der Haustür dreht sich gewiß die ganze Nachbarschaft in bedächtiger Tanz und summt das Liedchen mit. Wie die Wangen glühen, und die weißen und bunten Röcke flattern . . . Und es ist doch so still im Gange. Kirchenstill. Es war einmal . . .

Und dann ruhen die braune Geige und die gelbe Flöte auf den Knieen der Spieler, deren Gedanken fern, fern sind im goldenen Jugendland voll süßem Lindenduft und junger Liebe.

Vom Gärtchen entfernt sich ein klappernder Schritt. Jemand hat dem Spiel gelauscht. Da schrecken die Einsamen auf, und der ältere spricht in den warmen Blütendunst hinein: „Die Finger werden steif. Wir müssen wieder mal zusammen üben.“

M. Niedurny.

© weh! © wei! Solch' Lernerei!

Es wurd' ein Krebs sechs Jahre alt,
sollt' in die Schule gehen;
doch macht er vor der Tür schon halt:
„Will erst durch's Fenster sehen!“

Zwei Igel, Esel, Gans und Huhn
schon in den Bänken sitzen;
Der Igel schreibt, und Gans und Huhn
vom Rechnen schon sehr schwitzen.

„He! Krabbelkreb! Komm nur herein!
Hier lernst du vorwärts gehen,
und täl'st du immer fleißig sein,
würd'st du es bald verstehen.“

„O weh, o wei! Solch' Lernerei
soll jeden Tag mich plagen?
Ob eins und eins ist zwei, ob drei,
wer wird mich danach fragen? —

Nein, nein! — Ich kehre lieber um,
mag keine Schule sehen!“ —
Drum sind bis heut' die Krebse dumm
und müssen rückwärts gehen.

Leo Rinke.

Unkräuter

Von E. Czmoł, Gleiwitz.

Unter Unkraut versteht man im allgemeinen alle Pflanzen, die gegen den Willen des Menschen auf von diesem benutztem Boden wachsen, meist auf solchem, auf dem Nutzpflanzen von selbst wachsen oder kultiviert werden, wo sie also Ertrag schmälern. Diejenigen Unkräuter, die den Kulturpflanzen, besonders den keimenden, Luft, Wasser und Licht rauben, heißen verdämmende. Schmarogende Unkräuter ziehen ihre Nahrung aus anderen Pflanzen. Andere Unkräuter drücken andere Pflanzen zu Boden. Zwischen Menschen und Pflanzen herrscht ein ewiger Krieg, ein Kampf, der seit Jahrtausenden dauert und kein Ende kennt.

Wo der Mensch seine Hütte gründet, fällt der Wald mit seinen majestätischen Säulen; alle die Tausende kleiner Pflanzengeschlechter, denen kühler Waldschatten und feuchte Moosdecke Lebensbedürfnis waren, werden dem Verderben geweiht. Um das Haus herum erstreckt sich der kahle Hof als Tummelplatz für das gehegte Vieh. Und noch weiterhin vernichtet der Mensch die ursprüngliche Pflanzenwelt.

Auf Fahrweg und Fußsteig zertritt der Roffe Huf und des Wanderers Fuß den sprossenden Keimling. Auf den Fluren reißt der Pflug den Wiesengrund um und begräbt Gräser und Kräuter im Schoße der Erde, um einige wenige auserwählte Vieblinge zu pflegen.

Allein die Schar der Gewächse unterliegt nicht sofort widerstandslos. Wenn auch eine Menge zarter Geschlechter, wie z. B. unsere Waldorchideen, selbst nicht unter besonderer Pflege gedeihen wollen, sich höchstens so lange noch halten, als ihnen die Knolle vorrätigen Lebensstoff bietet, dann aber sterben, so bringen andererseits eine Anzahl zäher Gesellen unverdrossen vor und kämpfen mit unermüdlicher Ausdauer um jeden Fingerbreit Boden. Es ist die Schar der Unkräuter, die dem Landwirt, dem Gärtner zu schaffen macht. Zunächst begegnet uns eine Abteilung niedriger Kräuter mit unverwüthlicher Lebenskraft. Die Arten des Wegerich (*Plantago*) und Vogelknüterich (*Polygonum aviculare*) breiten sich wie ein Teppich auf dem festgetretenen Wege aus und scheinen umso besser zu gedeihen, je öfter des Menschen Fuß sie berührt. Das einjährige Rispengras (*Poa annua*) gleicht ihnen darin. Zwischen den Pflastersteinen der viel befahrenen Straße

findet es noch hinreichenden Schutz, sich anzubetten. Die geringe Menge Erde der Lücke ist ihm genug zur Ernährung, und hundert und aber hundertmal zu Boden getreten, richtet es sich eben so oft wieder auf, entfaltet seine Rippen, blüht und reift seinen Samen. Ist der Grund irgendwo etwas tiefer und dann vielleicht feuchter, so gesellt sich der allbekannte Löwenzahn oder Kuhblume (*Leontodon Taraxacum*) hinzu und entfaltet seine goldgelben Blüten.

Diese Gruppe von Unkräutern wird durch ihre Lebensfähigkeit vor dem Untergange geschützt. Eine zweite Abteilung Gewächse schließt sich den obengenannten innig an; es sind jene, die als Sinnbilder äußerster Geduldigkeit mit den unfruchtbarsten dürrsten Plätzchen vorliebnehmen, an denen sonst nichts Besseres gedeihen mag. Auf der Firster Mauer lassen Moose und Grasarten sich nieder. Unter letzteren besonders ein Verwandter des einjährigen Rispengrases, das zusammengedrückte Rispengras (*Poa compressa*), das seinen Namen von dem zweischneidig zusammengepreßten Stengel erhielt. Steinkraut (*Alyssum*) mit kleinen gelblichen Blüten und weißlich behaarten saftarmen Blättern; Steinfarn (*Lithospermum*) mit weißlichen Blumen; Mauerkresse mit sinkendem Laube; sparrig ausgebreitete Treppe usw.

Auf der höchsten Firste des Hauses weist mitunter der Landmann selbst dem Hauslaub (*Sedum tect.*) ein Plätzchen an und die dicken, fleischigen Blätterrosetten des Saftgewächses grünen ungestört weiter, entwickeln Sprossen und treiben Blütenstengel empor, als säßen sie noch auf den Felsen, die sie ehemals schmückten. Sein naher Verwandter, der Mauerpfeffer (*Sedum acre*) tut es dem Hauslaub darin gleich. Beide sind durch ihre Fähigkeit, in ihren Blättern größere Wassermengen aufzuspeichern, um damit über längere Trockenheitsperioden hinwegzukommen, bekannt.

Ganz entgegengesetzter Natur ist aber eine Anzahl Unkräuter, die die Wasserläufe und Gassen, die Schutthausen und Schmutzwinkel bedeckt. Gänsefußarten und Ampfer, Flohknöterich (wegen der schwarzen Flecken auf seinen Blättern so benannt), verschiedene Meliden, Bilsenkrout, Stachysel, Brennesseln, Gänsebitfeln, Vogelmiere, Binkelkrout und noch mancherlei andere wuchern an solchen Stellen gewöhnlich zu üppigen Dickichten auf. Sie alle siedeln sich dort an

und gedeihen daselbst vortrefflich, da sie den reichen Gehalt des Bodens an Stickstoff lieben. Stickstoffreich aber wird der Boden stets, sobald er tierische Abfälle, Dünger und dergleichen enthält, wie solches in der Nähe menschlicher Wohnstätten häufig der Fall zu sein pflegt. Die Unkräuter heften sich hartnäckig an die Fersen des Menschen und begleiten ihn bis in die entferntesten Erdteile. Dort, wo sie hinkommen, entwickeln und verbreiten sie sich auf Neuland viel stärker als wie in der alten Heimat. Auf altem Mauerwerk siedeln sich öfters junge Birken und Ebereschen an. Viele Ruinenpflanzen gehören zu denjenigen Pflanzen, deren Samen sich außerordentlich leicht verbreiten. Birken und Fichten, Kuhblumen und Cymbelkraut, Gräser und Mauerrauke haben so leichten Samen, bei einigen noch mit Flügeln oder Haarfröhen versehen, daß sie vom Winde bis auf die Rinne des Turmes gelangen, wo sie etwas Staub und verwitterte, vom Regen gesenktete Erde oder ein Flechtenbüschel und ein Plätzchen zum Keimen vorfinden.

Im Austausch mit anderen Weltteilen haben wir Unkräuter erhalten, die robuster als die einheimischen, mit erstaunlicher Geschwindigkeit bei uns Verbreitung gefunden haben. So z. B. das Kanadische Berufskraut (*Erigeron canadensis*). Wie sein Name schon sagt, ist Kanada seine ursprüngliche Heimat. Durch die reiche Menge seiner mit Federfröhen versehenen Samen, die schon vom leichten Luftzug weitergetragen werden, wird es zu weiten Wanderungen befähigt. Es findet selbst auf dem dürrsten, unfruchtbarsten Boden Nahrung genug, den bis etwa 1 Meter hohen Stengel zu entwickeln, den wegen seiner scharfen Behaarung nicht leicht ein Tier sich zur Nahrung wählt. Das Kanadische Berufskraut tritt in seiner neuen Heimat oft so massenhaft auf, daß es

an Eisenbahndämmen oft auf 100 Meter langen Strecken einzig und allein dichte Bestände bildet. Man erzählt, daß am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Büschel jener Samenwolle von einem Naturaliensammler benutzt worden sei, um den abgestreiften Balg eines Vogels damit zu füllen. Mit letzterem sei es nach Europa gekommen und gleichgültig beim Zubereiten des Vogels weggeworfen worden. Mit unheimlicher Geschwindigkeit hat es sich hier überall verbreitet. Einen ähnlichen Siegeszug hat auch das aus Peru stammende Knopfkraut oder Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora* Lav.) vollführt. Anfangs des vorigen Jahrhunderts ist es ihm geglückt, aus dem Berliner Botanischen Garten ins Freie zu gelangen. Jetzt ist es überall in Deutschland — massenhaft auch in Oberschlesien — auf den Feldern, in den Gärten und an den Zäunen verbreitet. Eine gleiche Verbreitung hat die aus Nordamerika bei uns eingewanderte strahllose Kamille (*Matricaria discoidea* D. C.) gefunden. Sie ist jetzt an allen Begräbern, Bahndämmen, Döckstellen und Schuttplätzen massenhaft verbreitet. Die Familie der Meliden und Gänsefußarten sowie die Knöterich- und Ampferarten liefern die zahlreichsten Vertreter der heftigen Unkrautflora. Ganze Wälder im kleinen bildet der Amaranth (*Amaranthus retroflexus* L.) auf Halben und Döckflächen. In Getreidefeldern und auf Rainen wuchert die geruchlose Kamille oder Wunderblume. Verbreitete Unkräuter sind auch die Schuttkeiße, Sophienrauke, die rote Taubnessel, der Giersch, die Hundspulste. In letzten Jahren hat die kleinblütige Balsamine (*Impatiens parviflora*) sich massenhaft verbreitet.

Auch die Unkräuter haben im Haushaltsplane der Natur ihren Zweck zu erfüllen und verdienen als solche unsere Beachtung.

Brücken

Mit knappen Formeln hat man ihre Last gemogen, hob aus den Werkplatztrümmern das verankerte Gewisse; und eines Tages wölbten sich die Brückenbogen in hoher Schönheit über die erstaunten Flüsse.

Als man mit ersten, harten Spatenstichen das Erdreich lockerte, war an den Ufern flache Leere; jetzt aber wiegen sich die königlichen Bauwerke stolz in ihrer ungezwung'nen Schwere

und münden leicht geneigt ins Labyrinth der Straßen. Nun breiten sich die Wasser zwischen den granitnen Borden und sind vor solchen ruhewollen Uebermaßen ganz tief und still und feierlich geworden.

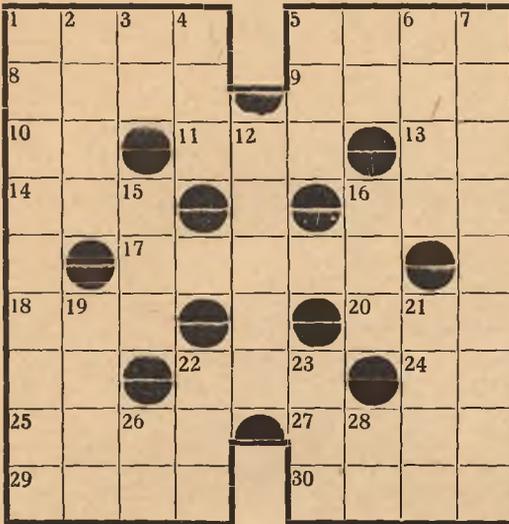
Leonhard Hora.

Rätsel-Cdfe

Kreuzworträtsel (Else Rostałski).

Kreuz und quer und dunkel oft
Geh'n des Lebens Pfade;

Niemals hättest du gehofft,
Gingen stets sie grade.



Wagerecht :

- Suppenzutat,
- Jungvieh,
- Blutgefäß,
- Deutscher Strom,
- Sonnengott,
- Ieblos,
- Ausdruck des Zweifels,
- Behörde,
- Artikel,
- Ort bei Danzig,
- Nordische Münze,
- Strom in Afrika,
- Form von „sein“,
- Chinesische Meile,
- Reinigungsmittel,
- Italienische Schauspielerin,
- Land in Asien,
- Schlufwort.

Senkrecht :

- Stadt in Spanien,
- Biblischer Männername,
- Note,
- Platz,
- Schmutz,
- Strom in Sibirien,
- Staat in Südamerika,
- Südfrucht,
- Eingang,
- Sohn Jakobs,
- Englische Schulstadt,
- Frauenname,
- Männlicher Kurzname,
- Frauenname,
- Umstandswort des Ortes,
- Vorwort.

Versteckrätsel (Else Rostałski).

Aus den Wörtern :

Barfot, Fastnacht, Unmensch, Balduin, Industriezentrum, Heiterkeit, G. Lapsel, Photographie, Merseburg, Wettrennen, Schrägeitel, Perfsien, Dichtung, Gedanke, Entrüstung, Piägstock, Nachtdunkel, Siedlung sollen je drei zusammenhängende Buchstaben herausgesucht werden, die, hintereinander gelesen, ein Wort von Wilhelm Busch ergeben.

Eile mit Weile

(vierfüßbig)



Beim 1 2 3 4 bin ich 1 4 immer,
nie große 1 3 habe ich dabei,
wenn auch das Reit dort unter der 2 3,
schon lange 3 2, ich mich drum nicht kümmer'.
So sprach die Ente, als sie im Begriff,
das erste 1 zu 3 4 mit Bedacht.
1, 1! hab' ich dabei ganz laut gedacht,
so'n Vieh hat manchmal fast Verstand und Schliß.

R. K.

Schuld und Sühne

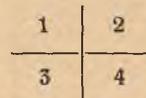
(dreifüßbig)

Ein Eins zwei gestern Nacht,
ganz vorsichtig und sacht,
mir meine Uhr von Zwei.
Doch sieh! Man hat ihn schon!
Für den Einszwei zum Lohn
setzt es der Jahre 3.

R. K.

Der Botaniker

(Silbenkreuz)



Er schweifte im Felde 1 3 und 3 1,
Um manches 1 2 (lateinisch) zu suchen,
Und alles, was ihm dabei kam in die Quer,
Versuchte, getrocknet, daheim er zu „buchen.“
Den 2 4 nur läßt er wohlweislich in Ruh,
Sein 1 2 3 4 bleibe sonst wohl nicht zu.

R. K.

Schwer und leicht

Mit Deiner 1 4 bist Du nicht imstande,
'ne 3 2 wenig nur vom Fleck zu bringen;
Doch 1 2 mit der 3 4 aufzutragen,
Mag jedem Dämchen, noch so schwach, gelingen.
Ihm ist die 1 2 3 4 unentbehrlich,
Am Toilettentische fehlt sie schwerlich.

R. K.

Baumeister gesucht

Ein ergiebiger 3 2
Kann ein großer 5 2 sein;
Doch wenn den 1 2 man ohne Schutz
Stehen lassen muß, ist er nit' nutz.
Nein — 'ne 4 5 3 bestimmt ist das,
Es ersäuft die 1 3, ohne Spaß!
Drum laß' ich mir jetzt, Ihr sollt mal schau'n!
Eine 1 2 3 4 5 schnell bau'n.

R. K.

Verzeichnis der Märkte und Messen

Erläuterungen der Abkürzungen: F — Ferkel; F — Flachs; Gefl — Geflügel; Gem — Gemüse; Gesp — Gespinnst; Getr — Getreide; Gse — Gänse; Ham — Hammel; Hon — Honig; J — Johrmarkt; K — Krammarkt; Klb — Kälber; L — Leinwand; P — Pferde; Pflh — Pflaumen und Rüsse; Prod — Produktenmarkt; R — Roß; Rdo — Rindvieh; Sam — Samen; Schf — Schafe; Schl — Schlachthof; Schw — Schwalne; B — Vieh; Witt — Wittualien; Wehn — Weihnachtsmarkt; Z — Ziegen.

Erläuterungen: Die Ziffern in runden Klammern () hinter dem Datum der Märkte beudet die Zahl der Markttagge an; wo keine Ziffer oder Tageszeit angegeben ist, dauern die Märkte einen Tag. Wenn mehrere Märkte der gleichen Gattung aufeinander folgen, so steht die Markttagge beim letzten Markt. Demnach bedeutet 27 Mai 14. Sept. nachm. K.; der Markt am 27. Mai dauert einen Tag, während nachm. sich nur auf den 14. Sept. bezieht; dagegen ist K die gemeinsame Markttagge für beide Märkte. — Gemeinden, die unter C nicht zu finden sind, sind unter R zu suchen und umgekehrt. — Ortsnamen mit einem Vorzeichen (wie Alt, Neu, Groß, Klein, Deutsch, Wendisch u. dgl.) sind unter Alt usw. zu suchen; dagegen sind die mit einem sonstigen Namenszusatz (z. B. Schloß, Amt, Flecken, Markt) verbundenen Ortsnamen unter dem Stammnamen gebracht.

Oberchlesien

Alt-Budkowitz 1 März, 4 Juli, 7 Nov. K. — **Alt-Poppelau** (Poppelau) 12 Juni RdoP-Schw, 16 Okt. RdoP-Schw. — **St. Annaberg** (Kr. Gr.-Strehlig) 23 Mai, 18 Sept. KRdoP-SchwZ. — **Banerwitz** 8 Mai, 5 Dez. KRdoP-SchwZ. — **Benthen** 7 Febr., 4 April KRdoP-SchwZ, 4 Juli RdoP-SchwZ, 3 Okt., 5. Dez. KRdoP-SchwZ. Jeden Dienstag und Freitag findet Schlachthofmarkt statt. — **Bladen** 10 April, 19 Juni, 11 Sept., 4 Dez. K. — **Borislawitz** (Gnadenfeld). Die Märkte fallen aus. — **Carlsruhe** 6 März RdoP-SchwZ, 29 Mai, 4 Sept. KRdoP-SchwZ, 30 Okt. RdoP-SchwZ. — **Cosel** 13 Febr. RdoP, 10 April KRdoP, 10 Juli RdoP, 28 Aug. KRdoP, 30 Okt. RdoP. Am 18. Mai und 6. Juli finden Fohlen- und Pferdeversteigerungen statt. — **Deutisch-Neukirch** 21 März, 24 Okt., 18 Dez. K. — **Falkenberg** 15 März KRdoP-SchwZ, 26 April RdoP-SchwZ, 7 Juni KRdoP-SchwZ, 16 Aug. RdoP-SchwZ, 27 Sept., 15 Nov. KRdoP-SchwZ. — **Friedland** 8 März KRdoP-SchwZ, 3 Mai RdoP-SchwZ, 5 Juli, 6 Sept., 17 Okt. KRdoP-SchwZ, 8 Nov. RdoP-SchwZ. — **Friedrichsgräß** 8 Febr., 14 Juni, 2 Aug., 8 Nov. KRdoP. — **Gleiwitz** 31 Jan., 28 Febr. RdoP-SchwZ, 20 März K, 28 März, 25 April, 30 Mai, 27 Juni, 25 Juli RdoP-SchwZ, 21 Aug. K, 29 Aug., 26 Sept., 31 Okt. RdoP-SchwZ, 20 Nov. K, 28 Nov. RdoP-SchwZ. Außer d. jed. Dienst. Produktenm. — **Gnadenfeld u. Pawlowitzke** 1 März, 6 Sept. KRdoP-SchwZ. — **Groß-Neukirch** 1 Mai, 4 Sept. KRdoP-SchwZ. — **Gr.-Stanisch** (Boskowska) 15 März, 24 Mai, 16 Aug., 15 Nov. KRdoP-SchwZ. — **Groß-Strehlig** 18 Jan. KRdoPZ, 8 März, 17 Mai RdoPZ, 21 Juni KRdoPZ, 9 Aug. RdoPZ, 27 Sept. KRdoPZ, 25 Okt., 29 Nov. RdoPZ. — **Grottkau** 9 Jan. Schw, 6 Febr. RdoSchw, 14 Febr. P, 6 März, 10 April Schw, 1 Mai KRdoSchw, 9 Mai P, 5 Juni Schw, 3 Juli RdoSchw, 11 Juli P, 7 Aug. Schw, 4 Sept. RdoSchw, 12 Sept. P, 9 Okt. KRdoSchw, 10 Okt. P, 6 Nov. Schw, 4 Dez. RdoSchw, 12 Dez. P. — **Guttentag** 27 März KRdoP-SchwZ, 15 Mai RdoP, 3 Juli KRdoP-SchwZ, 28 Aug. RdoP, 2 Okt. KRdoP-SchwZ, 6 Nov. RdoP. Die Märkte finden vormittags

statt. — **Katscher** 20 März, 23 Okt., 11 Dez. K. — **Kieferstädtel** 14 März RdoP, 6 Juni, 5 Sept., 7. Nov. KRdoP, 12 Dez. RdoP. — **Klein-Strehlig** 22 März KRdoP, 7 Juni RdoP, 20 Sept., 18 Okt. KRdoP. — **Konstadt** 8 Jan. Fl, 28 Febr. (1/2) RdoP-SchwZ, 10 April KRdoP-SchwZ, 16 Mai (1/2) RdoP-SchwZ, 3 Juli KRdoP-SchwZ, 15 Aug. (1/2) RdoP-SchwZ, 3 Okt. KRdoP-SchwZ, 14 Nov. (1/2) RdoP-SchwZ. Die 1/2-tägigen Märkte finden vormittags statt. — **Kostenthal** 14, 21, 28 Okt., 4 Nov. Kraut. Die Märkte finden vormittags statt. — **Kranowitz** 27 März, 12 Juni, 25 Sept., 6 Nov. KRdoP. — **Krappitz** 7 März KRdoP-SchwZ, 5 Juni (1/2) RdoP-SchwZ, 17 Okt. KRdoP-SchwZ, 4 Dez. (1/2) RdoP-SchwZ. Die 1/2-tägigen Märkte finden vormittags statt. — **Kreuzburg** 9 Jan. (1/2) RdoP-SchwZ, 13 Febr. (1/2) KRdoP-SchwZ, 27 März (1/2), 1 Mai (1/2), 5 Juni (1/2) RdoP-SchwZ, 31 Juli (1/2) KRdoP-SchwZ, 28 Aug. (1/2), 9 Okt. (1/2) RdoP-SchwZ, 27 Nov. (1/2) KRdoP-SchwZ. Die Krammärkte dauern 1 Tag; die 1/2-tägigen Märkte finden vormittags statt. — **Kupp** 2 Mai, 31 Okt. RdoP-SchwZ. — **Landsberg SD.** 25 Jan., 15 März, 5 Juli, 16 Aug., 25 Okt., 13 Dez. KRdoP-Schw. — **Langendorf** (Kr. Gleiwitz) 4 April KRdoP, 20 Juni RdoP, 26 Sept., 14 Nov. KRdoP. — **Leobischütz** 6 März RdoP, 24 April KRdoP, 12 Juni RdoP, 26 Sept., 27 Nov. KRdoP. — **Leschnitz** 2 Mai, 1 Aug., 3 Okt. K. — **Reiße** 20 Jan. (1/2) RdoP-SchwZ, 24 März (1/2) PalmRdoP-SchwZ, 18 April K, 12 Mai (1/2), 14 Juli (1/2), 15 Sept. (1/2) RdoP-SchwZ, 17 Okt. K, 17 Nov. (1/2) P, Die 1/2-tägigen Märkte finden vormittags statt. — **Neustadt DS.** 27 März, 4 Sept., 13 Nov. K. — **Obergloau** 27 Febr. RdoP, 29 Mai K-RdoP, 24 Juli RdoP, 9 Okt., 6 Nov. K-RdoP. — **Oppeln** 20 Febr. RdoP-SchwZ, 20 März KRdoP-SchwZ, 17 April, 15 Mai RdoP-SchwZ, 19 Juni KRdoP-SchwZ, 17 Juli, 21 Aug., 18 Sept. RdoP-SchwZ, 16 Okt. KRdoP-SchwZ, 20 Nov. RdoP-SchwZ. — **Ottmachau** 8 Mai, 18 Sept., 11 Dez. K. — **Patschkau** 1 Mai KRdoP-SchwZ, 28 Aug. K, 13 Nov. KRdoP-SchwZ. — **Peiskretscham** 27 März K-RdoP, 29 Mai RdoP, 7 Aug., 23. Okt. KRdoP-

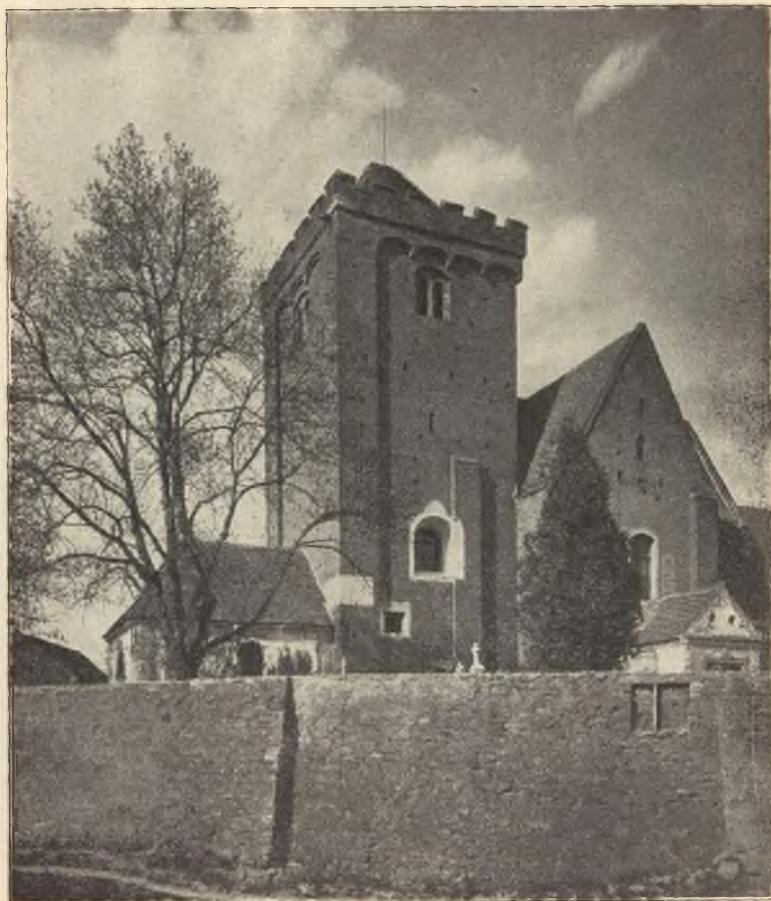
P, 11 Dez. RdoP. — **Pilchowiz** 8 Febr. RdoP, 3 Mai, 9. Aug., 8 Nov. RdoP. — **Pittchen** 6 Febr., 1 Mai RdoP Schw, 21 Juni RdoP Schw, 21 Aug. RdoP Schw, 20 Sept. RdoP Schw, 6 Nov. RdoP Schw. — **Prostau** 12 April, 21 Juni, 23 Aug., 25 Okt. R. — **Ratibor** 6 Febr. RdoP Schw Schfz, 15 Febr. Saat, 8 Mai RdoP Schw Schfz, 22 Juni Woll, 21 Aug. RdoP Schw Schfz, 13 Sept. Saat, 18 Sept., 18 Dez. RdoP Schw Schfz. — **Rosenberg DS.** 17 Jan. RdoP Schw, 7 Febr. R, 21 Febr., 21 März RdoP Schw, 13 Juni R, 8 Aug. RdoP Schw, 22 Aug. R, 5 Sept., 7 Nov. RdoP Schw. — **Schierofau** 11 April, 3 Okt. RdoP Schw. — **Schurgast** 1 März, 13 Juni, 20 Sept., 29 Nov. R Schw. — **Steinau** 11 Jan. RdoP Schw, 8 Febr. RdoP Schw

3, 15 März, 17 Mai, 12 Juli RdoP Schw, 13 Sept., 15 Nov. RdoP Schw. — **Tost** 1 März RdoPz, 24 Mai, 16 Aug., 18 Okt. RdoPz, 6 Dez. RdoPz. — **Tropowiz** (Kr. Leobschütz) 3 April, 5 Juni, 16 Okt. R. — **Zworog** 8 März R, 7 Juni, 23 Aug. R Schw, 15 Nov. R. Die Rindvieh- und Pferde-Märkte werden nicht mehr abgehalten. — **Ujezt** 7 März RdoPz, 2 Mai RdoP Schw, 4 Juli RdoPz, 5 Sept. RdoP Schw, 3 Okt. RdoPz, 5 Dez. RdoP Schw. — **Zawadzki** 6 Febr., 22 Mai, 7 Aug., 20 Nov. R. — **Ziegenhals** 7 März, 5 Sept., 14 Nov. R Schw. — **Zifz** 22 Febr. RdoP Schw, 26 April RdoP Schw, 28 Juni RdoP Schw, 27 Sept., 6 Dez. RdoP Schw.

Trächtigkeits- und Brütetkalender

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferden 48 1/2 Wochen oder 340 Tage. Eseltuten: 52 Wochen oder 365 Tage. Kühen: 40 1/2 Wochen oder 285 Tage. Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 124 Tage. Säuen: über 17 Wochen oder 120 Tage. Hündinnen: 9 Wochen oder 63-65 Tage. Fageln: 9 Wochen oder 60-65 Tage. Ein Haushuhn brütet in 20 bis 22 Tagen 16-20 Eier aus. Ein Truthahn brütet in 27-28 Tagen 15-20 Eier aus. Eine Gans brütet in 28-32 Tagen 12-15 Eier aus. Eine Ente brütet in 28-32 Tagen 15-18 Eier aus. Eine Taube brütet in 17-19 Tagen 2 und jährli. 6-10 Eier aus.

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Tragezeit bei				Anfang der Trächtigkeit	Ende der Tragezeit bei			
	Pferden, 340 Tag.	Kühen, 285 Tag.	Schafen, Ziegen, 154 Tag.	Schwein., 120 Tag.		Pferden, 340 Tag.	Kühen, 285 Tag.	Schafen, Ziegen, 154 Tag.	Schwein., 120 Tag.
1. Jan.	6. Dezbr.	12. Oktb.	3. Juni	30. April	5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dezbr.	1. Novb.
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	10. "	14. "	20. "	10. "	6. "
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	15. "	19. "	25. "	15. "	11. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	20. "	24. "	30. "	20. "	16. "
21. "	26. "	1. Novb.	23. "	20. "	25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "	30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Juli	30. "	4. Aug.	9. "	15. "	4. Jan.	1. Dezbr.
5 Febr.	10. "	16. "	8. "	4 Juni	9. "	14. "	20. "	9. "	6. "
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "	14. "	19. "	25. "	14. "	11. "
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "	19. "	24. "	30. "	19. "	16. "
20. "	25. "	1. Dezbr.	23. "	19. "	24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "	29. "	3. Aug.	9. "	29. "	26. "
2. März	4. Febr.	11. "	2. Aug.	29. "	3. Sept.	8. "	14. "	3. Febr.	31. "
7. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli	8. "	13. "	19. "	8. "	5. Jan.
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "	13. "	18. "	24. "	13. "	10. "
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "	18. "	23. "	29. "	18. "	15. "
22. "	24. "	31. "	22. "	19. "	23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "
27. "	1. März	5. Jan.	27. "	24. "	28. "	2. Sept.	9. "	28. "	25. "
1. April	6. "	10. "	1. Septb.	29. "	3. Oktb.	7. "	14. "	5. März	30. "
6. "	11. "	15. "	6. "	2. August	8. "	12. "	19. "	10. "	4. Febr.
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "	13. "	17. "	24. "	15. "	9. "
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "	18. "	22. "	29. "	20. "	14. "
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "	23. "	27. "	3. Aug.	25. "	19. "
26. "	1. April	4. Febr.	26. "	23. "	28. "	2. Oktb.	8. "	30. "	24. "
1. Mai	5. "	9. "	1. Oktb.	28. "	2. Novb.	7. "	13. "	4. April	1. März
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Septb.	7. "	12. "	18. "	9. "	6. "
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "	12. "	17. "	23. "	14. "	11. "
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "	17. "	22. "	28. "	19. "	16. "
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "	22. "	27. "	2. Septb.	24. "	21. "
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "	27. "	1. Novb.	7. "	29. "	26. "
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "	2. Dezbr.	6. "	12. "	4. Mai	31. "
5 Juni	10. "	16. "	5. Novb.	2. Oktbr.	7. "	11. "	17. "	9. "	5. April
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "	12. "	16. "	22. "	14. "	10. "
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "	17. "	21. "	27. "	19. "	15. "
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "	22. "	26. "	2. Oktb.	24. "	20. "
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "	27. "	1. Dezbr.	7. "	29. "	25. "
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "	31. "	5. "	11. "	2. Juni	30. "





Piffchen OÖ.



Kirche und Pfarrei Groß-Neukirch.



Neue Kraft

braucht die erschöpfte Scholle zur Sicherung der menschlichen und tierischen Ernährung. Nach der viel zu knappen Kalidüngung der letzten Jahre und dem starken Kalientzug ihrer Ernten ist die Wiederherstellung der alten Bodenkraft durch reichliche Kalidüngung die Voraussetzung für gute Ernten.

Risikominderung—ist der wirksamste Selbstschutz! Eine breitere Erzeugungsgrundlage des Betriebes mindert das Risiko und erleichtert die Anpassung an jede Marktlage, wenn Acker- und Grünland durch reichliche Kaliverförgung in voller Kraft stehen. Kali schützt vor Lager, Frost, Dürre, Rost, Fußkrankheiten und tierischen Schädlingen; es gleicht die Ungunst des Klimas und die natürliche Kargheit der Böden aus und sichert so die Erträge!

Begehrte Marktware muß nährreich, haltbar und von bestem Geschmack sein. Hochwertige Ware erzielt höhere Preise. Kali verbessert Hektolitergewicht und Backfähigkeit des Getreides, Geschmack und Haltbarkeit von Kartoffeln, Obst und Gemüse.

Überlegte Sparsamkeit führt zum Wirtschaftserfolg. Kalidünger helfen als unmittelbar ertragssteigernde Betriebsmittel sparen. Kali liefert größere Mengen an gehaltvollem „Kraft“-futter, verbilligt die Viehhaltung und die Erzeugung tierischer Produkte.

Auf der Grundlage alter Bodenkraft mit geringem Geldaufwand zu lohnenden Erträgen bester Beschaffenheit

durch **KALI**

Auflösungen der Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

1	2	3	4		5	6	7
f	a	g	o		k	a	l
8				9			
a	d	e	r		o	d	e
10			11	12		13	
r	a		t	o	t	n	a
14		15			16		
a	m	t		l	d	a	f
		17					
g		o	l	i	v	a	t
18	19				20	21	
o	e	r		v	n	i	l
			22		23	24	
f	t		f	e	i	l	i
25		26		27	28		
f	o	d	a	d	u	f	e
29				30			
a	n	a	m	a	m	e	n

Wagerecht:

1. Sago, 5. Kalb, 8. Ader, 9. Ober, 10. Ra, 11. tot, 13. na, 14. Amt, 16. das, 17. Oliva, 18. Der, 20. Nil, 22. sei, 24. Ei, 25. Soda, 27. Duse, 29. Anam, 30. amen.

Senkrecht:

1. Saragossa, 2. Adam, 3. ge, 4. Ort, 5. Kot, 6. Lena, 7. Brasilien, 12. Olive, 15. Tor, 16. Dan, 19. Eton, 21. Ilse, 22. Sam, 23. Ida, 26. da, 28. um.

Berstedrätsel

„So ist nun mal die Zeit allhie; erst trägt sie dich, dann trägt du sie.“

Wilhelm Busch.

Eile mit Weile

Ei	er
le	gen

Eierlegen — eigen — Eile — Erle — leer — Ei
legen — Ei, ei!

Schuld und Sühne

Dieb stahl — Stahl — Diebstahl.

Der Botaniker

Her	ba
ri	um

Schwer und leicht

Pu = der = qua = ste.

Baumeister gesucht

Wa = gen = re = mi = je.

Sommerproffen sind gräßliche Schönheitsfehler. Der Ansicht, daß man sie nicht beseitigen kann, muß erwidert werden, daß die Möglichkeit, Sommerproffen zu beseitigen, durchaus besteht, daß aber die Behandlung gegen diese, einen schönen Teint so gründlich zerstörende Ablagerung von Pigmentstoff unter der Haut eine sachgemäße und vor allen Dingen regelmäßige sein muß. Es hat keinen Zweck, acht bis vierzehn Tage eine Sommerproffen-Creme zu benutzen und dann wieder damit aufzuhören, sondern in der regelmäßigen Anwendung, in der täglich morgens und abends vorgenommenen Bleichwirkung liegt das Geheimnis des Erfolges. Pigment von der Firma Schröder-

Schönke, Berlin W. 28, Kleiststraße Nr. 26 vorn III, ist von ganz überraschender Wirkung.

Plagegeister. Reinlichkeit und Ordnung waren von jeher die größten Feinde des Haus-Angezielter. Aber neben ihnen bedarf die Hausfrau der Errungenschaften auf chemischem Gebiet, um all die lästigen Mitbewohner aus ihren Schluhwinkeln hervorzulocken und endgültig zu vernichten. Unlösliches „Siberol“ ist das zuverlässigste und billigste Mittel. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Preis pro Dose 80 Pfennig (siehe Anzeige).

Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden heißt: ein Musikinstrument spielen lernen! Immer

und überall ist beliebt, ja bevorzugt, wer mit einem Musikinstrument umzugehen weiß. Und — was heute besonders wertvoll ist — immer bieten sich dem Musikundigen Gelegenheiten zu guten Nebeneinnahmen. Wenden Sie sich an die leistungsfähige Musikinstrumentenfabrik Meinel & Serold in Klingenthal i. Sa., das größte Spezial-Verf.-Geschäft der Branche.

Fallen. Für den Jäger, Landwirt usw. ist es von Wichtigkeit, zuverlässige Fallen zu besitzen. Die Firma G. Grell & Co., Bayreuth (Schlef.) bringt ihre weltberühmten und erstklassigen Fallen zum Dange von Fuchs, Marder, Mitis usw. in Erinnerung. Preisliste Nr. K kostenfrei.

Niederlage Berlin: Richard Grieger, Cottbuser Damm 14



Niederlage Breslau: Heptner & Urner, Ohlauer Str. 34

Ein Likör für sich!

Thienelts echte
Grafschaft Glaser
Gebirgs-

Kroatzbeere

(Der Heimatliche)
Gesehlich geschützt!

Erfinder und Hersteller der

Echten Kroatzbeere:

Feinschnapsfabrik zur
„Echten Kroatzbeere“

Moritz Thienelt Schlegel

(Grafschaft Glaz)

Weisen Sie Nachahmungen zurück!

Diese sind minderwertig!

Bei ons doo ei a Barja,
do wächst fü edler Wein
os wie datt oa der Mosel,
os wie om deutsche Rheine.

Trohdamm hoot aa ons Gleeher
der Herrgoot nie verloon,
wenn ons, wie ofte 'm Laaba,
tutt Läd on Triebfenn drohn.

A ließ die Kroatzbeerrahma
ganz extra gult gedeihn,
a ließ doas Kroatzbeersaftla
ons Trank on Treestung sein.

Shenk eil! Es lächt 'm Gloase
wie feurriger Bordoos.
Trenk aus! A zwee, drei Schluckla
die macha Dich schonn froh.

On wenn Dich iehr a Glaasla,
a zweetes nooch derbarmst,
do werfchte gledlich, doß de
de ganze Welt emarmst.

Do fengste: Bei daam Saftla,
Zhr Leute, wammr blein!
Doas fool fier immer on ewich
Mei Leibgetränke sein!

Neu!

Thienelts

Neu!

Schüttboden Frühstücks-Kümmel

(Der Herrenlikör) Gesehlich geschützt

Hersteller:

Feinschnapsfabrik zur „Echten Kroatzbeere“

Moritz Thienelt, Schlegel, Grafschaft Glaz

Postversand: 2/1 Flaschen (auch sortiert) RM. 9.— incl. Porto und Verpackung



Täglich zehn Pfennig

gespart, ergibt bei 3 $\frac{1}{2}$ % p. a.

in 5 Jahren	RM 198,14
" 10 "	" 433,52
" 20 "	" 1044,99
" 30 "	" 1907,51

Darum spare auch Du bei der

Stadt-Sparkasse zu Ratibor

Rathaus, Ring 1

Original echter

Jerusalemmer Balsam

das berühmte Hausmittel bei allen Magen- und Darmstörungen
1/10 Ltr. 0,75 Mk. 1/4 Ltr. 1,60 Mk.



Originalecht mit der Schutzmarke Nr. 27834

Die berühmten

Pater Antonio-Pillen

bekannt als mildes, verblütend sicheres Abführmittel — Orig.-Sch. 0,45 Mk.

Zu beziehen durch alle Apotheken und den Hersteller:

Hirsch-Apotheke, Glatz
Ring 5 / Telefon 2757

PICKEL, MITESSER —



Wie peinlich empfinden Sie selbst schon die Unreinheiten Ihrer Haut, aber — wie abstoßend müssen sie erst auf andere wirken. Wie oft mag ein unappetitlicher Teint Glück und Liebe zerstören. Verwenden Sie daher mit vollem Vertrauen meine ALBULA-KUR. Schon nach der ersten Anwendung bessert sich Ihre Gesichtshaut ganz auffallend. Pickel, Mitesser, welk werdende, graue, fahle u. großporige Haut, sowie durch Pickel entstandene Unebenheiten verschwinden samt d. Entstehungsursachen. Sie erhalten einen wundervoll verjüngten Teint, der jeden bezaubert. Gar. f. Unschädlichkeit und Erfolg. Preis M 6.— franko. (Nachn. —.40 mehr.)



Nasenröte — verfärbte Haut an der Nasenpartie sind Schönheitsfehler, die oft zu Unrecht Anlaß zu Spötteleien geben. Man benutze eine Kurpackung des bewährten „Bleichpräparat A“, das eine rasche Besserung dort bringt, wo anderes bereits erfolglos angewandt wurde. Preis M. 5.40 franko. (Nachnahme —.40 mehr.) Versand durch allein. Herstell.:

SCHRODER-SCHENKE gegr. 1896
Berlin W. 28, Kleist-Str. 26 II.

Das kath. Reisebüro

der

Oberschl. Wallfahrtsleitung

mit dem Sitz in **Beuthen OS.**, gegr. 1919
veranstaltet wie alljährlich, auch im Jahre 1934

mehrere Pilgerfahrten

nach **Palästina / Rom / Lourdes** usw.
Ebenso sind **mehrere Fahrten zu den
Passionsspielen nach Oberammergau**
vorgesehen.

Die Oberschl. Wallfahrtsleitung ist kein geschäftliches Unternehmen. Sie ist eine kath. Reisevereinigung, die es sich zur Aufgabe macht, in **uneigennützig**er Weise Fahrten auf **billige** Art zu veranstalten. Viele Anerkennungen von kirchlichen und weltlichen Behörden, sowie prominenten Persönlichkeiten bestätigen, daß die Oberschl. Wallfahrtsleitung sämtl. Reisen gewissenhaft und zur vollen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Prospekte für 1934 im

Kath. Reisebüro, Beuthen OS.

Donnersmarckstraße Nr. 13 / Telefon 3864

Zum Fabrikpreise

liefern wir direkt
an **Private** unsere
**Damen- und
Herren-
Fahrräder** in
bester Qualität.



Katalog gratis
und franko.

Friedr. Herfeld Söhne NEUENRADE Nr. 609 Westfalen

In 5 Minuten

Nichtraucher! Alkohol-Entwöhnung

Das größte Wunder!

vollständige!

Erfolg garantiert. Auskünfte kostenlos.
Buch „Der Arzt im Hause“ kostenlos.

Aug. Müller & Co., Friedrichshagen K 1 b. Berlin

Willkommen!

in jeder Bauernfamilie ist das weltbekannte gittfreie Hausdokterbuch von einem alten Piarer Kneipp-Schüler, betitelt
„Weg zum Glück der Gesundheit“

mit Tausenden altbewährten Volksheil- und Hausmitteln. —
550 Seiten. 31. Auflage, franko 4 Mk. Bestell-Adresse:

Joh. Maier's Verlag, München, Waltherstr. 22

Ausgerottet werden **Küchenkäfer**
wie **Russen, Schwaben,**
Ameisen etc., sowie **Hundeflehe** durch
Anwendung von **Uhligs „Sicherol“**
Dose 80 Pfg. Garantierte Wirkung.
Zu haben in **Apotheken und Drogerien.**
Hersteller: **C. A. Uhlig, Amberg.**

Das Geheimnis des großen Heilers und Medizinmannes der Oh-va-ta-Hui-Indianer

Vor einiger Zeit hatte die Vereinigung englischer Gelehrter eine Expedition in das Innere der südamerikanischen Urwälder geschickt. Sie sollte das Geheimnis des Medizinmannes der wilden Oh-va-ta-Hui erschließen, von dessen wunderbaren Heilkünsten an den Lagerfeuern aller Stämme erzählt und gesungen wurde. Sollte er doch sogar Tote wieder zum Leben erweckt haben! Nach unfählichen Leiden und Schwierigkeiten, nachdem fast alle Teilnehmer der Expedition den Strapazen, den Stürmen, den wilden Tieren, den giftigen Schlangen und anderem Gewürm des Urwaldes, den Feinden feindlicher Indianer erlegen waren, fand der Führer mit den wenig übriggebliebenen Getreuen das Heiligtum des „Großen Heilers“. Er konnte sich davon überzeugen, daß die Berichte zum größten Teile wahr gewesen hatten. Selbst die Erwägung vom Tode sah er. Allerdings war es

nur ein Scheintod vom Stich eines giftigen Insekts, der aber sonst immer zum endgültigen Tod führt.

Es gelang ihm auch, das Vertrauen des Medizinmannes zu gewinnen. Dieser kannte sogar die Länder des weißen Mannes, die er als junger Mann mit einem Birkus durchzogen hatte und deren Sprache ihm ein wenig bekannt war. Er erklärte sich denn auch bereit, sein Geheimnis preiszugeben, aber nur unter der Bedingung, daß das Päckchen, in dem er es verbara, erst in England geöffnet werden sollte. Das geforderte Versprechen wurde gegeben. Der Rückmarsch der Expedition ging rasch und ohne Verluste vorstatten, da der Medizinmann einen Geleitsbrief ausgestellt und für die schwachen Teile des Wegs Führer mitgegeben hatte.

Vor einigen Wochen nun fanden sich die Gelehrten, welche die Expedition ausgerüstet hatten, zu einer Sitzung in London zusammen. Mit Spannung sahen sie der Deffnung des geheimnisvollen Päckchens entgegen. Doch ihr Er-

staunen war ebenso groß wie ihre Bestürzung, als sie den Inhalt sahen. Es war nichts als ein bedrucktes Blatt! Sie untersuchten die Sprache, in der es gedruckt war — und siehe da: Es war deutsch! Ein Blatt, genau wie das, das wir auf der dritten Umschlagseite für unsere Leser abgedruckt haben und das bestimmt allen, die gesund werden und gesund bleiben wollen, von goldbarem Werte erscheinen wird.

Auf diesen wenigen Worten hatte der „Große Heiler“ seine ganze Kunst aufgebaut! Die englischen Professoren und Doktoren hüllten ihren Mund in tiefstes Stillschweigen. Das ist verständlich. Ihrer Gelehrsamkeit geht eben gerade das Höchste ab, nämlich das, was der „Große Heiler“ befaß: **Die Weisheit!**

Fahrräder zu Fabrikpreisen. Wer von unseren Lesern sich ein wirklich gutes Fahrrad anschaffen will, dem empfehlen wir, die Anzeige der Firma Friedr. Herfeld Söhne im Anzeigenteil unseres Kalenders beachten zu wollen.

I n h a l t

Seite	Seite	
3 Vorwort, „Glück auf“ 1934	90—97 Humor in Wort und Bild	Fr. Eb., R. K.
4—27 Kalendarium	98 Purzel, der Papagei	Onkel Waldemar
5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 25, 27, Gedichte von Christine v. Winkler, Leonhard Hora, Gertrud Aulich, Robert Karger.	101 Frühlingsanfana, Gedicht	Else Rostalski
28—29 Postgebühren, Wellenverteilungsplan	102 Neisse als Renaissancestadt	Dr. Paul Knötel
30 Kennzeichen für Kraftfahrzeuge, Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten	104 Agalich Weibla, Gedicht	Karl Klings
31 Jagdschloß Kunigundenruh	105 Friedrich der Große und die oberschlesische Landwirtschaft	P. Römer
32 Ebbe u. Flut, Gedicht	111 Friedrich der Große in der oberschlesischen Sage	Dr. Paul Knötel
33 Letzter Sonnentag	113 Maimorgen, Gedicht	Else Rostalski
38 Der Mönch	114 Insekten als Heilmittel	Julius Stephan
39 Peter Janiks Leiden	119 Sommerfestigkeit, Gedicht	Franz Cingia
48 Eine Liebesgeschichte aus Sowjetrußland	119 Bei der Wngonmühle in Brzesniß OS., Gedicht	A. Marg
53 Bekenntnis	120 Aus der oberschlesischen Kriegervereinsgeschichte	Artur Schiller
54 Das Doppelgeschenk	123 Zwei Gedichte	Eugen Kaboth
55 Die Menschen	124 Das Schicksal des Braugartens	Mag Niedurny
56 Die Lage der Landwirtschaft	124 Glück, Gedicht	Else Rostalski
57 Aufjunge Landarbeiterinnen Chr. v. Winkler	125 Alfred Wlozka, ein oberschlesischer Dichter	Dr. Karl Schindler
58 Ein fast vergessener deutscher Volksstamm	127 Alraun	Artur Schiller
60 Herbstliche Elegie	128 „Pilzemann, Pilzemann, Pflzemann“	Wunschik
61 Der Pierun	130 Wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt?	S. K. Kull
65 Schmerzliches Idyll	131 Rückblicke	Else Rostalski
68 Ein Landfremder	134 Durch den Türspalt eines Lebens	Fritz Eischka
72 Labussek	136 Mondnacht	Gertrud Aulich
75 Blütenträume	137 Die heilige Stunde, Gedicht	L. J.
76 Der Bruder	138 Der Berggeist auf Abwegen	Mag Niedurny
77 Der Schuß n. d. Marienbilde	138 Im Lindenduft	Mag Niedurny
79 Ein Märchen, worin kein Mensch etwas Wahres finden wird	139 O weh! O wei! Solch' Lernerei!	Leo Rinke
81 Der Konda mit der Laute	140 Unkräuter	E. Czмок
83 Ueberlistet	141 Brücken, Gedicht	Leonhard Hora
83 Oberschlesisches Wiegenlied, Gedicht	142 Rätzel-Ecke	
84 Bollstoat und Taifstoat	143 Verzeichnis der Märkte und Messen	
85 A verpuchter Junge	144 Trächtigkeits- und Brütkekalender	
87 Erkenntnis, Gedicht	145 Anzeigen	
88 Die Kuhjungs auf der Krähenwiese	146 Auflösungen der Rätzel-Ecke	
89 Großstadtabend, Gedicht		
89 Der alte Pflanzensammler, Gedicht		

50 000 Mark Jahresverdienst erzielt in Amerika ein Harmonikaspieler, ein früherer italienischer Maurer, mit seiner dramatischen Biegharmonika. Diese in Deutschland immer mehr in Aufnahme gekommenen Instrumente sind von einer wundervollen Tonfülle, und wer sich für ein solches Instrument interessiert, beachte die Anzeige der Firma Gersfeld & Co. in Neueneude in Westfalen im Anzeigenbeil unferes Kalenders. Genannte Firma ist für den Bezug von Harmonikas, Bandonikas, Zithern, Violinen, Mandolinen, kurz aller Musikinstrumente, die man sich wünscht, deshalb besonders zu empfehlen, weil auf die Lieferung von Qualitätsware zu niedrigen Preisen besonders Wert gelegt wird. Als besondere Spezialität

werden Elektro-Sprechapparate fabriziert und zu Fabrikpreisen an Private geliefert. Wer sich also für die Anschaffung eines Instruments interessiert, wende sich vertrauensvoll an genannte Firma.

Neue Kraft dem Boden! Fedwede Antrengung zur Erhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes ist von vornherein nutzlos, wenn der Boden nicht mehr die Kraft besitzt, gute Ernten hervorzubringen. Landwirt und Gärtner müssen daher alljährlich darauf bedacht sein, dem Boden in Form von Nährstoffen diejenigen Kräfte neu zuzuführen, die ihm durch jede Ernte entzogen werden. Dabei muß die Kalidüngung besonders ausgiebig sein, da sie die Voraussetzung für die billige Erzeugung einer in Bezug auf Nährwert,

Sektolitergewicht, Geschmack und Haltbarkeit hochwertigen Marktware ist. Eine reichliche Kalidüngung bietet außerdem beste Sicherheit gegen vernichtende Ernteaussfälle durch Lagerfrost, Witterung, pflanzliche und tierische Schädlinge. Sie ist ferner die Voraussetzung für billiges und helles wirtschaftseigenes Futter und verbilligt damit auch die Viehhaltung sowie die Erzeugung tierischer Produkte. Im Obst- und Gemüsebau schafft Kali Kollernten sowie gesunde, schmackhafte und haltbarste Erzeugnisse. Eine ausgiebige Kalidüngung ist also eine unentbehrliche Vorbedingung für die Versorgung des Inlandmarktes mit einheimischen landwirtschaftlichen Qualitätserzeugnissen.

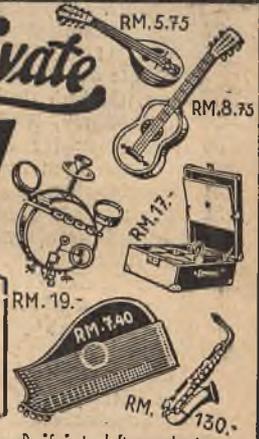
Direkter Bezug ab Fabrik bez. Spez. Verf. **verbilligt!**
Geschäft

Versand direkt an Private



**GÜNSTIGE RATENZAHLUNGEN
UMTAUSCH BEI NICHTGEFALLEN**

Über **1 MILLION**
in den letzten Jahren
zur Zufriedenheit belieferte
MUSIKFREUNDE
bezeugen die außerordentliche
Preiswürdigkeit unserer Angebote.
Ca. 30000 Dankschreiben.
Keine Konkurrenzfirma kann nur annähernd
mit gleichen Zahlen dienen.
Jeder Instrument & Tasche zur Probe.
Aufträge von RM.10.- an



Eingefetzte Verkaufspreise sind die

niedrigsten Preise jeder Instrumentengruppe

GRÖSSTES MUSIKINSTRUMENTEN

VERANDGESCHÄFT DEUTSCHLANDS

Meinel & Herold, Klingenthal i.S. / 677

MUSIKINSTRUMENTE, -SPRECHAPPARATE- U. HARMONIKAFABRIK
Verlangen Sie sofort unseren Hauptkatalog. Zufundung erfolgt kostenfrei.

Haben Sie nur Intresse für chromat. Harmonikas, wollen Sie Spez.-Liste E verlangen

Niemals dürfen Sie anderweitig kaufen

ohne sich vorher gratis u. franko unseren neuen Haupt-Katalog zu bestellen. Wir versenden gegen Nachnahme:



Wiener Harmonikas
in bester Qualität
10 Tasten, 2 Bässe Mk. 8.-
21 4 13.-
21 8 15.-



Bandonikas
mit Stahlstimmen, zu
spielen wie eine Har-
monika. Form u. Ton
wie Bandoneon
Tasten Bässe Mk.
10 4 11.-
21 8 21.-



**Piano-
Künstler-
Harmonikas**
von Mk. 55.- an



**Chromatische
Künstlerinstrumente**
mit Aluminium-
platten, allerbesten
Stahlstimmen
und Baßkuppelung
Tasten Bässe Mk.
56 60 112.-
70 80 120.-



**Bozener
Harmonikas** mit
feinst. Stahlstimmen
und Hellklobüssen
Tasten Bässe Mk.
21 8 65.-
34 16 95.-



**Gitarre-
Zithern**
mit 50 Stück
Noten-
blättern
in 5 ak-
kordig
41 Saiten
Mk. 8.-

6 akk., 49 Sait. Mk. 9.50
**Sämtl. übrigen Instru-
mente zu staunend
billigen Preisen!**

10 Jahre Garantie

für die Haltbarkeit der Stahl-
stimmen in den Instrumenten.



Mandolinen
von Mk. 5.- an



Gitarren
von Mk. 9.- an

Lauten v. Mk. 12.- an



Violinen
von Mk. 4.50 an
mit Kasten u. Roggen
kompl. v. Mk. 10.- an

Trompete in C
oder B
Mk. 36.-



**Christ-
baum-
unter-
sätze**
mit
Musik
von
Mk. 24.-
an.



Sprechapparate
nur noch Mk. 30.-
Eichengeh., 42x42x31 cm,
1a. Federschneckenwerk
mit 5 Min. Laufzeit, Sami-
Plattenteller u. Selbstbstf.



**Dieser neueste
Schlager-Apparat**
in Eiche, mit Doppelfeder-
Schneckenwerk kostet mit
Zubehör nur Mk. 42.-



**Koffer-
Sprach-
Apparate**
v. Mk. 35 an



**Salon-Apparat
Schrank-
form** von
Mk. 55.- an

Radioapparate Netzanschluß-
Empfänger m.
eingebautem Lautsprecher, wird wie eine Tisch-
lampe an die Lichtleitung angeschlossen, ar-
beitet ohne Akkumulator und Anodenbatterie.
Klarer Empfang. Kompl. Station Mk. 75.-
Unsere Instrumente
sind die

Garantie: Umtausch oder Geld zurück, daher kein Risiko!

Herfeld & Comp. in Neuenrade Nr. 309 Westf.
Tatsächlich größte und leistungsfähigste Musikinstrumentenfabrik in Neuenrade

Der Frühling bringt neue Hoffnung!



Überall weckt die Frühlingssonne neues Leben! - Die Pflanzen sprengen die winterlichen Fesseln. Hierig recken sie sich dem Lichte entgegen. Mit allen Voren trinken sie das Sonnenelixier in sich hinein und füllen sich zum Bersten mit Kraft und Gesundheit. - Und daher rührt die wundergleiche Heilkraft der Pflanzen. Blätter und Blüten sind von der Vorsehung dazu geschaffen, die unsichtbaren Kräfte der Natur zu sammeln und aufzuspeichern zum Nutzen und Heile der Menschen.

Lesen Sie einmal, was der berühmte Kräuterkundige Carl Haldet in Philippsburg darüber in dem Buch „Das Pflanzenheilverfahren“ geschrieben hat. Preis 1.- Mk., bei einer Bestellung im Werte von 10.- Mk. geben wir es kostenlos mit. Für jedes Leiden stellen wir eine Spezialmischung bei.



Arterienverkalkung

verursacht Schwindelgefühl, hohen Blutdruck, Gedächtnischwäche, Schlaganfälle (oft tödlich). Herbaria-Arterienkräuter Nr. 4 lösen Kalk- und Harnsäureablagerungen auf, reinigen das Blut gründlich, senken den Blutdruck herunter, beugen Schlaganfällen vor, verlängern das Leben und die Arbeitsfähigkeit.

Asthma

verursacht Angstgefühl, Beklemmung, Druck auf der Brust, Erstickungsanfälle und Leiden der Atmungsorgane. Herbaria-AsthmaKräuter Nr. 6 wirken schleimlösend, hustenreizmildernd, krampfstillend und bekämpfen asthmatische Beschwerden mit hervorragendem Erfolge.

Blasen- und Nierenleiden

verursachen heftige Schmerzen im Unterleib und Rücken, Brennen beim Urinieren und hinterlassen bei Vernachlässigung Schwäche der Blasenmuskulatur, schwere Nierenleiden usw. Herbaria-Blasen- und Nierenkräuter Nr. 12 lösen Grief- und Steinablagerungen auf, reinigen die Harnorgane kräftigen Blase und Nieren.

Blutunreinigkeiten

bilden den Nährboden für sehr viele Krankheiten, insbesondere für Hautausschläge, Widel, Welschwäre, Flechten, Gicht, Rheuma, Arterienverkalkung, Krebs usw. Wer seine Gesundheit lieb hat, sorge für gründliche Entgiftung, Reinigung und Auffrischung seines Blutes durch unsere altbewährte und mit Erfolg gekrönte Herbaria-Blutentgiftungs- und Entfäuerungs-Kräuter Mischung Nr. 19.

Gallensteine

bilden sich durch Zusammenballen abgelagerter Rückstände in der Gallenblase und verursachen sehr häufig beim Passieren der Gallenblaugänge den gefürchteten und sehr gefährlichen Gallen-Kolik-Anfall. Herbaria-Gallenstein-Kräuter Mischung Nr. 40 wirkt auflösend auf diese Ablagerungen und fördert die Auflösung und Ausscheidung der Gallensteine.

Jedes Mittel ist in nachstehenden Verbrauchsformen lieferbar, so daß man die einmal begonnene Kur auch auf der Reise oder während der Arbeit unbemerkt und ohne Schwierigkeiten fortsetzen kann:

Spezial-Kräutertees, je nach Sorte 2.- bis 8.- RM, Kräuter-Tabletten, Schachtel mit 200 Tabletten 3.- RM, Kräuterkapseln-Mischungen aus frischen Kräutern, je nach Salmischung 2.- bis 8.- RM.



Herbaria

Kräuterparadies Philippsburg & 208/34, Baden

Gicht und Rheuma

sind die Folgen von Ansammlungen überschüssiger Harnsäure im Blut. Viele berkeilig sich zu trisartartigen Krämpfen und verursachen fürchterliche Schmerzen. Herbaria-Harnsäurekräuter Nr. 44 wirken auflösend und ausscheidend auf Harnsäureansammlungen, verbüßen die Krämpfe und haben schon viele Gicht- und Rheumakranke von ihrem Leiden befreit.

Herzleiden

Mangelhafte Herzstätigkeit verursacht Bleichsucht, Blutarmut, Nervenleiden, Neurasthenie. Herzleidenen sollten rechtzeitig unsere Herbaria-Herzkräuter-Heilmittel Nr. 52 gebrauchen, welche Herz und Nerven kräftigen, beruhigen und regulierend auf die Herzstätigkeit einwirken.

Lungenleiden

tuberkulöse sowie tuberkulöse, werden außerordentlich wirksam bekämpft durch die nach ärztlicher Vorschrift hergestellten Herbaria-Lungenkräuter-Präparate Nr. 66. Diese wirken schleimlösend und dienen gleichzeitig zur Förderung der Verkapelung tuberkulöser Bazillen-Herde in der Lunge. Weiter wirkt diese Mischung auch kräftigend auf den ganzen Organismus. Kreisärztliche Gutachten liegen vor.

Magenleiden

Magenschmerzen, Sodbrennen, Magen- und Darmatarrh, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit, schlechte Magenäfte bekämpft man wirksam durch Herbaria-Magenbitter-Kräuter Mischung Nr. 68, welche die Magenerven beruhigt und kräftigt, den Appetit anregt, die Magensäure neutralisiert und den Verdauungsprozeß fördert.

Nervenleiden

äußern sich hauptsächlich durch Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Müdigkeit, geistige Ermattung, Nervenalters, erhöhte Reizbarkeit usw. Ein alterndes Bekämpfungsmittel hierfür sind die Herbaria-Nervenkräuter-Präparate Nr. 80. Sie machen nebenberuhigenden, schlaffördernden und energieerlethenden Einfluß auf den ganzen menschlichen Organismus geltend. Tausende Dankschreiben!

Serner stellen wir alle naturreinen Frucht-, Gemüse- und Heilpflanzen-Rohstoffe aus den frischen (grünen) Gewächsen auf kaltem Wege gepreßt her, wie Birkenfäst (bei Harnsäure, Gicht, Rheuma, usw.), Brennesselfäst.

Viele weitere Sorten lieferbar. Preis pro Flasche von 1,20 bis 2.- RM je nach Saflorte. Ab 3 Flaschen Frankofreierung. Ausführliche Broschüre kostenlos.

Pracownia Śląska

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000936008



II 137910/0/1934

Durch Billigkeit ist W



Przyszkowski-Weine

und Spirituosen

seit 1872

als gut und billig bestens bekannt.

In den gewaltigen Kellereien der Firma, einer Sehenswürdigkeit Ratibors, lagern mehrere hunderttausend Flaschen u. Liter

köstlicher, wohlgepflegter Weine

von Weingütern und Winzern direkt bezogen. Ein Stamm von vielen Tausenden zufriedener Kunden bietet sicherste Gewähr für Reellität und Leistungsfähigkeit unserer Firma, denn

Weineinkauf ist Vertrauenssache.

Hoflieferant

Felix Przyszkowski

G. m. b. H.

Wein- und Spirituosen-Großhandlung

Eigene Likör-Fabrikation

Altdeutsche Weinstuben mit warmer Küche

Ratibor

Beuthen /
Bahnhofstr. 9

Gleiwitz /
Ring 25

Hindenburg
Kronprinzenstr. 301